
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817



DAS FORUM

HERAUSGEBER:
WILHELM HERZOG

1. Jahrgang
1914/15

FORUM-VERLAG LEOPOLDSTR. 10 MÜNCHEN

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1977

Gedruckt nach einem Original der Bayerischen
Staatsbibliothek München

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

INHALTSVERZEICHNIS

Juli 1914

August—September 1914

Oktober 1914

November 1914

ALPHABETISCHES REGISTER



DAS FORUM

Heft 1 *April 1914* *I. Jahrgang*

TAGEBUCH

VON WILHELM HERZOG

KRIEG

»EINE RUSSISCHE HERAUSFORDERUNG«

Petersburg (Privattelegramm.) Die Börsenzeitung veröffentlicht aufsehenerregende Erklärungen eines hohen Militärbeamten, hinter dem man den russischen Kriegsminister vermutet. Darin heißt es: »Wir können stolz behaupten, die Zeiten der Drohungen sind vorüber! Rußland muß fernerhin keine Drohungen mehr fürchten, die russische öffentliche Meinung hat keinen Grund mehr, sich zu beunruhigen. Wir stellen im vollen Bewußtsein der Macht unseres von der ausländischen Presse beleidigten Vaterlandes fest, daß das Hauptziel der Landesverteidigung erreicht ist. Bisher hatte der russische Operationsplan einen defensiven Charakter, heute wissen wir, daß die russische Armee im Gegenteil eine aktive Rolle spielen wird. Heute ist eine befestigte Verteidigungslinie an die Stelle einer Reihe von Forts getreten, es sind die früheren defensiven Bahnen verlassen worden. Unsere Kavallerie ist beträchtlich vermehrt worden und bildet ein homogenes Ganze, unsere Artillerie besitzt Geschütze, die den fremden Modellen nichts nachgeben und unsere Feldgeschütze sind sogar denen anderer Staaten überlegen. Unsere Artillerie . . .« So spielen sie mit dem Feuer. Kein Tag vergeht mehr ohne die irrsinnigsten Drohungen.

In Krupps Hauptstadt redet der General Keim: »Es hat ein deutscher Ministerpräsident ausgesprochen, daß mit den Rüstungen

jetzt Schluß sein müsse, denn das deutsche Volk könne weitere Opfer nicht mehr bringen.... Beim Wehrverein handelt es sich nur um die Feststellung der Wahrheit, und die ist, daß wir unseren möglichen Gegnern nicht gewachsen sind. Wir müssen uns weitaus stärker machen, als wir es sind. Nur wenn wir stark gerüstet sind, nehmen wir unseren Gegnern den Mut, uns anzufallen und uns von Osten und Westen her in die Zange zu nehmen und zu zerquetschen. Ist es nicht besser, wir opfern noch eine Milliarde und bewahren uns damit den Frieden, — oder wir tun nichts zur Erhöhung unserer Wehrkraft; und im kommenden Krieg werden unsere Frauen und Töchter von den Kosaken und Turkos geschändet, Frankreich nimmt uns Elsaß-Lothringen, Rußland Ost- und Westpreußen, und es wird aus uns eine Kriegskontribution von mindestens dreißig Milliarden herausgepreßt. Es gibt nur diese zwei Wege».

Der Gute, er fordert nur eine Milliarde, damit unsere Frauen und Töchter nicht von den Kosaken und Turkos geschändet werden. Er prophezeit, daß man uns Elsaß-Lothringen, Ost- und Westpreußen und dreißig Milliarden abnehmen wird, wenn wir jetzt nicht noch eine einzige Milliarde für neue Rüstungen bewilligen. Und dieser draufgängerische Gehirnschwund ist bei uns General.

Wann werden wir endlich die unfruchtbare Tätigkeit der liberalen Friedensapostel ablösen durch ein aktives Vorgehen aller Geistesmenschen, die gemeinsam mit den Tausenden von Arbeiterbataillonen die Phalanx zu bilden hätten, um dem Wahnsinn eines Krieges vorzubeugen, der in Mitteleuropa ausbrechen könnte. Es wird geschwätzt und geschwätzt. Nobels Friedenspreise werden weiter verteilt, Friedenskongresse werden abgehalten. Friedenspaläste werden mit Pomp und Heuchelei errichtet. Die Paläste stehen da, und jeden Tag kann an irgend einer Ecke Europas ein Krieg ausbrechen. Ohnmächtig würden wir dem Morden zusehen oder uns gar selbst daran beteiligen müssen.

In einem lesenswerten Abschnitt seiner Arbeit über «Deutsche Politik» äußert der vorbethmännische Kanzler, Fürst Bülow, einige nicht reizlose Wahrheiten. «Was uns Deutschen politisch fehlt, das ist nicht zu erringen durch Veränderungen auf dem verfassungsrechtlichen Gebiet ... Noch steht in Deutschland eine große Summe der Gebildeten, denen ja die Führung im Parteileben gebührt, dem politischen Leben gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend gegenüber .. Die aktive Anteilnahme am Gange der politischen Geschäfte, die fehlt uns Deutschen, eine Interessiertheit, die nicht gelegentlich des in mehrjährigen Zwischenräumen wiederkehrenden Wahlkampfes erwacht, sondern sich befaßt mit den großen und kleinen Fragen des staatlichen Lebens. Sache der Gebildeten ist es, diese politische Erziehung in die Hand zu nehmen, Sache der geistigen Führer, denen kein Volk so willig folgt wie das deutsche. Die lässige Gleichgültigkeit geistig und ästhetisch empfindsamer Naturen gegenüber dem politischen Leben, die vorzeiten einmal unschädlich war, ist heute nicht mehr am Platz.»

Man könnte die gewiß nicht tiefen oder originellen Ideen angesichts der ewigen Kriegshetzer steigern zu einer Forderung, die dem Fürsten Bülow allergings kaum vorgeschwebt haben mag. Versuchen wir endlich Karl Marx's stürmischen Imperativ, der Millionen Proletarierhirne entflammte, auf die riesengroße Partei der Geistigen anzuwenden und dieser Ruf kann zünden wie der des Kommunistischen Manifestes: «Intellektuelle aller Länder, vereinigt Euch!» Ihr habt die Macht, sobald ihr den Willen habt. Organisiert Euch, beruft einen Kongreß der Kopfarbeiter aller Länder ein, wie er nicht nur mir vorschwebt, fürchtet weder die überlegene Geste der Snobs noch das breitspurige Pathos der Vaterländler. Alle guten Europäer werden kommen: Anatole France, Octave Mirbeau, Romain Rolland, Bernard Shaw, Chesterton, Wedekind, Hauptmann, Heinrich und Thomas Mann, Rainer Maria Rilke, Andrejew, Gorki, Rodin, Liebermann, Simmel, Brentano, Mereschkowski und viele junge,

leidenschaftliche Köpfe, die — als Künstler oder Gelehrte — keine nationale Grenze, keine völkischen Interessen kennen, denen die Gerechtigkeit mehr gilt als die Justiz, denen der Geist, die Wissenschaften und die Kunst höher steht als jenes geräuschvolle Etwas, was man heute für Patriotismus verschleißt.

Diese Führer der Kopfarbeiter werden nur ein Ziel haben: kraft des Nimbus ihres Namens mittelalterliche Vorschriften und Institutionen zu zerstören, den Machthabern die imperialistischen Begierden auszutreiben, um die Bahn frei zu machen nicht für ein allgemeines Völkerverbrüderungsfest, sondern für den selbstverständlichsten Gedanken: daß in unserer Zeit für Kriege kein Raum mehr ist, daß wir Wichtigeres und Fruchtbareres zu leisten haben, daß die Kämpfe, die kommen werden, ohne Gewehre und Geschütze auszufechten eine Lust sein wird, daß wir auf der Welt sind, nicht um eine Kugel irgendeinem Wesen, das uns nie etwas getan hat, in den Leib zu feuern, sondern um uns die Not und die Gemeinheit des Lebens gegenseitig zu erleichtern: durch ein Lied, durch ein gutes Wort, durch ein schönes Bild, also durch Kunst oder — was weit mehr ist — durch Menschlichkeit.

Verhängnisvoller Irrtum, der diese Forderung sentimental tauft. Wir wollen kämpfen, wir wollen siegen oder unterliegen, wir wollen die Skala aller menschlichen Freuden und Schmerzen durchlaufen, aber wir wollen uns nicht durch dumme Maschinengewehre hinmähen lassen. Und weil wir wissen, wie willkürlich, wie zufällig, wie sinnlos heute wie ehedem Kriege entstehen können, deshalb wollen wir einen Areopag der Intellektuellen errichten. Auf sein Urteil werden die Regierenden zunächst mit fachmännischer Geringschätzung herabblicken. Seine Stimme jedoch, die Stimme der Vernunft, werden alle Völker vernehmen, sie wird, mögen sich die Machthaber auch taub stellen, gehört werden müssen, sie wird — o selige Utopie — durchdringen und siegen.

DIE TAT DER MADAME CAILLAUX

«Laß andere darüber klagen, daß die Zeit böse sei: ich klage darüber, daß sie jämmerlich ist, denn sie ist ohne Leidenschaft.» Kierkegaards Worte wurden für wenige Stunden widerlegt durch die Tat einer Frau, die nicht maßherzig genug war, um zusehen zu können, wie ein hochgeschätzter Revolverjournalist ihren Mann besudelte. Und sie ging hin und tötete ihren Feind.

Die Welt, in der wir leben, ist so korrumpiert, daß sie das Selbstverständliche für etwas Ungeheuerliches nimmt. Die Lüste der Menschen, sagt Kierkegaard, «sind gemessen, ihre Leidenschaften schläfrig. Sie tun ihre Pflicht, diese Krämerseelen, erlauben sich aber doch, hierin den Juden ähnlich, die Gold- und Silbermünzen ein bißchen zu beschneiden; sie meinen, daß, auch wenn unser Herrgott noch so ordentlich Buch führe, man dennoch insgeheim ihn schon ein wenig anführen könne. Pfui über sie! Daher wendet meine Seele sich immer zum Alten Testamente und zu Shakespeare zurück. Da empfindet man doch: das sind Menschen, die da reden; da haßt man, da liebt man, bringt seinen Feind um, verflucht seine Nachkommen durch alle Geschlechter hindurch; da sündigt man».

Diese Frau, die von Spießern verurteilt oder freigesprochen werden mag, hat gehaßt, hat geliebt, hat ihren Feind getötet. Kierkegaard, der Weisesten einer, hätte ihr eine Hymne gesungen.

FURLANA VON EHEDEM UND HEUTE

Am Abend des letzten Oktober 1501 veranstaltete Cesare Borja in seinem Gemach im Vatikan ein Gelage mit 50 ehrbaren Dirnen, Kurtisanen genannt, die nach dem Mahl mit den Dienern und den andern Anwesenden tanzten, zuerst in ihren Kleidern, dann nackt. Nach dem Mahl wurden die Tischleuchter mit den brennenden Kerzen auf den Boden gestellt und rings herum Kastanien gestreut,

die die nackten Dirnen auf Händen und Füßen zwischen den Leuchtern durchkriechend aufsammelten, wobei der Papst, Cesare und seine Schwester Lucretia zuschauten. Schließlich wurden Preise ausgesetzt, seidene Überröcke, Schuhe, Barette u. a. für die, welche mit den Dirnen am öftesten den Akt vollziehen könnten. Das Schauspiel fand hier im Saal öffentlich statt und nach dem Urteil der Anwesenden wurden an die Sieger Preise verteilt. (Aus: Alexander VI. und sein Hof. Nach dem Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus, herausgegeben von Ludwig Geiger. Verlag Robert Lutz, Stuttgart S. 315).

LETZTER CHIC ODER SIE WERDEN HALT ALLE KATHOLISCH

Mit Claudel beganns. Sie können nicht anders. Haften sich nicht die Romantiker bereits der Kirche genähert? Man kann schon wieder. Wollust und Mystik — das gibt die richtige Mischung. Den Weg, den viele vor mir gingen, auch ich muß ihn gehen, bekennt Hermann Bahr, der sich selbst noch vor zehn Jahren für einen Anarchisten hielt. Aber er hat auch Nietzsche durchgemacht, bei dem er las: «Wer sich nicht wandelt, ist mir nicht verwandt». So wandelte er sich denn behende, und vom Antichristen zum Vollkatholiken war nur ein Schrift.

1904 schreibt er in einer Selbstbiographie: «Politisch: früher Sozialdemokrat, jetzt eher Anarchist, da es mein fester Glaube ist, unsere Kultur müsse zugrunde gehen, wenn es ihr nicht gelingt, zur vollkommenen Freiheit zu gelangen, welche durchaus keine Gewalt mehr nötig hat».

1914: «Ich sage nicht, daß ich die Kirche für notwendig halte, sondern ich sage bloß, daß mir die katholische Religion notwendig ist». Schön. Wer will ihm deswegen einen Vorwurf machen? Der Schöpfer des «Phantom» sucht «in plötzlich auftauchenden, gleich aber wieder verlöschenden Augenblicken der Erleuchtung», über

sein «enges Ich hinaus zum Ganzen zu kommen», denn der Erfinder des «Prinzips», eines Schwanks in drei Akten, kann «dieses Gefühl einer Vereinigung mit Gott, seit es ihm einmal zuteil geworden ist, durchaus nicht mehr entbehren»; und dem Dichter des «Tänzchen» hat sich «die Teilnahme an der Messe und der Gebrauch der Sakramente bewährt.»

Man könnte annehmen, daß auf diesen einst rechtschaffenen Atheisten der freigewordene Parsifal gewirkt habe, aber nein: ein Dorfkirchlein war's. Ein schlichtes, kleines Dorfkirchchen. Nicht am Schreibtisch, wenn er «die gelbe Nachtigall» oder «das Konzert» schuf, sondern «im Gottesdienst der katholischen Kirche, am schönsten freilich in kleinen Dorfkirchen beim Amte am Sonntag», erlebte Hermann Bahr, so beichtet er, «dieses höchste Geheimnis ...»

Nietzsche (Nachgelassene Werke, Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit 1882—1888): «Daß die korrupten Pariser Romanciers jetzt nach Weihrauch duften, macht sie meiner Nase nicht wohlriechender».

Und Flaubert — 1866! — an die Sand: «Mais le Chic, cette religion moderne, que deviendrait-elle! Opinions chic (ou chiques): être pour le catholicisme (sans en croire un mot), être pour l'esclavage, être pour la maison d'Autriche, porter le deuil de la reine Amélie, admirer «Orphée aux Enfers», s'occuper de comices agricoles, parler sport, se montrer froid, être idiot jusqu'à regretter les traités de 1815. Cela est tout ce qu'il y a de plus neuf.»

Sie sehen, lieber Meister, Flaubert hat Ihren Chic vorausgeahnt. Sie sind heute bereits dort angelangt, wo vor fünfzig Jahren das bessere Bürgertum Frankreichs stand. Der Chic von heute: für Naturdichter, Bergson und Tango schwärmen, sich als würdiges Mitglied einer auserwählten Nation fühlen, Puppchens und Parsifals Leitmotive pfeifen, und vor allem neukonservativ gebügelt, und sich streng katholisch geben. Im Dorfkirchlein (vastehste?). Das ist der letzte Schrei.

HAMSUN, WEDEKIND UND ROLLAND IM URTEIL DER KRITIK

Die paar wertvollen produktiven Geister unter den europäischen Dichtern, die uns heute leben, sind an den Fingern herzuzählen. Drei davon hatten das Unglück, jüngst in Deutschland aufgeführt zu werden.

Und wie es ein halbes Jahr vor seinem Ende dem Dichter des «Totentanz» erging — Berliner Kritiker nannten ihn einen pathologischen Alkoholiker, einen lallenden Monomanen (es soll ihnen unvergessen bleiben!), — so ergeht es heute Hamsun, Wedekind und Rolland. Sie werden — von den paar besseren Kritikern einmal abgesehen — angespien. Nicht etwa scharf kritisiert, sondern angespien. Man kann es nicht anders sagen. Ich werde Belege dafür bringen.

Eins der erschütterndsten Dramen der Weltliteratur: Kunt Hamsuns «Vom Teufel geholt», eine Dichtung, die aufwühlt, in Abgründe schauen läßt und emporreißt, dieses menschlich unerbittliche, weit über Strindberg hinausgehende Werk hat Reinhardt endlich den Berlinern vorgesetzt. Und wie reagierten sie? Sie zischten. Und ein Teil ihrer Wortführer bestätigt ihnen ihr Urteil am anderen Morgen. Gelangweilt habe sie der Dichter der «Mysterien». Weil er sich unterfangen hatte, ein Drama zu schreiben. Er ist als Romancier eingetragen, und nach zwanzigjähriger Erfolglosigkeit immerhin so weit, daß die Schmöcke seine Romane auf Kosten seiner Dramen rühmen. Immer dasselbe Lied. Einen ganz ähnlichen Fall hatte vor ein paar Jahren Heinrich Mann zu erleben. Die Berliner Intelligenz streikte vor dem Dramatiker und verbeugte sich vor dem Romancier. Der Hofrat Paul Schlenther, den die Wiener nicht hielten, und den sich das «Berliner Tageblatt» schon allzu lange leistet, vernichtete damals den Dramatiker Mann, den er zu besprechen hatte, und pries die Werke des Romanciers, die er jedoch bis zu diesem Tage auch nur mit dem Namen zu erwähnen keine Gelegenheit gefunden

hatte. Er hatte Wichtigeres zu tun. Er mußte Hymnen singen auf den profilechten Minnesänger Ernst Hardt und den evangelischen Schollengeruchverbreiter Karl Schönherr, um ihnen kraft seiner Autorität sämtliche Schiller-, Grillparzer- und was weiß ich für Preise zu verschaffen.

Im «Berliner Tageblatt», dessen klugem und kultiviertem Chefredakteur man raten muß, falls er nicht schon immun geworden ist —, sich gegen Wutanfälle, die bei ihm nur allzu begreiflich wären, versichern zu lassen, also im «Berliner Tageblatt» unter dem Strich darf Herr Paul Schlenther ächzend und stöhnend seine Hamsun-Kritik beginnen:

«Kurz vor 11 Uhr, nach fast vierstündiger Aufführung, fiel unter Klatschen und Zischen — das Klatschen galt dem berühmten Epiker, das Zischen seinem unförmigen, spottschlechten Schauspiel — endlich zum letztenmal der Vorhang, weil endlich das Teufelsweib von einem schwarzen Teufel geholt wird.» Nicht deshalb fiel endlich — endlich — der Vorhang, Herr Referent. Sie irren. Der fiel, damit Sie endlich zu Ihrem Pilsener Bier kämen. Was kümmert uns Hamsun? Ein berühmter Epiker ist er. Fertig. «Ohne jede Kenntnis der Bühne.» Basta. Schreiben wir hin. Wofür wären wir Hauptmannbiograph, wenn wir nicht dekretieren könnten? Also schreiben wir: «es ist auf die Dauer beängstigend, wie wenig die Personen wissen, was sie mit sich anfangen sollen, wenn unter ihnen einer Monologe hält. Ein bißchen Handwerk muß man doch vom Dramatiker fordern. Was würde man von einem Maler sagen, der das verkehrte Ende des Pinsels in die Farben steckt?» Man würde sagen, er täte besser daran, das richtige Ende seiner Kritiker hineinzustecken.

* * *

Nach Herrn Schlenther, dem der Dramatiker Hamsun vom Teufel geholt werden mag, kommt der kleine Jacobsohn, der sich neuerdings selbständig zu machen strebt. Diesem mehrfach vorbestraften

Rezensenten, dessen Ehrgeiz gestillt wäre, wollte man ihm ein Stühlchen errichten, wo er als kritisches Theaterpäpstlein sein Telephondasein weiterführen dürfte, diesem weniger auf Sauberkeit als auf möglichst unkontrollierte Betriebsamkeit eingerichteten Kerlchen müssen wieder die Höschen stramm gezogen werden, wenn es sich untersteht, unanständig und manierlos an einem öffentlichen Ort von einem großen Menschen und Künstler zu sprechen, vor dem es nicht anders als ehrfürchtig auf dem Bauche rutschend seine Banalitäten herunterzuleiern wagen dürfte.

Dieser Gernegroß, der noch manches mehr auf dem schmutzigen Gewissen hat, als das, was er kürzlich durch einige Seiten Bedrucktes abzureagieren suchte, spielt sich zum Richter über Wedekinds «Simson» auf, spricht von «dem ohnmächtigen Krampf» dieses Dichters, fragt: «Was nicht kann Wedekind? Dies Drama dichten. In Wirklichkeit kann er es nicht einmal denken». Jacobsohns Siegfried weiß es. «Gedichtet ist wohl kaum, was .. zu selten diejenigen Töne findet, die wir ja nicht aus Willkür seit Urväterzeiten her poetisch nennen». Wir, die Urväter des Herrn Mittelschullehrers Jacobsohn. Wir nennen seit Urväterzeiten poetisch ..... Wer nennt? Was? Wen? Man sieht Siegfrieds, des Wedekindtöters, Gebärde und kugelt sich vor Lachen. Aber nicht nur poetische Bedürfnisse hat er, sondern auch sexualmoralische sozusagen. Zwar im Kampf mit der deutschen Sprache, aber immerhin noch genug entrüstet, gesteht er: «Delila, deren Sexualität bis an die äußersten Grenzen von Krafft-Ebing hinzündelt ....» Bis an die äußersten Grenzen. Huih, Goldmann redivivus. Nur dümmlicher, arroganter, unehrlicher. Er vergißt noch immer die Anführungszeichen zu setzen. Ein einziger Satz in der ganzen Kritik fiel mir auf, fesselte: «Blind sieht Simson klar, wie blind er sehend war». Und der ist von Wedekind.

An anderer Stelle berichtet dieser Theaterrezensent, Wedekind besteige «das Katheder, um über die Begriffe «Scham» und «Eifer-

sucht» eine Abhandlung zu lesen», die er «eigentlich nicht tadeln sollte, weil er sie nicht verstanden habe». Gut, das glauben wir ihm. «Weder ihren tatsächlichen Inhalt, noch ihren Zweck im Drama» hat er verstanden. Aber er schreibt darüber. Weil er ein Blättchen hat. Weil er Verständnismangel seit Urväterzeiten her durch Frechheit ersetzt. Weil er kein Distanzgefühl kennt und deshalb zudringlich werden muß: «Franziska» war ein Krampf, war eine Spottgeburt, die davon profitierte, daß die Mehrheit Wedekinds Ohnmächtigkeit, seine Schmerzen klar und fühlbar zu äußern, für geheimnisvolle Absicht, sein geschwollenes Abracadabra für wunderbaren Tiefsinn nahm. Bei «Simson» — frohlockt diese geschwollene Mißgeburt — «hat sich die Mehrheit bereits gelichtet. Der wird kein Zugstück werden». Dann unterschiebt er einiges Dumme dem Publikum, weil es sich dem Werk Wedekinds gegenüber empfänglicher und klüger gezeigt hat, faselt etwas von Wedekinds Schamlosigkeit, und obschon er eingestanden hat, daß er das Werk nicht begriffen habe, fängt er plötzlich an, Größenwahn zu markieren, dreht sich dreimal um sich selbst, fuchtelt in der Luft herum und fährt dann kreischend in diesem Tone fort: «Wie, er soll das Recht haben, seit Jahren seine Impotenz in einen pseudo-mystischen Nebelglanz zu hüllen — und ich soll die Pflicht haben, immer wieder mit den feinsten chemischen Säuren gegen das pure Nichts einzuschreiten? Er soll das Recht haben, leeres Stroh zu liefern — und ich soll die Pflicht haben, es gewissenhaft zu dreschen». Antwort auf die Frage: Mit feinsten chemischen Säuren wird man kaum gegen Sie — pures Nichts — «einschreiten», man wird Sie nicht einmal mehr gewissenhaft — frohlocken Sie jedoch nicht zu früh — verdreschen, man wird Sie nur als das werten, was Sie sind: als ein sich aufspreizendes Telephongeschöpf, dem — wie es sich noch rühmt — von seinem neunten Jahre an der Kulissenbezirk die Welt bedeutete. Ich habe es mich nicht verdrießen lassen, hier diesen kleinen

Schädling länger als vielleicht notwendig zu bestrahlen, weil es noch immer Literaten gibt, die zwar alles zugeben, manches sogar schärfer beurteilen, was ich hier anführen zu müssen glaubte, die jedoch in ihm einen nicht ungeschickten Redakteur sehen, der zwar beschränkt und talentlos, aber von sich aus ehrlich seine Meinungen fixiere.

Ich pfeife auf die subjektive Ehrlichkeit eines solchen Burschen, die ich zunächst nicht untersuchen möchte, weil es mir wenig interessant scheint, ob ein solcher Kopf wahre oder unwahre Ansichten äußert. Ich will zeigen, daß sich dieser literarische Kritiker in seiner Fähigkeit, zu urteilen und zu werten, nicht um eine Nuance von den Biedermännern unterscheidet, die für den »Berliner Lokalanzeiger« die Lieferung von Theaterreferaten übernommen haben. Dort schreibt einer im Jacobsohnschen Stil unter dem Buchstaben P (wie ich höre, ein früherer Operettentenor): »Im Lessingtheater gastierten gestern in der von ihm verfaßten Tragödie »Simson« Frank und Tilly Wedekind ... Die Notwendigkeit dieses Gastspiels ist nicht recht verständlich. Wenn Herr Wedekind noch immer von dem Wahne befangen ist, daß seine Darstellungskunst den Mißerfolg eines seiner Stücke mildern oder vielleicht gar ganz beseitigen könne, so hätte ein so gewandter und erfahrener Regisseur wie Direktor Barnowsky seine Bühne nicht zu einem solchen verfehlten Experimente hergeben dürfen.« Sie dekretieren alle. Herr Schlenther, Herr Jacobsohn und Herr P. vom »Lokalanzeiger«. Sie bekennen selbst, daß sie zwar das Werk nicht verständen, über das sie richten sollen, aber sie richten. Da eine auf Verständnismangel aufgebaute Kritik niemandem, weder dem Dichter, noch dem Theaterdirektor, noch dem Publikum nützen kann, weshalb, fragt man sich, treiben diese Gehirne trotzdem immer weiter ihr unfruchtbares Handwerk? Weshalb gehen sie nicht zur Börse oder übernehmen — frei nach Werfel — ein Bahnhofsamt. Weshalb werden sie nicht Hotelportiers? Nur darum, weil man, um Rezensent zu werden, keine Papiere nötig hat und weil die

Theaterkritik eine Institution geworden ist? Keinem nützt sie: sie schadet auch keinem: den wenigen wertvollen Dichtern, denen gegenüber sie — seltener aus Bosheit als aus borniertem Eigensinn — nur: die Indifferenz des Publikums stärkt, staft seine Sinne zu öffnen, und empfänglich zu machen für neue Welten und neue Formen.

* * *

Nach Hamsun und Wedekind — Rolland. Ihm ging es ein wenig besser, weil er mit seinem leichtest verständlichen Drama, das ich zunächst übertragen hafte, einer deutschen Kritik vorgeführt wurde. Aber auch, was man hier — neben vielem Klugen, vor allem einer glänzend geschriebenen Kritik Kurt Eisners — an törichten Urteilen, Mißverständnissen, willkürlichen Klischees zu lesen bekam, erstaunt und beschämt zugleich.

Ein Kritiker, namens Rudolf Braungart, beginnt in einer Münchener Zeitung sein Referat mit diesen Worten: «Wir haben in den Kammerspielen schon ein «Märchen von Wolf» gesehen, und eine Roland ist dort auch nicht ganz unbekannt. Und beide waren «Zugstücke» ersten Ranges». Nun hat jeder ohne weiteres das Recht aufzuhören, wenn er diese zwei Zeilen gelesen hat. Mit so etwas soll man über Romain Rolland debaftieren? Man möchte ihm vielmehr etwas Liebes antun, ihn irgendwo einkaufen, oder ihn von Gulbransson zeichnen lassen. Aber nein, man wird kühn und will mehr; Braungart spinnt seinen Witz weiter, indem er der Ansicht Ausdruck gibt, daß diese «Wölfe» von Rolland kaum das werden dürften, was das «Märchen von Wolf» und die Ida Roland bereits waren: nämlich «Zugstücke». Braungart, der elegante Spöfter, entscheidet Vergangenheit und Zukunft. Er hat die Lose in der Hand. Das Schicksal spricht durch des Rezensenten Mund.

Und weshalb werden «Die Wölfe» kein Zugstück werden? Nicht nur, weil sie nicht von Molnar, auch nicht von Frau Roland sind, sondern nur von dem Dichter des «Jean Christophe» stammen, da könne er für ein Zugstück nicht garantieren, «und zwar schon deshalb nicht, weil auch im hintersten Winkel dieser drei Akte keine Frau zu entdecken ist. Nichts Weibliches wird hier erblickt. Und so etwas ist nicht sehr empfehlend für den Normal-Theaterbesucher, der den Grundsatz vertrift: «Kein Vergnügen ohne Damen».

Vielleicht hat Braungart recht. Vielleicht «vertrift» auch der Zeitgenosse mit dem kleinen Jacobsohn und dem großen Hofrat Schlenther die Grundsätze der Normal-Theaterbesucher. Dagegen ließe sich nichts einwenden. Gut. Dann müßten wir uns damit abfinden. Aber den Ton wollen wir ihnen abgewöhnen, jenen witzelnden, schnoddrigen Ton, den sie mit perpetuierlicher Sicherheit allem Großem gegenüber anschlagen.

Man mißverstehe mich, bitte, nicht: Ich rede keiner Limonadenkritik das Wort. Der Kritiker sei scharf, sei — meinetwegen — gehässig, vernichte, er sei so verroht wie nur immer gegen jene, die wir als Macher erkannt, die ohne Schonung zu entlarven, eine Pflicht der wenigen ernsten Kritiker sein muß, um so mehr sie von einer urteilslosen Presse oder bereitwilligen Freunden gefeiert werden. Es gilt also etwa, die sonnigen Apfelschnuthumoristen der Bourgeoisie, die vom Erfolg dick gewordenen Schollendichter, die mit Grauen und Gruseln arbeitenden Gespensterfabrikanten abzustechen. Kein Wort sei zu milde, kein Degenstoß zu zaghaft. Jede Karikatur, jede Übertreibung sei erlaubt.

Hier aber handelt es sich um drei Dichter von höchstem Rang, um Dichter, deren Wert, deren Ernst, deren Leistung nicht in Frage gestellt werden kann, um Künster, die wir um der vielen Werke willen lieben, die sie uns schenkten, und die uns noch in ihren Ermattungen verehrungsvoll scheinen.

Verständnisarme oder mißvergnügte Rezensenten mögen weiter ihre trivialen Sprüche aufsagen. Sobald sie jedoch und ohne Achtung von Künstlern zu sprechen wagen, vor denen sie im Staube liegen müßten, sollen sie ahnen, daß ich sie hier im Forum ausstellen werde, um ihre Urteile oder ihre Witze, ihre überlegene Geste oder ihren Mangel an Bildung, ihre zudringliche Manier oder ihre ordinäre Tonart dem verdienten Gelächter des Publikums preiszugeben.

DEUTSCHES VOLK

Das soll kein Aufruf, sondern eine Ausstellung werden. Natürlich in München. Natürlich von dem Professor Georg Fuchs, dem wir schon Mancherlei verdanken. Und der sich bereits auf den verschiedenen Gebieten des kulturellen Lebens mit nachhaltigem Erfolge blamiert hat. Er hält sich nicht mit Kleinigkeiten auf; nein, das muß man sagen; er zitiert schlankweg an der Spitze seines streng vertraulichen Exposés unseren Reichskanzler Bethmann-Hollweg, der auch einmal etwas über «Kulturpolitik großen Stils» geäußert hat. Der Fuchs setzt sich hin und macht daraus ohne viel Federlesens: «Deutsches Volk, Ausstellung deutscher Volkskultur München 1915 (einschließlich der Kultur der Kolonien)». Natürlich: wo Kultur ist, da muß sie hergeholt werden. Wir werden sie schon kriegen, denkt der Fuchs.

Zuerst aber muß ich vor meinen König treten. Der soll wissen, was an mir verloren ginge, wenn ich — nach dem Hinauswurf aus dem Künstlertheater — meine Drohung wahrmachte und wegzöge. Der Herr Oberbürgermeister schätzen mich; ich weiß es; hat er doch neulich geäußert: solch einen Mann darf München nicht ziehen lassen.

Man hatte mir gesagt, daß man zusehen dürfte, wenn Herr Fuchs vor dem König, vor Ministern, Geheimen Räten, Künstlern und Bankdirektoren seine Ideen entwickelte. Ich bin nicht neu-

gierig, aber das wollte ich mir nicht entgehen lassen. Da stand in einem kleinen Saal vor einem Auditorium ergrauter Herren ein schwarzer Bratenrock mit einem kugelrunden feften Kopf und sprach. Ich hörte: «Architektur kann überhaupt nicht exportiert werden».

Dann lauter: «Stolz können wir gestehen, wir verdanken die nationale Wiedergeburt den Künstlern. Vor allem unsern Münchener Künstlern.» Ich schlief schon, plötzlich: «Am reinsten lodert diese Flamme in den Herzen unserer Künstler» . . . «Wir werden im Hinterland von Kamerun Kulturen kennen lernen, wir werden zwar dort nur primitive Dinge antreffen, aber Kulturen ». . In diesem Sinne. Und dafür nimmt sich ein gescheidter Kopf wie Ludwig III., nehmen sich die tüchtigsten und arbeitsamsten Männer der Stadt, Gelehrte, Bankdirektoren, Künstler, zwei Stunden Zeit. Um diesen Wirrkopf anzuhören. So etwas darf in München frei herumlaufen und wird für einen Organisator gehalten, weil er Tamtam schlagen kann. Ein Mann, der jeder Idee — und sei sie die vernünftigste von der Welt — dadurch, daß er sie anpackt, den Todesstoß versetzt. Und dieser gewöhnliche Schädel braucht nur die verschimmeltsten Phrasen in den Mund zu nehmen, daß es gälte, «den Rückgang des Fremdenverkehrs zu dämmen» oder «Münchens Ruf als Festspiel- und Fremdenstadt neu zu beleben», und nichts ist in der Welt dumm und abgebraucht genug, um nicht enthusiastische Hörer zu finden.

In dem wunderschön gedruckten Exposé, das der Verein Ausstellungspark (e. V.) streng vertraulich überreicht, ist mir in einem ganz kleinen unscheinbaren Sätzchen der Clou der Ausstellung oder jedenfalls die Abteilung aufgefallen, die mich am meisten interessieren wird: «Vorführung der Jagdbeuten im Privatbesitz deutscher Fürsten und Forscher». Das war ein guter Einfall von dem Fuchs. Man wird also endlich authentisch sämtliche Geweihe der deutschen Fürsten und Forscher zu sehen bekommen.

WELTLAGE
VON FRANK WEDEKIND

Vor dem Ausbruch der Reformation war die Zahl der in sämtlichen Klöstern Europas lebenden Menschen ungefähr ebenso groß wie vor etwa dreißig Jahren die Zahl derjenigen, die in europäischen Kasernen lebten. Der mittelalterliche Staat war kein politischer Staat, sondern ein Gottesstaat. Die absolute Macht war die Kirche. Die Notwendigkeit seiner Entstehung ist sehr erklärlich aus dem vier Jahrhunderte andauernden Verfall des römischen Weltreiches. Man stelle sich nur einmal vor, daß vier Jahrhunderte lang jeder gebildete Mensch, der noch eine Ahnung von der alten Kultur besaß, sein ganzes Leben unter der unerschütterlichen Überzeugung eines unaufhaltsamen Niederganges eines aussichtslosen Zerfalles hinbringen mußte. Diese Tatsache allein läßt es selbstverständlich erscheinen, daß die absoluten, zuverlässigen Werte des Lebens, gewissermaßen der Wertmesser des Daseins in einer andern Welt gesucht, gefunden und als sakrosankt festgestellt werden mußten. Demgemäß wurden die Gesetze, nach denen die Menschen lebten, nicht vom Staat, sondern von der Kirche erlassen. Ehe, Familie, Schule, Kranken- und Armenpflege unterstanden der Kirche. Die Kirche war in mindestens ebenso hohem Maße Kulturträger, wie es heute der Staat ist.

Die Reformation bedeutet den Wendepunkt, bei welchem der mittelalterliche Gottesstaat in ähnlicher Weise durch den modernen politischen Staat abgelöst wurde, wie tausend Jahre früher das römische Weltreich durch den Gottesstaat. Damit erwachen zwei Triebfedern der antiken Welt zu neuem Leben, die das Mittelalter nicht kannte, nicht kennen durfte: Denkfreiheit und Nationalitätsgefühl.

Seit einem halben Jahrtausend ist jetzt das Nationalitätsgefühl in stetem Wachsen begriffen und mit dem Nationalitätsgefühl der Militarismus. Gleich wie der Geistlichkeit des mittelalterlichen Gottesstaates Hölle und Fegefeuer als Drohmittel dienten, mit deren Hilfe sie sich ihren Lebensunterhalt verschafften, so dient dem heutigen Militarismus die unausgesetzte Erörterung des bevorstehenden Weltkrieges. Die Kombination gehört durchaus nicht in das Gebiet der Unmöglichkeiten, daß zwischen den Militärgewalten der sich feindselig gegenüberstehenden Kulturstaaten ein unbewußtes, unausgesprochenes Einverständnis bestände, das sich darin äußerte, durch periodisch wiederkehrendes Säbelrasseln dem furchtsamen unbewaffneten Bürger die Opfer für den Lebensunterhalt der Heere abzunötigen.

Wie die geistige Macht vor Ausbruch der Reformation auf der höchsten Höhe ihrer Entwicklung stand, ähnlich verhält es sich heute mit der Militärgewalt. Wie sich damals die Denkfreiheit gegen die Kirche auflehnte, so lehnen sich heute internationales Menschheitsbewußtsein und das erwachende Solidaritätsgefühl unter den Kulturvölkern gegen die Militärherrschaft auf. In dem Kampf von heute wie in dem von vor 500 Jahren werden Witz und Satire als stärkste Waffen ins Feld geführt. Witz und Satire wirken aber um so stärker, wenn sie nicht von parteiischen Schriftstellern ersonnen wurden, sondern direkt aus den Verhältnissen entspringen, wie einzelne Phasen des Dreifuß-Prozesses und die Köpenickiade. Dahin gehört auch die Möglichkeit, daß der bevorstehende Weltkrieg durch die Verdauungsbeschwerden eines jungen Kriegers entfacht würde. Die Reformationsbewegung umfaßte einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren, während die Friedensbewegung erst vor zwei Jahrzehnten einsetzte. Man wird sich deshalb wohl noch etwas gedulden müssen.

MONOLOG FLAUBERTS
VON HEINRICH MANN

Wie kommt es, daß ich hier sitze, abseits und mit vierzig Jahren noch immer allein? Zwölf Jahre sind vergangen, seit ich mich einschloß. Die von meiner Kraft, mit meiner Bovary geschaffene Bewegung haben andere ausgenutzt; inzwischen war ich fern, bei dieser Salambo, die nun alle künstlich nennen. Es gelang mir also zu gut, Euch zu täuschen. Mein überreiztes Herz habe ich unter Lichtgarben und Tubengebrüll so wohl versteckt, daß niemand es spürt. Als ich jung war, liebte ich allzu glänzende Frauen, denen ich es nie sagte. So habe ich dich geliebt, Salambo, und dich, grausames Afrika! Aber niemand weiß, daß um die schönen Dinge, um die fernen, kaum mehr menschlichen Gestalten gelitten werden muß. Man faselt von seelenloser Schönheit. Man ist so unwissend über den Künstler, daß man ihm zutraut, er mache leichten Herzens Schönheit; so unerfahren in der Schönheit, daß man für möglich hält, es sei jemals eine vollendet worden, hinter der nicht der Schmerz stand, den Meißel noch in der Hand. Ich werde ihnen nichts darüber verraten. Spricht jemand von Salambo, und wär es meine gütigste Freundin, ich werde ihr antworten: Der Schmöker hätte es nötig, daß man ihn um gewisse Inversionen leichter macht; es sind zuviele Damals, Aber und Und darin: man merkt die Arbeit.

Gelte ich nicht als Techniker? Und fast bin ich es geworden! Ich, der den überschäumendsten Achtzehnhundertdreißiger abgegeben hätte, wenn ich so glücklich gewesen wäre, mit der Hernani-Bande zur Welt zu kommen! Wie ich Verse gedonnert, was ich auf meiner breiten Brust für leuchtende Stoffe getragen, welchen Gottesdienst ich einer Frau geweiht haben würde, einer einzigen! In dieser nüchternen Zeit mußte ich mich in eine Werkstatt schließen, Sätze feilen, meinen Stolz in die Verknüpfung einer Analyse, eines Porträts und eines Dialoges setzen, neue Arten erdenken, um eine Emp-

findung auszudrücken, und die Empfindung selbst für Nebensache ausgeben; mußte das Äußere am Wichtigsten nehmen. In Wahrheit aber glaube ich nicht einmal, daß es in der Kunst ein Äußeres gibt. Ich erinnere mich, wie ich Herzklopfen bekam und eine heftige Lust empfand, als ich eine Mauer der Akropolis betrachtete, eine ganz nackte Mauer (die zur Linken, wenn man nach den Propyläen hinaufgeht). Und ich frage mich, ob ein Buch, unabhängig von dem, was es sagt, nicht dieselbe Wirkung hervorbringen kann. Liegt nicht in der Genauigkeit der Wortgefüge, in der Seltenheit der Bestandteile, der Glätte der Oberfläche, der Übereinstimmung des Ganzen, liegt darin nicht eine innere Tugend, eine Art göttlicher Kraft, etwas Ewiges wie ein Prinzip? (Ich spreche als Platoniker.) Warum besteht, zum Beispiel, eine notwendige Beziehung zwischen dem richtigen und dem musikalischen Wort? Warum kommt man immer auf einen Vers hinaus, wenn man seine Gedanken zu sehr zusammendrängt? Das Gesetz des Wohlklanges regiert also die Gefühle und die Bilder? Und was als das Äußere erscheint, ist gerade das Innere? . . . Ich bin Mystiker: ich, der Handwerker der Form. An einer Seite voll bunter und tönender Namen berausche ich mich bis zu der Gewißheit, mit den Schicksalen dieser Namen einst dagewesen zu sein. Ich bin alter Schönheit so voll, daß ich das Gefühl beginnenden Lebens, das starre Staunen eines frisch erschlossenen Daseins nie gekannt habe. Das in den Tiefen der Geschichte Verlorene zieht mich an, der ich von jeher dabei war; die Priester des Orients, die ich aufsuchte, verstanden mich; und wenn vor dem Tor meiner Stadt Zigeuner lagern, regt sich in mir etwas Brüderliches. Denn ich habe — ob mir das von meinen nordischen Vätern kommt? — die Körperverfassung raffinierter Barbaren, überreizte Nerven in einem Riesen, eine Geistigkeit, die sich schwer aus den Schlacken der Sinne losringt. Ich habe eine ungeheure Animalität abzuschleifen, bevor Geist entstehen kann. Zu ihrer Bändigung bin ich auf eine Hygiene der Ungesundheit verfallen: keinen Schritt vor das Haus

und Nachtarbeit, bis mir die Augen kochen. Hinter allen fünf Fenstern meines Zimmers, rings um dies alte Kloster, ist weites, grau schlafendes Land, Mondgleiten den Fluß entlang; und in der enormen Stille zucke ich empor bei jedem Knistern, jedem Ästeknacken: Kommt es? In den Zauberworten, die ich ansammele, regt es sich, und aus ihnen hervor, unter wahnsinnig aufregenden Schleiern und auf den Sohlen verstorbener Tänzerinnen erscheint mir mein Werk!

Betrachte Dich: wie es Dich schon zurichtete! In Deinem kuttenähnlichen Rock haben Deine Schultern sich gewölbt. Dein Gesicht mit dem gallischen Schnurrbart war rund und fest, nun ist es zerfetzt durch die sich windende Seele; es hat sich, rot von den Ausschweifungen der Arbeit, gesenkt um die Augen her. Deine Lider liegen in Falten vom Hohn auf das groteske Leben und Dein Blick ist so müde, als wäre dies Gelächter schwere Arbeit gewesen. Eine Braue krampft sich die kahle Stirn hinan; und als übrig gebliebene Lüge von Jugendmut fallen Dir romantische Locken über die Ohren. Du bist vierzig und es ist keine Hoffnung, von dieser Galeere je zu entkommen. Auch würdest Du es nicht wollen. Ach, sobald die Qual eines Werkes aus ist, ist auch die Erleichterung meiner Leidenschaft vorbei. Ich vergleiche diese Leidenschaft einem Ausschlag, den man schreiend kratzt... Ich habe nicht gelebt und bin ein Paria. Es gibt Parias hier auf der Höhe, wie es welche ganz unten gibt. Warum? Der Literat war ehemals eine so regelrechte Existenz. Was war Herr von Voltaire? Ein geistreicher Großbürger, nichts weiter, mit all seinen Tugenden und Lastern, Eitelkeit, Habgier, physischer Furchtsamkeit, Anfällen moralischer Kühnheit, dem Trieb zu geistigem Fortschritt; politisch reaktionär, sobald der Despot seiner Ansicht war, priesterfeindlich, weil er die Priester in der Macht über das Volk abzulösen wünschte, aber gewillt, dem Volk den Glauben an die ewigen Strafen zu erhalten, aus Furcht vor seinen Lakaien. Selbst eine so fragwürdige Erscheinung wie

Rousseau, das kränkste und wühlerischste Genie, das je gelebt hat, konnte in die alte Gesellschaft gut aufgenommen werden, Gräfinnen lieben und sich zeitweilig wohlgeraten und einwandfrei fühlen. Das geht nicht mehr. Die Revolution hat uns allzusehr befreit. In der romantischen Zeit genossen wir die zynische Poesie unserer Losgelöstheit von der Bürgerwelt, von der gent épicière; und da nun der erste Übermut dahin ist, sind wir mit unserer allen Guten unverständlichen Sensibilität zurückgeblieben. Denke ich nach, ist es mir, als wäre ich noch Jüngling, ein verbrauchter, überreizter Jüngling, aber ohne die Fähigkeit, reif zu werden. Ich bin, sobald ichs einmal wage, zu handeln, noch immer Enttäuschungen ausgesetzt; denn ich habe noch immer die desinteressierten Ideale eines Zwanzigjährigen, sein ungebundenes Denken, nicht spezialisiert und rein spielerisch, zusammen mit dem theoretischen Pessimismus derer, die am Leben noch nicht tätigen Anteil nahmen und bisher nirgends eingereiht sind: werde ich es doch niemals werden. Ich stehe, sozial gesprochen, auf demselben Fleck wie beim Verlassen der Schule. So will ich denn die Welt der Zwanzigjährigen schildern. Ein gut veranlagter Zwanzigjähriger ist mir verwandt, ist immer ein Stück Künstler, eine Spur Dichter.

Da werde ich also dichten dürfen! Und lieben! Die romantische Liebe, die ich in der Bovary verhöhnt und weggejagt habe aus Härte gegen mich selbst, nun soll sie zurückkehren, tiefernst und unbesieglich. Ah! die Lyrismen, die ich mir gönnen will. Den Bürger sollen sie außer sich bringen. Ich werde ihm ins Gesicht sagen, wie ein junger Mensch mit Idealen im Herzen ihn ansieht.... Immerhin werde ich Sorge tragen, daß für seinen Liebesgesang nicht ich verantwortlich bleibe. Und wenn ich, den alle zum Pontifex des Realismus machen, einmal mit meiner Meinung über diesen Realismus herauskomme, lasse ich sie natürlich von einem vorbringen, den ich so eingerichtet habe, daß keiner ihm glauben wird. »Laßt mich in Ruhe mit Eurer abscheulichen Wirklichkeit! Was soll das heißen:

Wirklichkeit? Die einen sehen schwarz, andere blau, die Menge sieht dumm. Nichts ist weniger natürlich als Michelangelo und nichts stärker! Die Sorge um äußere Wahrheit ist bezeichnend für die niedrige Gesinnung dieser Zeit; und die Kunst wird, geht es so weiter, ich weiß nicht was für ein Plunder werden, weniger poetisch als die Religion und weniger interessant als die Politik. Ihr Ziel — jawohl, ihr Ziel! —, das darin besteht, eine unpersönliche Exaltation in uns zu bewirken, erreicht Ihr nie mit kleinen Werken, trotz aller feinsäuberlichen Ausführung. Ohne Gedanken nichts Großes! Ohne Größe nichts Schönes! Der Olymp ist ein Berg! Das kühnste Denkmal bleiben immer die Pyramiden! Besser Überschwang als Geschmack, besser die Wüste als ein Trottoir, besser ein Wilder als ein Friseur!»

Das erleichtert! In diesem Buch werde ich endlich sagen dürfen, was ich gelitten habe. Daß ich Eure gemeine Herzlichkeit nie teilen konnte und wie meine Liebe beschaffen ist. Eine nervenzerrüttende Enthaltsamkeit wird dem Buch die tiefere, höchst fragwürdige Wollust eintränken. Wenn die Liebenden beim Krachen einer Täfelung zusammenfahren, als wären sie schuldig, wenn ihr überreiztes Gefühl sie Abgründen zutreibt, um sie her eine Sturmluft gießt, dann schildere ich meine Nächte: die Nächte zwischen mir und meinem Werk. Und mit der Liebe jener Tage soll alle Bitterkeit der geschlagenen Illusionen sich vermischen, die achtundvierzig endeten. Ich will schwelgen: aber niemand darf es merken. Ich muß unsere größten Worte von damals einem Bramarbas der Freiheit und des Patriotismus zuschreiben, einem Idioten mit einem pomphaften Namen: wie sage ich? Regimbart! Der und ein Tumult von Grotesken werden meine Zärtlichkeit verstecken Nicht ganz: ich ertrüge es nicht! Ein Mensch soll dabei sein, ein schlichter Mensch, etwas wie ein Kommis, nichts weiter. Der soll Gerechtigkeit für möglich halten, den Staat hassen, sich eine einzige Liebe wünschen, fürs ganze Leben, und an einem gewissen Punkt einen — o, wie

weise herbeigeführten! — Schrei ausstoßen: «Es lebe die Republik!» Alles soll er sein, was ich hätte bleiben wollen, und das Kindergemüt obendrein haben, mit dem man den letzten Enttäuschungen immer entgeht, sei es auch, indem man sich rechtzeitig von der Polizei niedersäbeln läßt. Die aber leben bleiben: was werden sie gehabt haben, woran werden sie, den Fünfzig nah, mit wirklicher Dankbarkeit gegen das Leben einander erinnern? Der Ehrgeizige und der Liebende, beide an nichts als an einen Abend ihrer frühesten Zeit, als sie sich aufmachten, um ihre Keuschheit herzugeben. Ein Wenig plafte Leiblichkeit ist alles, was übrig bleibt nach so viel verpuffter Seele. Es wird das Buch der Enttäuschungen sein, worin trotz vielem Hin und Her nichts geschieht, nichts je ans Ende gelangt, nur aus Fließen Sickern wird, — und kein schmerzlicheres wird geschrieben worden sein . . .

BRIEFE FLAUBERTS AN DIE SAND

Hier mögen im Anschluß an den Monolog, den Heinrich Mann Flaubert halten läßt, ein paar Briefe willkommen sein, die der Meister aus Croisset an seine Freundin richtete. Sie sind der vierbändigen Sammlung seiner «Correspondance» (1830 bis 1869) entnommen, die in der Bibliothèque Charpentier bei Eugène Fasquelle (Paris) erschienen ist. Eine deutsche Auswahl dieser Briefe brachte der Verlag von Bruns (Minden) heraus.

Verehrte gnädige Frau! 1866.

Ich weiß Ihnen nicht Dank für die Erfüllung dessen, was Sie Pflicht nennen. Ihre Herzensgüte hat mich gerührt und Ihre Sympathie mit Stolz erfüllt. Das ist Alles!

Ihr Brief, den ich soeben erhielt, erhöht noch den Wert Ihres Aufsatzes und übertrifft ihn und ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, es sei denn, daß ich Sie aufrichtig liebe.

Ich bin es nicht gewesen, der Ihnen im September eine kleine Blume in einer Hülle zusandte. Aber das Sonderbare ist: zur selben Zeit erhielt ich in gleicher Weise ein Blatt eines Baumes.

Auf Ihre herzliche Einladung erwidere ich Ihnen, als echter Normanne, weder ja, noch nein. Ich werde Sie vielleicht in diesem Sommer plötzlich überraschen, da ich großes Verlangen habe, Sie zu sehen und mit Ihnen zu plaudern.

Es wäre mir sehr angenehm, Ihr Bild zu besitzen, um es in dem Arbeitszimmer meines Landhauses aufzuhängen, wo ich oft lange Monate ganz allein zubringe. Ist meine Bitte unbescheiden? Wenn nicht, empfangen Sie im voraus tausend Dank, zusammen mit dem andern, den ich wiederhole.

Paris 1866.

Aber ganz gewiß, ich rechne darauf, daß Sie mir in meiner Privatwohnung einen Besuch abstatten werden. Und was die Behinderungen anbelangt, die das schöne Geschlecht hervorrufen kann, werden Sie (seien Sie versichert), nicht mehr merken als die Andern. Meine kleinen Abenteuer des Herzens und der Sinne bleiben stets in meinem Hinterstübchen. Aber da von meiner Behausung bis zu Ihrer recht weit ist und Sie einen unnützen Weg machen könnten, verabreden wir eine Zusammenkunft, sobald Sie wieder in Paris sein werden. Und wir werden eine weitere vereinbaren, um unter vier Augen ganz ungezwungen zu sprechen.

Ich habe Bouilhet Ihre herzlichen Zeilen geschickt.

Jetzt eben werde ich durch die Volksmenge angeekelt, die unter meinen Fenstern dem Faschingsochsen nachjagt! Und da sagt man, der Witz sei beim Volke zu finden.

Croisset, Dienstag.

Sie leben dort einsam und traurig, ich ebenso hier. Woher kommen diese Anfälle düsterer Gemütsstimmung, die Sie für Augenblicke überfallen? Sie steigen, wie die Flut, man glaubt zu ertrinken, man muß entfliehen. Ich lege mich hin, ich bleibe untätig und die Woge verebbt.

Mit meinem Roman geht es sehr schlecht während der Viertelstunde. Rechnen Sie noch die Todesfälle hinzu, von denen ich erfuhr: den von Cormenin (eines Freundes im Alter von fünfundzwanzig Jahren), von Gavarni und dann alles übrige; aber das wird vergehen. Sie ahnen nicht, was es heißt, einen ganzen langen Tag zu sitzen, den Kopf zwischen die Hände gepreßt, sein unglückliches Gehirn zermarternd, um ein Wort zu finden. Bei Ihnen fließen die Gedanken reich und unaufhörlich, einem Strom gleich. Bei mir ist es ein kümmerlicher kleiner Wasserfaden. Ich brauche große Kunstleistungen, ehe sich meine Einfälle ergießen . . . .

Kurz, ich verbringe mein Leben, indem ich mir Herz und Hirn zerquäle; das ist das wahre Wesen Ihres Freundes.

Sie fragen ihn, ob er manchmal an seinen alten Troubadour de pendule denkt? Das will ich meinen! Und er vermißt ihn. Wie artig waren unsere nächtlichen Plaudereien (es gab Augenblicke, in denen ich an mich halten mußte, um Sie nicht zu liebkosen, wie ein großes Kind). Gestern Abend müssen Ihnen die Ohren geklungen haben. Ich speiste bei meinem Bruder im Familienkreise. Es war fast nur von Ihnen die Rede und jeder sänge Ihr Loblied, wenn ich es natürlich nicht gewesen wäre, der Sie nach Kräften verlästerte, vielgeliebter, teurer Meister.

Veranlaßt durch Ihren letzten Brief (und durch eine ganz natürliche Ideenverbindung) las ich Montaignes Kapitel wieder, betitelt: «Einige Verse des Virgil». Was er über die Keuschheit sagt, ist genau meine Ansicht.

Die Kraftäußerung ist schön, aber nicht die Enthaltsamkeit an sich. Sonst müßte man das Fleisch verdammen, wie die Katholiken? Weiß Gott, wohin das führt! Deshalb, wiederhole ich, auf die Gefahr hin, wiederzukäuen und als Biedermann zu erscheinen: Ihr junger Mann hat unrecht. Wenn er mit zwanzig Jahren enthaltsam ist, wird er mit fünfzig Jahren ein niedriger Lüstling sein. Alles rächt sich! Die reichen wahren Naturen sind vor allem verschwenderisch und nehmen es nicht so genau, sich zu verausgaben. Man

muß lachen und weinen, lieben, arbeiten, genießen und leiden, mit einem Wort: im Bereich seiner Möglichkeiten stets in Schwingung bleiben.

So sehe ich den echten Menschen.

Croisset, Samstag Abend .... 1866.

Wohlan, ich habe es, dieses schöne, teure und herrliche Antlitz! Ich werde einen großen Rahmen anfertigen lassen und es bei mir aufhängen; dann darf ich, wie Herr von Talleyrand zu Louis-Philippe sagen: «Es ist die größte Ehrung, die meinem Hause widerfuhr.» Das stimmt nicht, denn wir sind wertvoller, als die beiden Biedermänner.

Von den zwei Bildern gefällt mir Couture's Zeichnung besser. Marchal sah in Ihnen nur «Die gute reife Frau»; aber ich, alter Romantiker, finde im andern «den Kopf des Dichters» wieder, der meine Jugend mit so viel Träumen erfüllte.

Croisset 1866.

Wie, teurer Meister, ich ein mysteriöses Geschöpf — warum nicht gar! Ich fühle, daß ich von jämmerlicher Flachheit bin und der Bürger, der mir im Blut sitzt, ärgert mich zuweilen sehr. Unter uns gesagt, Sainte-Beuve kennt mich gar nicht, trotz seiner Behauptung. Ja, ich schwöre Ihnen (beim Lächeln Ihrer Enkelin), daß mir nur wenige Menschen bekannt sind, die nicht so «mangelhaft» sind, wie ich. Ich habe viel geträumt und nur wenig zustande gebracht. Der Zwiespalt zwischen meinen Gefühlen und Gedanken ist es, der die oberflächliche Beurteilung täuscht.

Wenn Sie es wünschen, werde ich Ihnen meine Generalbeichte ablegen.

Das Gefühl des Grotesken hielt mich am Rande der Ausschweifung zurück. Ich behaupte, daß der Zynismus an die Keuschheit grenzt. Wir werden uns darüber viel zu sagen haben (wenn Ihr Herz daran teilnimmt), sobald wir uns sehen.

Ich schlage Ihnen das folgende Programm vor. Mein Haus wird für die Dauer eines Monates überfüllt und ungemütlich sein. Aber Ende Oktober oder anfangs November (nach Bouilhet's Première) wird Sie hoffentlich nichts davon abhalten, mit mir zusammen hierher zurückzukehren, aber nicht für einen Tag, sondern für mindestens eine Woche. In Ihrem Zimmer wird «ein Tischchen sein, mit allem, was zum Schreiben gehört». Abgemacht?

Was die Feerie betrifft, danke ich Ihnen für Ihre Gefälligkeit. Ich werde Ihnen die Sache verraten (sie ist in Gemeinschaft mit Bouilhet gearbeitet). Aber ich finde sie ein wenig schwach und schwanke zwischen dem Wunsch, ein paar Groschen zu verdienen und der Schande, eine Albernheit vorzuführen.

IST IN DEUTSCHLAND EINE REVOLUTION MÖGLICH?

VON ROMAIN ROLLAND

Der Dichter des Jean Christophe hat auf die Rundfrage, die «La Vie» stellte: «En Allemagne, une révolution est-elle possible?» mit den folgenden Sätzen geantwortet:

Ich befürchte, daß Ihre Rundfrage nicht ungefährlich sei, weil sie für uns ein doppeltes Interesse hat: ein national-französisches und ein deutsch-freiheitliches. Ich bin fest davon überzeugt, daß das Haupthindernis für den Ausbruch der Freiheitsgefühle in Deutschland in der Furcht vor Schwächung der militärischen Stärke des Landes zu suchen ist, einem Frankreich gegenüber, das stets bereit ist, aus den Unruhen des Kaiserreiches Vorteil zu ziehen; und die konservative Partei läßt es sich nicht entgehen, als Agitationsmittel gegen ihre Widersacher, dieses Gespenst der französischen Vergeltung zu gebrauchen. Es wäre angezeigt, wenn man sich in Frankreich angesichts der Ereignisse, die sich in Deutschland abwickeln,

vollständige Zurückhaltung auferlegen würde (wie es in den letzten Monaten geschah).

Es ist sehr gewagt, Ihre Frage zu beantworten. Man muß sich darauf beschränken, seine ganz persönliche Meinung zu äußern. Ich meinerseits glaube an die Notwendigkeit einer politischen Umwälzung in Deutschland. Ich glaube, sie ist nahe; und ich vernehme ihr Grollen aus verschiedenen Reichstagsreden, die mich alten Anhänger des Konvents bis ins Herz erziftern lassen.

Das gegenwärtige Mißverhältnis besteht nicht nur, wie Sie meinen, zwischen dem deutschen Geist von ehedem und dem Regime von heute; vielmehr zwischen dem Regime von heute und dem deutschen Geist von ehedem. Oder noch genauer zwischen dem deutschen Geist von ehedem und einem feudalen, veralteten Regime, das diesen Geist erstickt. Man weiß in Frankreich nicht genau, bis zu welchem Grad der Freiheit sich in Deutschland eine Blüte des Geistes durchgerungen hat. Wir sind noch im Glauben befangen, daß wirkliche Geistesfreiheit nur in Frankreich zu finden sei. Nun, das war vielleicht vor zwanzig Jahren zutreffend, ist es aber heute nicht mehr. Die Geister, die in Deutschland (und auch in England, wo sie zwar weniger zahlreich, aber nicht weniger unerschrocken sind) einmal die Ehrfurcht vor der Macht — vor sämtlichen Mächten — zerrissen haben, erreichen eine Verwegenheit politischer, sozialer und moralischer Freiheit, die nichts mehr aufhält und bereit ist, die letzten Verträge über den Haufen zu werfen und mit Füßen zu treten, Verträge, mit denen selbst die Freiesten unter uns noch verknüpft bleiben, aus Gewohnheit, Geselligkeitstrieb, Klugheit, Bedürfnis nach Gleichgewicht, oder aus gutem Geschmack.

Wenn die deutsche Revolution nicht eingedämmt wird durch die kluge Politik eines Kaisers und Kanzlers, die ihr unerschütterlich die Richtung geben müssen, statt sie zu bekämpfen (und die politische Geschicklichkeit scheint keineswegs ihre Sache zu sein), wenn sie gewaltsam ihre Erfüllung finden wird, dann wird sie durch ihr

Ungestüm alle Revolutionen in den Schatten stellen, die wir in Frankreich durchgemacht haben.

Was immer geschehen mag und welcher Art immer der Ausgang der gegenwärtigen Krisis sein wird, ich betrachte diesen Kampf als den begeisterndsten und gewaltigsten, der sich heute in Europa abspielt. Und ich übermittle den deutschen Freiheitskämpfern meine brüderliche Teilnahme: denn das Ziel, für das sie kämpfen, ist die Freiheit der Welt. Sie müssen siegen, für sich und für uns.

DAS WUNDERKIND

VON THOMAS MANN

Das Wunderkind kommt herein — im Saale wird's still.

Es wird still, und dann beginnen die Leute zu klatschen, weil irgendwo seitwärts ein geborener Herrscher und Herdenführer zuerst in die Hände geschlagen hat. Sie haben noch nichts gehört, aber sie klatschen Beifall; denn ein gewaltiger Reklameapparat hat dem Wunderkinde vorgearbeitet, und die Leute sind schon betört, ob sie es wissen oder nicht.

Das Wunderkind kommt hinter einem prachtvollen Wandschirm hervor, der ganz mit Empirekränzen und großen Fabelblumen bestickt ist, klettert hurtig die Stufen zum Podium empor und geht in den Applaus hinein, wie in ein Bad; ein wenig fröstelnd, von einem kleinen Schauer angeweht, aber doch wie in ein freundliches Element. Es geht an den Rand des Podiums vor, lächelt, als sollte es photographiert werden, und dankt mit einem kleinen, schüchternen und lieblichen Damengruß, obgleich es ein Knabe ist.

Es ist ganz in weiße Seide gekleidet, was eine gewisse Rührung im Saale verbreitet. Es trägt ein weißseidenes Jäckchen von phantastischem Schnitt mit einer Schärpe darunter, und sogar seine Schuhe sind aus weißer Seide. Aber gegen die weißseidenen Höschen stechen scharf die bloßen Beinchen ab, die ganz braun sind; denn es ist ein Griechenknabe.

Bibi Saccellaphylaccas heißt er. Dies ist einmal sein Name. Von welchen Vornamen «Bibi» die Abkürzung oder Koseform ist, weiß niemand, aus-

genommen der Impresario, und der betrachtet es als Geschäftsgeheimnis. Bibi hat glattes, schwarzes Haar, das ihm bis zu den Schultern hinabhängt und trotzdem seitwärts gescheitelt und mit einer kleinen seidenen Schleife aus der schmal gewölbten, bräunlichen Stirn zurückgebunden ist. Er hat das harmloseste Kindergesichtchen von der Welt, ein unfertiges Näschen und einen ahnungslosen Mund; nur die Partie unter seinen pechschwarzen Mausaugen ist schon ein wenig matt und von zwei Charakterzügen deutlich begrenzt. Er sieht aus, als sei er neun Jahre alt, zählt aber erst acht und wird für siebenjährig ausgegeben. Die Leute wissen selbst nicht, ob sie es eigentlich glauben. Vielleicht wissen sie es besser und glauben dennoch daran, wie sie es in so manchen Fällen zu tun gewohnt sind. Ein wenig Lüge, denken sie, gehört zur Schönheit. Wo, denken sie, bliebe die Erbauung und Erhebung nach dem Alltag, wenn man nicht ein bißchen guten Willen mitbrächte, fünf gerade sein zu lassen? Und sie haben ganz recht in ihren Leutehirnen!

Das Wunderkind dankt, bis das Begrüßungsgeprassel sich legt; dann geht es zum Flügel, und die Leute werfen einen letzten Blick auf das Programm. Zuerst kommt «Marche solennelle», dann «Rêverie» und dann «Le hibou et les moineaux» — alles von Bibi Saccellaphylaccas. Das ganze Programm ist von ihm, es sind seine Kompositionen. Er kann sie zwar nicht aufschreiben, aber er hat sie alle in seinem kleinen ungewöhnlichen Kopf, und es muß ihnen künstlerische Bedeutung zugestanden werden, wie ernst und sachlich auf den Plakaten vermerkt ist, die der Impresario abgefaßt hat. Es scheint, daß der Impresario dieses Zugeständnis seiner kritischen Natur in harten Kämpfen abgerungen hat.

Das Wunderkind setzt sich auf den Drehsessel und angelt mit seinen Beinchen nach den Pedalen, die vermittels eines sinnreichen Mechanismus viel höher angebracht sind, als gewöhnlich, damit Bibi sie erreichen kann. Es ist sein eigener Flügel, den er überall hin mitnimmt. Er ruht auf Holzböcken, und seine Politur ist ziemlich strapaziert von den vielen Transporten; aber das alles macht die Sache nur interessanter.

Bibi setzt seine weißseidenen Füße auf die Pedale; dann macht er eine kleine spitzfindige Miene, sieht gerade aus und hebt die rechte Hand. Es ist ein bräunliches naives Kinderhändchen, aber das Gelenk ist stark und unkindlich und zeigt hart ausgearbeitete Knöchel.

Seine Miene macht Bibi für die Leute, weil er weiß, daß er sie ein wenig unterhalten muß. Aber er selbst für sein Teil hat im stillen sein besonderes Vergnügen bei der Sache, ein Vergnügen, das er niemandem beschreiben könnte. Es ist dieses prickelnde Glück, dieser heimliche Wonneschauer, der ihn jedesmal überrieselt, wenn er wieder an einem offenen Klavier sitzt — er wird das niemals verlieren. Wieder bietet sich ihm die Tastatur dar, diese sieben schwarz-weißen Oktaven, unter denen er sich so oft in Abenteuer und tief erregende Schicksale verloren, und die doch wieder so reinlich und unberührt erscheinen, wie eine geputzte Zeichentafel. Es ist die Musik, die ganze Musik, die vor ihm liegt! Sie liegt vor ihm ausgebreitet wie ein lockendes Meer, und er kann sich hineinstürzen und selig schwimmen, sich tragen und entführen lassen und im Sturme gänzlich untergehen, und dennoch dabei die Herrschaft in Händen halten, regieren und verfügen . . . Er hält seine rechte Hand in der Luft.

Im Saal ist atemlose Stille. Es ist diese Spannung vor dem ersten Ton . . . Wie wird es anfangen? So fängt es an. Und Bibi holt mit seinem Zeigefinger den ersten Ton aus dem Flügel, einen ganz unerwartet kraftvollen Ton in der Mittellage, ähnlich einem Trompetenstoß. Andere fügen sich daran, eine Introduktion ergibt sich — man löst die Glieder.

Es ist ein prunkhafter Saal, gelegen in einem modischen Gasthof ersten Ranges, mit rosig fleischlichen Gemälden an den Wänden, mit üppigen Pfeilern, umschnörkelten Spiegeln und einer Unzahl, einem wahren Weltensystem von elektrischen Glühlampen, die in Dolden, in ganzen Bündeln überall hervorsprießen und den Raum mit einem weit übertaghellen, dünnen, goldigen, himmlischen Licht durchzittern . . . Kein Stuhl ist unbesetzt, ja selbst in den Seitengängen und dem Hintergrunde stehen die Leute. Vorn, wo es zwölf Mark kostet (denn der Impresario huldigt dem Prinzip der ehrfurchtgebietenden Preise) reiht sich die vornehme Gesellschaft; es ist in den höchsten Kreisen ein lebhaftes Interesse für das Wunderkind vorhanden. Man sieht viele Uniformen, viel erwählten Geschmack der Toilette . . . Sogar eine Anzahl von Kindern ist da, die auf wohl erzogene Art ihre Beine vom Stuhl hängen lassen und mit glänzenden Augen ihren kleinen begnadeten weißseidenen Kollegen betrachten . . .

Vorn links sitzt die Mutter des Wunderkindes, eine äußerst beleibte Dame, mit gepudertem Doppelkinn und einer Feder auf dem Kopf, und an ihrer Seite der Impresario, ein Herr von orientalischem Typus mit großen goldenen Knöpfen an den weit hervorstehenden Manschetten. Aber vorn in der Mitte sitzt die Prinzessin. Es ist eine kleine, runzelige, verschrumpfte alte Prinzessin, aber sie fördert die Künste, so weit sie zartsinnig sind. Sie sitzt in einem tiefen Sammetfauteuil, und zu ihren Füßen sind Perser Teppiche ausgebreitet. Sie hält die Hände dicht unter der Brust auf ihrem grau gestreiften Seidenkleid zusammengelegt, beugt den Kopf zur Seite und bietet ein Bild vornehmen Friedens, indes sie dem arbeitenden Wunderkinde zuschaut. Neben ihr sitzt ihre Hofdame, die sogar ein grüngestreiftes Seidenkleid trägt. Aber darum ist sie doch nur eine Hofdame und darf sich nicht einmal anlehnen.

Bibi schließt unter großem Gepränge. Mit welcher Kraft dieser Knirps den Flügel behandelt! Man traut seinen Ohren nicht. Das Thema des Marsches, eine schwunghafte, enthusiastische Melodie, bricht in voller harmonischer Ausstattung noch einmal hervor, breit und prahlerisch, und Bibi wirft bei jedem Takt den Oberkörper zurück, als marschierte er triumphierend im Festzuge. Dann schließt er gewaltig, schiebt sich gebückt und seitwärts vom Sessel herunter und lauert lächelnd auf den Applaus.

Und der Applaus bricht los, einmütig, gerührt, begeistert: Seht doch, was für zierliche Hüften das Kind hat, indes es seinen kleinen Damengruß exekutiert! Klatscht, klatscht! Wartet, nun ziehe ich meine Handschuhe aus. Bravo, kleiner Saccophylax oder wie du heißt —! Aber das ist ja ein Teufelskerl! — — —

Bibi muß dreimal wieder hinter dem Wandschirm hervorkommen, ehe man Ruhe gibt. Einige Nachzügler, verspätete Ankömmlinge drängen von hinten herein und bringen sich mühsam im vollen Saale unter. Dann nimmt das Konzert seinen Fortgang.

Bibi säuselt seine «Rêverie», die ganz aus Arpeggien besteht, über welche sich manchmal mit schwachen Flügeln ein Stückchen Melodie erhebt; und dann spielt er «Le hibou et les moineaux». Dieses Stück hat durchschlagenden Erfolg, übt eine zündende Wirkung. Es ist ein richtiges Kinderstück und von wunderbarer Anschaulichkeit. Im Baß sieht man den

Uhu sitzen und grämlich mit seinen Schleieraugen klappen, indes im Diskant zugleich frech und ängstlich die Spatzen schwirren, die ihn necken wollen. Bibi wird viermal hervorgejubelt nach dieser Pièce. Ein Hotelbedienter mit blanken Knöpfen trägt ihm drei große Lorbeerkränze aufs Podium hinauf und hält sie von der Seite vor ihn hin, während Bibi grüßt und dankt. Sogar die Prinzessin beteiligt sich an dem Applaus, indem sie ganz zart ihre flachen Hände gegeneinander bewegt, ohne daß es irgendeinen Laut ergibt ...

Wie dieser kleine versierte Wicht den Beifall hinzuziehen versteht! Er läßt hinter dem Wandschirm auf sich warten, versäumt sich ein bißchen auf den Stufen zum Podium, betrachtet mit kindischem Vergnügen die bunten Atlasschleifen der Kränze, obgleich sie ihn schon längst langweilen, grüßt lieblich und zögernd und läßt den Leuten Zeit, sich auszutoben, damit nichts von dem wertvollen Geräusch ihrer Hände verloren gehe. «Le hibou» ist mein Reißer, denkt er; denn diesen Ausdruck hat er vom Impresario gelernt. Nachher kommt die Fantaisie, die eigentlich viel besser ist, besonders die Stelle, wo es nach Cis geht. Aber ihr habt ja an diesem hibou einen Narren gefressen, ihr Publikum, obgleich er das Erste und Dümmste ist, was ich gemacht habe. Und er dankt lieblich.

Dann spielt er eine Méditation und dann eine Etude — es ist ein ordentlich umfangreiches Programm. Die Méditation geht ganz ähnlich wie die Rêverie, was kein Einwand gegen sie ist, und in der Etude zeigt Bibi all seine technische Fertigkeit, die übrigens hinter seiner Erfindungsgabe ein wenig zurücksteht. Aber dann kommt die Fantaisie. Sie ist sein Lieblingsstück. Er spielt sie jedesmal ein bißchen anders, behandelt sie frei und überrascht sich zuweilen selbst dabei durch neue Einfälle und Wendungen, wenn er seinen guten Abend hat.

Er sitzt und spielt, ganz klein und weiß glänzend vor dem großen schwarzen Flügel, allein und auserkoren auf dem Podium über der verschwommenen Menschenmasse, die zusammen nur eine dumpfe, schwer bewegliche Seele hat, auf die er mit seiner einzelnen und herausgehobenen Seele wirken soll . . . . Sein weiches, schwarzes Haar ist ihm mitsamt der weißseidenen Schleife in die Stirn gefallen, seine starkknochigen, trainierten Handgelenke arbeiten, und man sieht die Muskeln seiner bräunlichen, kindlichen Wangen erbeben.

Zuweilen kommen Sekunden des Vergessens und Alleinseins, wo seine seltsamen, matt umränderten Mausaugen zur Seite gleiten, vom Publikum weg auf die bemalte Saalwand an seiner Seite, durch die sie hindurchblicken, um sich in einer ereignisvollen, von vagem Leben erfüllten Weite zu verlieren. Aber dann zuckt ein Blick aus dem Augenwinkel zurück in den Saal, und er ist wieder vor den Leuten.

Klage und Jubel, Aufschwung und tiefer Sturz — «meine Fantaisie!» denkt Bibi ganz liebevoll. «Hört doch, nun kommt die Stelle, wo es nach Cis geht!» Und er läßt die Verschiebung spielen indes es nach Cis geht. «Ob sie es merken?» Ach nein, bewahre, sie merken es nicht! Und darum vollführt er wenigstens einen hübschen Augenaufschlag zum Plafond, damit sie doch etwas zu sehen haben.

Die Leute sitzen in langen Reihen und sehen dem Wunderkinde zu. Sie denken auch allerlei in ihren Leutehirnen. Ein alter Herr mit einem weißen Bart, einem Siegelring am Zeigefinger und einer knolligen Geschwulst auf der Glatze, einem Auswuchs, wenn man will, denkt bei sich: «Eigentlich sollte man sich schämen. Man hat es nie über «Drei Jäger aus Kurpfalz» hinausgebracht, und da sitzt man nun als eisgrauer Kerl und läßt sich von diesem Dreikäsehoch Wunderdinge vormachen. Aber man muß bedenken, daß es von oben kommt. Gott verteilt seine Gaben, da ist nichts zu tun, und es ist keine Schande, ein gewöhnlicher Mensch zu sein. Es ist etwas wie mit dem Jesuskind. Man darf sich vor einem Kinde beugen, ohne sich schämen zu müssen. Wie seltsam wohltuend das ist!» — Er wagt nicht zu denken: «Wie süß das ist!» «Süß» wäre blamabel für einen kräftigen, alten Herrn. Aber er fühlt es! Er fühlt es dennoch!

«Kunst ...» denkt der Geschäftsmann mit der Papageiennase. «Ja freilich, das bringt ein bißchen Schimmer ins Leben, ein wenig Klingklang und weiße Seide. Übrigens schneidet er nicht übel ab. Es sind reichlich fünfzig Plätze zu zwölf Mark verkauft: das macht allein sechshundert Mark — und dann alles übrige. Bringt man Saalmiete, Beleuchtung und Programme in Abzug, so bleiben gut und gern tausend Mark netto. Das ist mitzunehmen.»

«Nun, das war Chopin, was er da eben zum Besten gab!», denkt die Klavierlehrerin, eine spitznäsige Dame in den Jahren, da die Hoffnungen

sich schlafen legen und der Verstand an Schärfe gewinnt. «Man darf sagen, daß er nicht sehr unmittelbar ist. Ich werde nachher äußern: «Er ist wenig unmittelbar.» Das klingt gut. Übrigens ist seine Handhaltung vollständig unerzogen. Man muß einen Taler auf den Handrücken legen können . . . Ich würde ihn mit dem Lineal behandeln.»

Ein junges Mädchen, das ganz wächsern aussieht und sich in einem gespannten Alter befindet, in welchem man sehr wohl auf delikate Gedanken verfallen kann, denkt im geheimen: «Aber was ist das! Was spielt er da! Es ist ja die Leidenschaft, die er da spielt! Aber er ist doch ein Kind?! Wenn er mich küßte, so wär' es, als küßte mein kleiner Bruder mich — es wäre kein Kuß. Gibt es denn eine losgelöste Leidenschaft, eine Leidenschaft an sich und ohne irdischen Gegenstand, die nur ein inbrünstiges Kinderspiel wäre?.. Gut, wenn ich dies laut sagte, würde man mir Lebertran verabfolgen. So ist die Welt.»

An einem Pfeiler steht ein Offizier. Er betrachtet den erfolgreichen Bibi und denkt: «Du bist etwas, und ich bin etwas, jeder auf seine Art!» Im übrigen zieht er die Absätze zusammen und zollt dem Wunderkinde den Respekt, den er allen bestehenden Mächten zollt.

Aber der Kritiker, ein alternder Mann in blankem, schwarzem Rock und aufgekrempten, bespritzten Beinkleidern, sitzt auf seinem Freiplatze und denkt: «Man sehe ihn an, diesen Bibi, diesen Fratz! Als Einzelwesen hat er noch ein Ende zu wachsen, aber als Typus ist er ganz fertig, als Typus des Künstlers. Er hat in sich des Künstlers Hoheit und seine Würdelosigkeit, seine Charlatanerie und seinen heiligen Funken, seine Verachtung und seinen heimlichen Rausch. Aber das darf ich nicht schreiben; es ist zu gut. Ach, glaubt mir, ich wäre selbst ein Künstler geworden, wenn ich nicht das alles so klar durchschaute . . .»

Da ist das Wunderkind fertig, und ein wahrer Sturm erhebt sich im Saale. Er muß hervor und wieder hervor hinter seinem Wandschirm. Der Mann mit den blanken Knöpfen schleppt neue Kränze herbei, vier Lorbeerkränze, eine Lyra aus Veilchen, ein Bukett aus Rosen. Er hat nicht Arme genug, dem Wunderkinde all die Spenden zu reichen, der Impresario begibt sich persönlich aufs Podium, um ihm behilflich zu sein. Er hängt einen Lorbeerkranz um Bibis Hals, er streichelt zärtlich sein schwarzes Haar. Und plötzlich, wie übermannt, beugt er sich nieder

und gibt dem Wunderkinde einen Kuß, einen schallenden Kuß, gerade auf den Mund. Da aber schwillt der Sturm zum Orkan. Dieser Kuß fährt wie ein elektrischer Stoß in den Saal, durchläuft die Menge wie ein nervöser Schauer. Ein tolles Lärmbedürfnis reißt die Leute hin. Laute Hochrufe mischen sich in das wilde Geprassel der Hände. Einige von Bibis kleinen gewöhnlichen Kameraden dort unten wehen mit ihren Taschentüchern ... Aber der Kritiker denkt: «Freilich, dieser Impresariokuß mußte kommen. Ein alter, wirksamer Scherz. Ja, Herrgott, wenn man nicht alles so klar durchschaute!»

Und dann geht das Konzert des Wunderkindes zu Ende. Um halb acht Uhr hat es angefangen, um halb neun Uhr ist es aus. Das Podium ist voller Kränze, und zwei kleine Blumentöpfe stehen auf den Lampenbrettern des Flügels. Bibi spielt als letzte Nummer seine «Rhapsodie grecque», welche schließlich in die griechische Hymne übergeht, und seine anwesenden Landsleute hätten nicht übel Lust, mitzusingen, wenn es nicht ein vornehmes Konzert wäre. Dafür entschädigen sie sich am Schluß durch einen gewaltigen Lärm, einen heißblütigen Radau, eine nationale Demonstration. Aber der alternde Kritiker denkt: «Freilich, die Hymne mußte kommen. Man spielt die Sache auf ein anderes Gebiet hinüber, man läßt kein Begeisterungsmittel unversucht. Ich werde schreiben, daß das unkünstlerisch ist. Aber vielleicht ist es gerade künstlerisch. Was ist der Künstler? Ein Hanswurst. Die Kritik ist das Höchste. Aber das darf ich nicht schreiben.» Und er entfernt sich in seinen bespritzten Hosen.

Nach neun oder zehn Hervorrufen begibt sich das erhitzte Wunderkind nicht mehr hinter den Wandschirm, sondern geht zu seiner Mama und dem Impresario hinunter in den Saal. Die Leute stehen zwischen den durcheinandergerückten Stühlen und applaudieren und drängen vorwärts, um Bibi aus der Nähe zu sehen. Einige wollen auch die Prinzessin sehen; es bilden sich vor dem Podium zwei dichte Kreise um das Wunderkind und um die Prinzessin, und man weiß nicht recht, wer von beiden eigentlich Cercle hält. Aber die Hofdame verfügt sich auf Befehl zu Bibi; sie zupft und glättet ein wenig an seiner seidenen Jacke, um ihn hoffähig zu machen, führt ihn am Arm vor die Prinzessin und bedeutet ihm ernst, Ihrer Königlichen Hoheit die Hand zu küssen. «Wie machst du es, Kind?»

fragt die Prinzessin. «Kommt es dir von selbst in den Sinn, wenn du niedersitzest?» «Oui, Madame», antwortet Bibi. Aber inwendig denkt er: «Ach, du dumme, alte Prinzessin ...!» Dann dreht er sich scheu und unerzogen um und geht wieder zu seinen Angehörigen.

Draußen an den Garderoben herrscht dichtes Gewühl. Man hält eine Nummer empor, man empfängt mit offenen Armen Pelze, Schals und Gummischuhe über die Tische hinüber. Irgendwo steht die Klavierlehrerin unter Bekannten und hält Kritik. «Er ist wenig unmittelbar,» sagt sie laut und sieht sich um...

Vor einem der großen Wandspiegel läßt sich eine junge vornehme Dame von ihren Brüdern, zwei Leutnants, Abendmantel und Pelzschuhe anlegen. Sie ist wunderschön mit ihren stahlblauen Augen und ihrem klaren, reinrassigen Gesicht, ein richtiges Edelfräulein. Als sie fertig ist, wartet sie auf ihre Brüder. «Steh nicht so lange vor dem Spiegel, Adolf!», sagte sie leise und ärgerlich zu dem einen, der sich von dem Anblick seines hübschen, simplen Gesichtes nicht trennen kann. Nun, das ist gut! Leutnant Adolf wird sich doch vor dem Spiegel seinen Paletot zuknöpfen dürfen, mit ihrer gütigen Erlaubnis! — Dann gehen sie, und draußen auf der Straße, wo die Bogenlampen trübe durch den Schneenebel schimmern, fängt Leutnant Adolf im Gehen ein bißchen an auszuschlagen, mit emporgeklapptem Kragen und die Hände in den schrägen Manteltaschen auf dem hartgefrorenen Schnee einen kleinen Nigger-dance aufzuführen, weil es so kalt ist.

«Ein Kind!» denkt das unfrisierte Mädchen, welches mit frei hängenden Armen in Begleitung eines düsteren Jünglings hinter ihnen geht. «Ein liebenswürdiges Kind! Dort drinnen war ein verehrungswürdiges ...» Und mit lauter, eintöniger Stimme sagt sie: «Wir sind alle Wunderkinder, wir Schaffenden.»

«Nun!» denkt der alte Herr, der es nicht über «Drei Jäger aus Kurpfalz» hinausgebracht hat und dessen Auswuchs jetzt von einem Zylinder bedeckt ist, «was ist denn das! Eine Art Pythia, wie mir scheint.»

Aber der düstere Jüngling, der sie aufs Wort versteht, nickt langsam.

Dann schweigen sie, und das unfrisierte Mädchen blickt den drei adeligen Geschwistern nach. Sie verachtet sie, aber sie blickt ihnen nach, bis sie um die Ecke entschwunden sind.

ALLEIN
VON CATHERINA GODWIN

Immer wieder ich und ich
Immer wieder find ich mich
Allein.
Niemals: Du –
Immer wieder Ihr und Ihr
Niemals: Wir.

GEGENRHYTHMUS
VON CATHERINA GODWIN

Die Wache zieht auf!

Viele Leute laufen hinterdrein, immer im Takt – immer im Takt.

Unwillkürlich schreite ich gegen den Rhythmus. Ich fühle mich gehemmt, meine Schritte mit dem selbstverständlichen Tempo Hunderter gemein zu machen.

Eine Allegorie meines Wesens – gehe ich so gegen den gegebenen Takt, allein eine leere Seitenstraße entlang.

Das ist der Faillit meiner Tage: der Exklusivtrieb.

Da mein ganzes Sein sich gegen die Uniformierung in Anarchismus auflehnt.

Irgendwo stehen im Grünen öffentliche Bänke. Ich bin wohl müde, aber die Bänke gehören Allen, es deprimiert mich, darauf zu sitzen – irgendwo wandere ich erwartungsvoll mit einem Herrn in der Stille, aber ein verschlungenes Paar löst sich vor uns aus dem Dunkel – mein Gefühl erstarrt – der Herr geht enttäuscht nach Hause – die Liebe gehört den Andern. Ich komme in ein Restaurant und mein Wunsch nach einem Entrecote bricht ungesättigt zusammen, da ich die Vielen mit Messer und Gabel essensfroh hantieren sehe. Selbst die Sonne kann mich nicht wärmen, wenn Massen erfreut aus dem Boden tauchen und rhythmisch im Chor wohlgelaunt rufen: Ach! Das schöne Wetter!

Und jemand, der mich von ungefähr begrüßt, sagt zu mir erstaunt unter der Sonne der Allen: – mein Gott, gnä Frau, was haben Sie doch bei dem warmen Wetter für kalte Hände. –

ODE

VON FRANZ WERFEL

Was schufst du mich, mein Herr und Gott,
Der ich aufging, unwissend Kerzenlicht,
Und dabin jetzt im Winde meiner Schuld,
Was schufst du mich, mein Herr und Gott,
Zur Eitelkeit des Worts,
Und daß ich dies füge,
Und trage vermessenen Stolz
Und in der Ferne meiner selbst
Die Einsamkeit?
Was schufst du mich zu dem, mein Herr und Gott?

Warum, warum nicht gabst du mir
Zwei Hände voll Hilfe,
Und Augen, waltend Doppelgestirn des Trostes,
Und eine Stirn aprilen, regnend Musik der Güte,
Und Stirne überhangen
Von süßer Lampe der Demut,
Und einen Schritt durch tausend Straßen, am Abend,
Zu tragen alle Glocken der Erde ins Herz,
Ins Herze des Leidens ewiglich?!

Siehe es fiebern
So viele Kindlein jetzt im Abendbett,
Und Niobe ist Stein und kann nicht weinen,
Und dunkler Sünder starrt
In seines Himmels Ausgemessenheit,
Und jede Seele fällt zur Nacht
Vom Baum, ein Blatt im Herbst des Traumes,
Und alle drängen sich um eine Wärme,
Weil Winter ist
Und warme Schmerzenszeit.

Warum, mein Herr und Gott, schufst du mich nicht
Zu deinem Seraph, goldigen, willkommenen?
Der Hände Kristall auf Fieber zu legen,
Zu gehn durch Türenseufzer ein und aus,
Gegrüßet und geheißen:
Schlaf, Träne, Stube, Kuß, Gemeinschaft, Kindheit, mütterlich,
Und daß ich raste auf den Ofenbänken,
Und Zuspruch bin und Balsam deines Hauses,
Nur Flug und Botengang und mein nichts weiß,
Und im Gelock den Frühtau deines Angesichts . . . . .

DER MBRET

VON HERMANN WENDEL, MITGLIED DES REICHSTAGS

«In den Straßen wogt eine freudig erregte Volksmenge», berichtet Schmock aus Durazzo.

Warum sollte sie nicht «wogen»? Denn einmal gab es für die gafflustigen Lazzaroni des albanischen Hafennestes eine rechte Augenweide, als der «Mbret», Wilhelm der Erste (und voraussichtlich auch Letzte) im preußischen Stechschritt von seinem Dampfer herunter kam, angetan mit einer verschnürten und verschnörkelten Phantasieuniform, den Großkordon eines schwarzroten Phantasieordens über die Brust gespannt. Und zum zweiten harrt alles, angefangen vom mächtigsten Bairaktar bis zum armseligsten Hamal, auf den Goldregen, der sich mit der Ankunft des aus Neuwied importierten Herrschers über das Land ergießen soll. Denn wenn es schon Könige auf Aktien gegeben hat — siehe die geschäftstüchtigen Koburger in Belgien! — so ist der «Mbret» von Albanien doch der erste gerichtsnotorische Souverän auf Vorschuß. Ja, es ist an dieser Tatsache leider nicht zu deuteln und zu drehn: Wilhelm von Albanien ist ein Herrscher nicht von Gottes, sondern von Vorschusses Gnaden. Mit dem Vorschuß steht er, mit dem Vorschuß fällt er.

Schmock freilich, der die Dinge nur feuilletonistisch sieht, tröstet sich damit, daß es in Albanien schon gehen wird, wie es in Rumänien und Bulgarien auch gegangen sei. (Frau Wied wird bereits von eilfertigen Byzantinern als eine zweite Carmen Sylva angeschleimt — was immer noch verzweifelt wenig wäre.) Aber in Albanien wird es eben nicht gehen. Denn hier fehlt, was in Rumänien und Bulgarien vorhanden war und was Voraussetzung jeder Staatenbildung ist: das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit im Volke. Es gibt keine albanische Nation, sondern nur albanische Stämme. Jeder Stamm ist in seinen allerbeschränktesten Lokalpartikularismus eingekapselt und will vom Nachbarstamm schon im

Nachbartal nichts wissen, geschweige von dem «Mbret», der irgendwoher aus dem sagenhaften Westen kommt und irgendwo unten an der Küste sitzt. Miriditen, Malisoren und was alles sich Schkipetar nennt, lassen ihn einen guten Mann sein, so lang er sie nicht mit Steuerboten und Rekruteneintreibern behelligt. Ist er waghalsig genug, solche Behelligung gleichwohl zu versuchen, dann geht's heidi! Armer «Mbret»!

Aber auch mit den vorschußlüsternen Granden und «Intellektuellen» — lucus a non lucendo! — hat's seine Mucken. Da ist Essad Pascha, der vielleicht nur nach Neuwied gekommen ist, um auf Grund der Silberschätze des Schlosses das Lösegeld anzusetzen, das man von der Familie heischen kann. Da ist der alte Fuchs Kemal Bey, dem schon die Bestechungsdukaten aller überhaupt möglichen Mächte in den Taschen geklimpert haben und der, vorläufig kaltgestellt, auf seine Stunde wartet. Da ist der frühere Thronprätendent «Prinz» Ghika, der seine absichtliche Abwesenheit bei den Empfangsfeierlichkeiten dick unterstrichen hat. Dazu kommt der Aufstand in Südalbanien, wo die gräzisierten Tosken stürmisch den Anschluß an Griechenland fordern, und Montenegros verkniffene Wut, das über der fruchtbaren Ebene von Skutari schon seine Fahne flattern sah, und Serbiens Neid, das auf den nächsten fälligen Grenzzwischenfall lauert, und wahrhaftig nicht an letzter Stelle Roms und Wiens Eifersucht bei dem Wettbewerb um die Herrschaft an der albanischen Adriaküste.

So heißt es für den «Mbret» nicht nur das Insektenpulver trocken halten. Aber sich in einem Staat ohne Nation, ohne Budget, ohne Heer zu behaupten, wird ihm besten Falls nur gelingen, solange der Vorschuß der Großmächte reicht. Ist der Vorschuß verpulvert, schießen ihm die braven Arnauten etwas vor — aus zielsicheren Henry-Martini-Flinten.

Was Schmock den Anlaß bieten wird, aus Durazzo zu melden: «In den Straßen wogt eine freudig erregte Volksmenge».

FEUILLETON-AUTOMATEN

VON HANS VON WEBER

Klischeephrasen statt Ethik, Moralpathos statt Charakterstärke, — daran sind wir gewöhnt, das ist unsere offizielle Welt, die für jede Leidenschaft ein Kästchen und für jede Explosion einen Paragraphen hat oder eine «Spitzmarke». — Man sagt zum Beispiel «Militärvorlage». — Jedermann weiß, was sich daraufhin ereignen wird: Die Konservativen lassen Jubelhymnen ertönen, das Zentrum ‚maunzt und graunzt und fängt zu handeln an, die Liberalen und die Sozi's toben und von jeder ihrer Gruppen weiß man im vorhinein, wie sehr und wie lange sie toben werden. Nur allein die Nationalliberalen finden jedesmal eine neue Geste des Blamierens. — Zuletzt aber wird die ganze Geschichte bewilligt und von oben bis unten, von rechts bis links wirft sich ein jeder in die Brust und rühmt, was alles ihm zu verdanken ist. Dann geht's weiter: «Sittlichkeitsschutz» und «Duellfrage» und — ach pfui Teufel, es hängt einem alles schon zum Halse heraus, immer die gleiche Komödie mit dem gleichen Ausgang, namentlich aber immer derselbe Kuhhandel und dasselbe Geschwafel von Idealen und Freiheit und Fortschritt! Ein stagnierender Dorfsumpf ist's, dieses täglich mehr in Reaktion und Untertänigkeit versinkende Deutsche Reich! Und wo einmal ein Aufschrei tönt oder eine Tat aufleuchtet oder ein Entschluß erschreckt, da wird alles Niveaustörende daran sofort von den Leukozyten des Staatskörpers, den Offiziösen und der Presse, «unter Speichel gesetzt», bis nichts mehr davon zu sehen und zu hören ist. Man denke nur an die Zabernaffäre und an das famose Mißtrauensvotum des Reichstags. Ich glaube, Bethmann hat über diese grenzenlose Blamage aller deutschen Mannheit nicht einmal gelacht, so selbstverständlich dürfte der korrekte Philosoph den Ausgang gefunden haben!

Ich kannte einmal einen Dorfarzt, der die Krankheiten nach der Zahl der erforderlichen Medizinlöffel oder Umschläge maß: Ist meine

Angina gefährlich? fragte der Patient. «10—12 Prießnitz, drei Flaschen Gurgelwasser» erwiderte er. — Freilich in Fällen, wo er hätte sagen müssen «Ein Mesothorium, ein Sarg», da schwieg er. — Wo es aber kritisch war, da griff er ein mit starker Hand und heilte, wo noch zu heilen war, so daß aus dem Patienten bald ein Rekonvaleszent wurde.

In Deutschland schweigt keiner von den Staatsärzten, aber was auch passieren mag, Mord und Totschlag, Militärherrschaft, Staatsblamagen, Vaterlandsverrat, stets handelt es sich nur um die Zahl der Feuilletons und Leitartikel, die zur Beschwichtigung der Erregung erforderlich sind: Graf Mielszynski 50, Redl 200, Sviha 175, Zabern 1000 und Kotau vor Rußland 500 Feuilletons usw. Dann hat die ganze Welt die Sache satt und es kann wieder etwas Neues kommen. Geheilt wird nicht. — Man kann es sich ganz gut vorstellen, wie der junge Kronprinz vergnügt sich sagt: «riskieren wir mal ein kleines Hundert Feuilletons» und dann telegraphiert: «Nur immer feste druff!» — Ein Husarenritt über Zeitungsspalten, nichts weiter! Von diesen Tintenspritzern abgesehen, Folgen hat heutzutage nichts mehr. Die Fäuste fallen empört auf den Biertisch und dann öffnen sie sich mild und greifen wieder freundlich nach dem Kruge.

Dieses Denken nach dem gleichen Klischee, diese allgemeine Verwässerung der inneren Moral muß jeden, der noch Empfindung hat, immer dann besonders heftig schmerzen, wenn wieder einmal durch eine plötzliche rasche Tat in dem allgemeinen Nebel ein Riß klafft, der einen Augenblick lang — bevor die Feuilletons zu laufen beginnen — sehen läßt, wie in Wahrheit die Dinge liegen und wie noch immer Menschenherzen fühlen.

Die Tat der Madame Caillaux war solch ein Ereignis. Seit Wochen sahen wir mit steigendem Ekel der Hetze zu, die der «hochangesehene Publizist» Calmette, der Leiter eines der vornehmsten Blätter der französischen Bourgeoisie, gegen ihren Mann und sie führte. Keifend wie die Klatschbase auf der Treppe kreischte er seine Verleumdungen, duckte sich einen Moment unter dem Wasserstrahl der Widerlegung und zeterte dann weiter.

Nie noch drang von solchem Beifall umjohlt ein Revolverjournalist in die geheimsten Falten intimen Privatlebens ein, bis aus jeder Locke eine Matratze und aus jedem Hauch ein Sturmwind geworden, und alles Glück in Scherben lag!

Grauenhaft ist's, sich an die Stelle seines Opfers zu denken, dieser Frau, der das wachsende Entsetzen die Angst in die Kehle peitscht. Nummer für Nummer des Schandblattes schürt die Pein, die sich schließlich zur Panik steigert. Wer gebietet noch dem Elemente, wenn der Manometer schon auf 99 steht! Sie hat nicht daran gedacht, daß man zu solchen Calmetten höchstens den Knecht mit der Peitsche schickt. Sie nahm den Browning selber in die Hand und bereitete ihrem Peiniger das Schicksal, das er sonst vielleicht in einem jener seltenen Duelle gefunden hätte, die durch einen gerechten Ausgang Gottesgerichte zu sein scheinen.

Wie ein Blitzstrahl leuchtete diese Tat ins Dunkel. Die Verzweiflung hatte sich ihren Weg gebahnt.

Nun frage ich: muß in einem solchen Augenblicke nicht selbst der Gerechteste unwillkürlich mit aufschreien, im gemeinsamen Gefühl der Befreiung, der Entspannung, des Mitleids, des unmittelbaren Mitlebens von Herz zu Herz?! Gewiß, nach Stunden und Tagen wird man sich besinnen und den Mordparagraphen im Gesetzbuch nachschlagen. Aber im ersten Augenblicke muß doch jedes zweibeinige Animal, durch Herz und Hirn von den vierbeinigen unterschieden, für die Frau und gegen Calmette sein?! — «Nieder mit Caillaux!» haben sie geschrien und respektvolle Leitartikel rühmen die Person und Leistungen des «höflichen» Herrn Calmette, der den «Figaro» in die Höhe gebracht hat ...: wobei es noch ein Trost ist, daß wenigstens seine Bettwäsche-Kampagne als Entgleisung bedauert wurde.

Was ist das?! Lebt der Geist der Gesetzlichkeit so tief im Menschen, daß ihm das «fiat justitia, pereat mundus» Wurzel des Denkens wurde? Wäre es das! Es wäre langweilig, aber bieder.

Es ist das warnende Zeichen einer Geistesverödung von erschreckender Verbreitung. Die Klischees, von denen die Feuilletons ihre Art zu «denken», zu «fühlen», zu «urteilen» abziehen, sind jetzt schon den immer denkfauler gewordenen Lesern so sehr zur Gewohnheit, zum

eigenen Wesen geworden, daß diese — wie Grammophonplatten etwa — automatisch in der Form der Feuilletons zu denken, zu fühlen, zu urteilen beginnen, sobald von einem Geschehnis ein Reiz ausgeübt wird. Die Feuilletons sind gar nicht mehr nötig, — die Massen denken ganz von selbst schon in ihren Gleisen. Man braucht sie nur aufzuziehen. Der tiefste und wirkliche Grund aber dieser Mechanisierung im Denkapparat der Welt liegt in dem Leitgedanken, der sie alle beherrscht: Wir wollen Ruhe haben. Die Kurse dürfen nicht beunruhigt werden. Quieta non movere! Nieder mit jedem Störenfriede!

Wie die Bücherattrappen des braven Bürgers außen die Titel der Klassiker zeigen und innen hohl sind (denn die Bonbons darin sind längst gelutscht), so geht es mit seinem «Liberalismus», seiner «Freiheit», seinem «sozialen Empfinden». — Tot alles und hohl. Sagst Du «Mord» zu ihm, dann rollt der Automat die Augen, aber krähst Du «Duell», dann macht er Kotau. Und erschreckt ihn ein Knall, ein Krach, ein Schrei, so ist er schnell beruhigt; er weiß es ja, daß bald schon die Hand des Feuilletonisten ihm schleimig die Sorgenfalten aus der weichen Stirne streichen wird.

Was ist Weltgeschichte? Eine Lektüre! Das Herz ist beim Geschäft.

FÜR FRANK WEDEKIND

Der Dichter Frank Wedekind wird im Juli dieses Jahres fünfzig Jahre alt.

Der 26jährige schuf die Kindertragödie «Frühlingserwachen». Fünfzehn Jahre mußte er warten, bis er sein Werk auf der Bühne verkörpert sah. Kein zweiter unter den zeitgenössischen Dichtern hat so zu kämpfen gehabt gegen seine Mitmenschen. Nach jahrzehntelanger Verkennung und Mißachtung, die er nicht nur durch ein ahnungsloses Publikum erfuhr, sondern vor allem durch die große Mehrzahl derer, die öffentlich urteilen dürfen; nach infamen Schmähungen und zudringlichen Zweifeln an der Ehrlichkeit seines Schaffens ist es ihm endlich in den letzten Jahren gelungen, sich durchzusetzen.

Ein — wenn auch noch immer nicht großer — Teil des deutschen Publikums hat seine Originalität, seinen Fanatismus, seine schöpferische Kraft erkannt. Viele Tausende lieben ihn wegen der Härte und Unerbittlichkeit, aus der heraus seine leidenschaftlichen Bekenntnisse entstanden.

Er hat als Künstler der Menge nie die geringste Konzession gemacht. Er wurde verlacht, gelästert und verspottet; als Clown verschrien, bestenfalls als Witzbold gewertet, oder als Bänkelsänger, weil er die Laute zu schlagen versteht. Er aber blieb — ein ganz seltener Fall in unserer merkantilen und kompromißsüchtigen Zeit —: er selbst!

Und nun, da wir sein Lebenswerk überschauen, liegen fünfzehn Werke vor uns — an Wert und an Bedeutung für ihren Schöpfer verschieden —, aber alle erfunden von einem ursprünglichen Geist, belebt von einem fanatischen Genie und geformt mit der kalten Sicherheit eines Artifex.

Es gilt, einen Künstler zu ehren, der nie irgend einer Gruppe angehörte, der vielmehr als ein gefährlich Isolierter seinen an Bitternissen reichen Weg ging.

Wir wollen bekennen, daß sein Werk von der Kindertragödie «Frühlingserwachen» bis zu der aufreizenden Menschheitsdichtung «Simson»

uns bereichert hat. Wir wollen bekennen, daß er durch die schonungslose Aufrichtigkeit seiner Kunst uns gestärkt und entflammt hat.

Wir wollen bekennen, daß dem Schöpfer der Wendla Bergmann und des Marquis von Keith, der Lulu und des Hetmann unsere ganze Liebe gehört.

Wir glauben, daß dieser Dichter, dem es gelang, seine Visionen zu bannen, ein ebenbürtiger Nachkomme der Lenz, Kleist, Büchner ist und daß er mit so viel Recht wie nur irgend ein anderer als der Dramatiker unserer Zeit genannt und gefeiert werden dürfte.

Wir fordern von den Theaterleitern, daß sie — eingedenk dessen — es als ihre vornehme und willkommene Pflicht ansehen werden, soweit es ihnen irgend möglich ist, ihrem Publikum eine deutlichere und umfassendere Anschauung von dem Gesamtwerk Wedekinds zu geben: indem sie einen Zyklus seiner Werke vorführen oder zum mindesten ganz besonders gut vorbereitete Darstellungen einzelner seiner Dramen veranstalten. Sie selbst werden sich dadurch ehren und dem Dichter können diese Aufführungen eine späte Genugtuung für die erbärmliche Zaghaftigkeit und feindselige Gleichgültigkeit sein, die er allzulange ertragen mußte.

Er soll nach so vielen quälerischen Jahren einmal verwöhnt werden; er, der Sensible und Sonderbare, soll einmal die Freude kosten, die ein irregeleitetes Publikum minder bemittelten Geistern verschwenderisch zu spenden pflegt; jene Freude, daß sein Wort von vielen deutschen Bühnen herab gehört wird, und daß seine Welten allen Volksschichten zugänglich gemacht werden.

Er möge fühlen, daß er mit seinem Schaffen in den Besten des deutschen Volkes wurzelt, und daß sich zu ihnen eine immer größer werdende Schar derer gesellt, die fähig sind, sein Werk zu erleben und zu werten.

LOVIS CORINTH — *HEINRICH MANN*
MAXIMILIAN HARDEN — *THOMAS MANN*
WILHELM HERZOG — *ALBERT STEINRÜCK*
MAX LIEBERMANN — *FRANZ VON STUCK*
ALBERT WEISGERBER.

BÜCHER, DIE DAS FORUM EMPFIEHLT

MODERNE

Stefan George: Der Stern des Bundes; Georg Bondi.

Aus Georges letztem – mir scheint – reifstem Werk nur dies Gedicht:

Ich bin der Eine und bin Beide
Ich bin der Zeuger, bin der Schoß
Ich bin der Degen und die Scheide
Ich bin das Opfer, bin der Stoß
Ich bin die Sicht und bin der Seher
Ich bin der Bogen, bin der Bolz
Ich bin der Altar und der Fleher
Ich bin das Feuer und das Holz
Ich bin der Reiche, bin der Bare
Ich bin das Zeichen, bin der Sinn
Ich bin der Schatten, bin der Wahre
Ich bin ein End und ein Beginn.

René Schickele: Benkal, der Frauentröster. Weiße Bücher.

René Schickele: Die Leibwache. Gedichte. Weiße Bücher.

Mynona: Rosa, die schöne Schutzmannsfrau. Grotesken. Weiße Bücher.

Romain Rolland: Johann Christoph. Roman. Rütten u. Loening.

Alfons Paquet: Limo, Der große beständige Diener. Ein dramatisches Gedicht. Rütten u. Loening.

Friedrich Gundolf: Stefan George in unserer Zeit. Weißsche Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg. Dieser broschürenhaft dünne Essay Gundolfs führt tiefer als alle weihevollen Andachten, die bisher die Georgejünger abhielten, in das Wesen des Dichters. Gundolf baut den Charakter Georges auf, wie er ihm erschienen ist, und bekennt seinen Glauben an den Dichter in so mächtigen ehrlichen Worten, daß ich sie, wenn es der Raum nicht verböte, am liebsten hier wiedergäbe. Um George lagern Mißverständnisse, Vorurteile, konventionelle Meinungen. Hier räumt sie einer fort und gibt dafür ein anschauliches und überzeugendes Bild des Künstlers und des Menschen, dem er die superlativischste Schätzung entgegenbringt.

Alfons Paquet: Li oder Im neuen Osten. Rütten u. Loening.

Erich von Mendelssohn: Nacht und Tag. Roman. Mit einem Vorwort von Thomas Mann. Weiße Bücher.

KLASSIKER

Shakespeares Werke, englisch und deutsch. Hamlet. Ein Sommernachtstraum. Das Wintermärchen. Romeo und Julia. Tempel-Verlag.

Die Grimmschen Märchen. Herausgegeben von Paul Ernst. Drei Bände. Georg Müller.

PHILOSOPHIE

Briefwechsel von Imm. Kant in drei Bänden. Herausgegeben von H. E. Fischer; Georg Müller (München).

Jacobis Spinozabüchlein nebst Replik und Duplik. Herausgegeben von Fritz Mauthner; Georg Müller (München).

Die Schriften zu J. G. Fichtes Atheismusstreit. Herausgegeben von Hans Lindau; Georg Müller.

Hebbel als Denker. Herausgegeben von Bernhard Münz; Georg Müller (München).

Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. Herausgegeben von Ludwig Berndl. Zwei Bände. Georg Müller (München).

Agrippa von Nettesheim: Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften und die Verteidigungsschrift. Zwei Bände. Herausgegeben von Fritz Mauthner; Georg Müller (München).

Voltaires Briefwechsel. Ausgewählt und übertragen von Käthe Schirmacher; Insel-Verlag.

GESCHICHTE UND POLITIK

F. M. Kircheisen: Napoleon I. Sein Leben und seine Zeit. Zwei Bände. Georg Müller (München).

Gertrud Kircheisen: Die Frauen und Napoleon. Mit 211 illustrativen Beilagen. Georg Müller (Münch.).

Napoleon I. und das Zeitalter der Befreiungskriege in Bildern von *Friedrich M. Kircheisen.* Georg Müller (München).

Bismarck. Ein deutsches Heldenleben. Hyperion-Verlag (Berlin).

Casimir von Chledowsky: Rom. Die Menschen des Barock. Autorisierte Übersetzung aus dem Polnischen von Rosa Schapire. Georg Müller (München).

Casimir von Chledowsky: Rom. Die Menschen der Renaissance. Georg Müller (München).

Paul de Lagarde: Deutscher Glaube Deutsches Vaterland. Deutsche Bildung. Das Wesentliche aus seinen Schriften ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Daal; Diederichs.

Berühmte Aussprüche und Worte Napoleons von Corsika bis St. Helena. Hyperion-Verlag (Berlin).

Alexander VI. und sein Hof. Nach dem Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus herausgegeben von Ludwig Geiger. Robert Lutz (Stuttgart).

LITERATURGESCHICHTE

M. Winternitz: Geschichte der indischen Literatur. Zwei Bände. C. F. Amelangs Verlag.

Ernst Traumann: Goethes Faust. In zwei Bänden. C. H. Beck.

PSYCHOANALYSE

Sigm. Freud: Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. Hugo Heller u. Cie.

MEMOIREN

Schriften und Briefe des Herrn von Saint Evremond und die *Memoiren der Herzogin von Mazarin.* Herausgegeben von Karl Federn. Zwei Bände. Georg Müller (München).

Die Memoiren des Herzogs von Saint Simon. Übers. von Hanns Florcke. Zwei Bände. Georg Müller (München)

KUNSTBÜCHER

Edmond und Jules de Goncourt: Die Kunst des 18. Jahrhunderts. Hyperion-Verlag (Berlin).

Edmond und Jules de Goncourt: Stecher und Maler des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Paul Prina. Hyperion-Verlag. (Berlin).

Richard Hamann: Rembrandts Radierungen. Mit 139 Abbildungen. Bruno Cassirer.

Künstlerbriefe aus dem 19. Jahrhundert. Mit 181 Abbildungen.

Karl Scheffler: Die Architekten der Großstadt. Bruno Cassirer.

Olaf Gulbransson: Fünfzig unveröffentlichte Zeichnungen. Herausgegeben von Alfred Meyer; Georg Müller (München).

Camille Mauclair: Florenz. Mit 84 Bildbeigaben. Georg Müller.

Hermann Uhde-Bernays: Carl Spitzweg. Des Meisters Leben und Werk. Seine Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst. 2. Auflage. Delphin-Verlag.

Rainer Maria. Rilke: Auguste Rodin. Mit 96 Vollbildern. Insel-Verlag. Ein paar Sätze:

Rodin war einsam vor seinem Ruhme. Und der Ruhm, der kam, hat ihn vielleicht noch einsamer gemacht. Denn Ruhm ist schließlich nur der Inbegriff aller Mißverständnisse, die sich um einen neuen Namen sammeln.

Es sind ihrer sehr viele um Rodin, und es wäre eine lange und mühsame Aufgabe, sie aufzuklären. Es ist auch nicht nötig: sie stehen um den Namen, nicht um das Werk, das weit über dieses Namens Klang und Rand hinausgewachsen und namenlos geworden ist, wie eine Ebene namenlos ist, oder ein Meer, das nur auf der Karte einen Namen hat, in den Büchern und bei den Menschen, in Wirklichkeit aber nur Weite ist, Bewegung und Tiefe.

Dieses Werk, von dem hier zu reden ist, ist gewachsen seit Jahren und wächst an jedem Tag wie ein Wald und verliert keine Stunde. Man geht unter seinen tausend Dingen umher, überwältigt von der Fülle der Funde und Erfindungen, die es umfaßt, und man sieht sich unwillkürlich nach den zwei Händen um, aus denen diese Welt erwachsen ist. Man erinnert sich, wie klein Menschenhände sind, wie bald sie müde werden und wie wenig Zeit ihnen gegeben ist, sich zu regen. Und man verlangt diese Hände zu sehen, die gelebt haben wie hundert Hände, wie ein Volk von Händen, das vor Sonnenaufgang sich erhob zum weiten Weg dieses Werkes. Man fragt nach dem, der diese Hände beherrscht. Wer ist dieser Mann?

Es ist ein Greis. Und sein Leben ist eines von denen, die sich nicht erzählen lassen. Dieses Leben hat begonnen und es geht, es geht tief in ein großes Alter hinein, und es ist für uns, als ob es vor vielen hundert Jahren vergangen wäre. Wir wissen nichts davon. Es wird eine Kindheit gehabt haben, irgendeine, eine Kindheit in Armut, dunkel, suchend und ungewiß:

Erich Hancke: *Max Liebermann. Sein Leben und seine Werke.* Mit 303 Abbildungen. Bruno Cassirer.

Es ist kein Zweifel, daß Liebermann, durch diese monumentale Publikation endlich ein Denkmal erhalten hat, das ihm — trotz aller Essays und Monographien — fehlte und auf das er Anspruch hatte wie kein Zweiter unter den heute lebenden Malern.

Briefe, Kalendernotizen und die vier Zeichnungen von E. A. Poe von *Aubrey Beardsley;* Hyperion-Verlag (Berlin).

Julius Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst in drei Bänden. 1. Band. Zweite umgearbeitete und ergänzte Auflage mit mehr als 600 Abbildungen. R. Piper u. Co.

THEATER

Ein ganz flüchtiger Blick in das heutige Theatergetriebe. Überall wird fleißig gearbeitet, geschuftet. In Berlin, in München, in Frankfurt, in Düsseldorf, in Hamburg, selbst in Leipzig und Breslau.

Und doch: wie wenig Wertvolles entsteht, bleibt uns.

In Berlin: Die Sozietät liegt in den letzten Zügen. Mit Kleist und Hauptmann begann man, um nach einem halben Jahr bei dem «Raub der Sabinerinnen» zu enden. Brahms Leute ohne Brahms Kopf — eine bedauernswerte, hilflose Schar, darunter Kerle wie Rittner, die Lehmann, Tiedtke, denen der geistige Führer fehlt.

Reinhardt bringt das Kunststück fertig, dessen Gelingen mich nicht im geringsten wundert: die ganze Saison nur William Shakespeare zu spielen. Seine erstaunliche Arbeitskraft ermöglicht es ihm trotzdem, sich in den Kammerspielen modernen Dichtern zu widmen (Hamsun, Wedekind, Sternheim).

Barnowskys Ehrgeiz strebt nach Höherem: er will Ibsen mit Wedekind, Molnar mit Goethe verbinden, und so entsteht ein etwas unruhiger, wenn auch interessanter Spielplan. Multa, non multum. Ich weiß, Barnowsky liebt die Fremdwörter. Schön. Aber ein wenig mehr Rückgrat bei so viel Fleiß und Betriebsamkeit würde dem geschickt geleiteten Institut größeres Ansehen gewinnen können. Ein bißchen Mut, Herr Barnowsky, und Sie haben es leicht, mit ihren Kräften, da Reinhardt sich auf Klassiker kapriziert, das große moderne deutsche Theater zu schaffen.

Die Leitung des Königlichen Schauspielhauses wurde in letzter Zeit selbst in radikalen Blättern sehr gerühmt, weil sie ihrem wohlerzogenen Offiziers- und Beamtenvereins-Publikum endlich Ibsen, wenn auch vereckart und gar — es ist schon das Ausschweifendste an modernem Geist — Lothar Schmidts Schwank «Venus mit dem Papagei» vorzuführen wagte. Wie sind wir anspruchsvoll geworden!

Meinhard und Bernauer ruhen sich von ihren Possen zuweilen bei Strindberg und Ibsen, leider auch bei Schönherr aus, dessen ölige «Trenkwalder» selbst unserem von der Kritik verdorbenen Publikum widerstanden.

In München: Das Hoftheater wird hoffentlich bald den Mut finden, sich zu entwagnern. O Verdi, göttlicher Falstaff, erscheine wieder!

Im Residenztheater kann man Aufführungen sehen von Strindbergs «Ostern» (mit Steinrück und Fräulein Ritscher), von Hauptmanns «Friedensfest», einem Stück, worauf schon oder noch der Staub der achtziger Jahre liegt, das aber eine Szene von tiefster Menschlichkeit enthält, die, solange es fühlende Seelen im Theater geben wird, erschüttern muß: da der Sohn, dessen Hand den Vater einst schlug, vor ihm niederfällt, und der Alte voller Scham abwehrt und darüber hinaus, ohne zu verzeihen, schweigt ... Man spielte ferner — und jeder Tadel wäre hier zu milde — «Nur Ruhe», einen Schwank, nicht etwa von Nestroy, sondern von Herrn Leo Birinski, der sich lieber wieder nach Rußland zurückflüchten sollte, als daß man ihm erlauben dürfte, Dichter der Weltliteratur zu vergewaltigen. Nestroys Original wäre natürlich nie gespielt worden. Aus dem fernsten Osten muß uns erst ein «Bearbeiter» kommen, um einen der genialsten Humoristen hoftheaterfähig zu machen. Man möchte der Leitung des Residenztheaters neben größerer Aktivität ein wenig mehr Orientierungsgeist und Unterscheidungsvermögen wünschen. Man muß wissen, wer Herr Birinski ist, und man darf sich zum Beispiel ein Drama wie das des jungen, hochbegabten Fritz von Unruh nicht entgehen lassen, zumal wenn sein «Louis Ferdinand» in Preußen verboten ist. Hier liegen die Aufgaben einer modernen Bühne.

Es ist eine Freude, diese Forderung an das Hoftheater richten zu dürfen, erstens, weil seine bisherigen Leistungen zu hohen Ansprüchen berechtigen, zweitens aber, weil die anderen Bühnen Münchens leider Gottes versagen.

Das Schauspielhaus begnügt sich, seinen bürgerlichen Trott mit Ruederers «Morgenröte», Hellers «Fanfare» und Hirschfelds «Rösickes Geist» fortzusetzen. Es ist über diesen Tiefstand nicht mehr viel zu sagen, nur die paar trefflichen Schauspieler dieses Theaters sind zu bedauern,

daß ihnen so selten Gelegenheit geboten wird, ihr Können und ihren Wert zu zeigen.

Die Kammerspiele setzten unter Ziegels Leitung vorzüglich ein. Brachten im Sommer: Strindbergs «Kameraden». Um dafür in der Hochsaison sich allmählich, aber nachhaltig, ungefähr in ein Breslauer Sommertheater zu verwandeln. Schade. Jammerschade. Aber ein Schuft, wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht. Dem Direktor Erich Ziegel muß es an Organisationstalent mangeln oder es müssen Einflüsse vorhanden sein, denen er nicht hart genug entgegentreten kann. Oder der Himmel weiß, woran es liegt. Dieses Theaterchen hatte und hat ein klar vorgeschriebenes Ziel: die modernste Bühne Münchens zu sein, die Letzten und Jüngsten, die Sonderbarsten und Verwegensten einem — selbst für Experimente — sehr empfänglichen Publikum vorzuführen. Statt dessen: Schwänke, Schmarren, Amüsierstücke für Minderbemittelte. Vom europäischen Konzert über Kammermusik bis zum Papagei mit der Venus. Dazwischen plötzlich Rollands «Wölfe» und Adolf Pauls «Teufelskirche». Kein Zutrauen zu wertwollen Werken. Sofort wieder geschwätzige «Salonkomödien» oder ach wie leichtsinnige Lustspielchen.

Wenn man damit wenigstens Geschäfte machte. Es wäre ein Milderungsgrund. Aber nein: das Publikum pfeift auf «Seine einzige Frau» und auf sämtliche europäischen Konzerte; es möchte anständige, wertvolle Kost, um dem Zustand der Unterernährung ein Ende zu machen.

KUNST

Gibt es Kunststädte? das heißt Städte, in denen die Kunst das mehr oder minder ausschließliche Thema des Lebens sein kann? Kunst des Künstlers und Kunstgeist des Publikums lassen sich nicht aus dem weiteren Leben ablösen und abgelöst auf den Sockel stellen, den man Kunststadt nennt. Eine Stadt, die für die Kunst zunächst höchst unwahrscheinlich ist, enthält vielleicht mehr künstlerische, zum mindesten einstweilen mehr kunstpolitische Energie als manche andere, die eine Oase der Kunst genannt wird. Ich habe die Mannheimer Kunstbewegung seit Jahren in gedruckten Zeugnissen verfolgt; seit ich das, was in Mannheim geschieht, mit Augen gesehen habe, glaube ich noch unbedingter an die starke, aus sich selber hervorgewachsene Tatsächlichkeit dieser Kunstbewegung. Diese Bewegung bedurfte, um sich zu entfalten, einer phänomenalen strategischen Begabung, wie Wichert sie besitzt. Aber es wäre verkehrt und wider seine eigenste Meinung, die Bewegung einfach als seine Leistung zu bezeichnen, weil die Bewegung eben als kollektive Kraft aus der Naturgeschichte dieser Stadt hervorwächst. Der Führer führte; aber die Energie der Erwerbstätigen — zwei Drittel davon sind Arbeiter — war da. Einige Daten. Die Kunsthalle — in der die Meisterwerke von Feuerbach über Manet bis zu Cézanne reichen — zählte 1910 32800 Besucher, 1911 41523, 1912 57853, 1913 69740. Das kunstwissenschaftliche Institut hatte 1913 7768 Besucher. Frühjahr 1911 gründete Wichert den «freien Bund» zur Einbürgerung der Kunst in Mannheim. Die Leitung organisiert didaktische Ausstellungen und in einer «Akademie für Jedermann» — einem besonderen großen Hörsaal mit Projektionseinrichtungen — kunstwissenschaftliche Lichtbildervorträge. Eine Theaterkunstausstellung hatte von Mitte Januar bis Mitte März 1913 8434 Besucher; eine Ausstellung «Gut und Böse» — Geschmack und Ungeschmack — in vier Wochen des Herbsts 1913 6357; eine Ausstellung «Neues Bauen» — industrielles Bauen — von Mitte Februar bis Mitte März 1914 3988. Die Führungen in dieser letzten Ausstellung umfaßten bisher beispielsweise folgende Organisationen: Sektionen des Deutschen Metall-

arbeiterverbandes, des Bauarbeiterverbandes, des Buchbinderverbandes und anderer Gewerkschaften, Touristenorganisationen, Sportvereine, Beamtenvereine, Turnvereine, Gesangvereine. Das Hauptkontingent stellten bei den Führungen wohl die Gewerkschaften. In der Akademie fanden 1912 30 Vorträge mit insgesamt 16562 Besuchern statt, 1912 auf 1913 57 Vorträge mit 29644, 1913 auf 1914 — bis zum Augenblick — 67 Vorträge mit 31600 Besuchern. Nachdenkliche Tatsachen. München hat weder relativ noch auch bloß absolut etwas Ähnliches. Der starke wirtschaftliche, gesellschaftliche und kommunalpolitische Auftrieb der Stadt am Rhein stößt Kräfte empor, die auch in der Kunst produktiv werden, während in München der Glaube an die Kunst auf den Polstern einer wirtschaftlich und sozial fast substanzlosen Tradition rastet. Da geschieht die Kunst und die Kunstbegeisterung als etwas Konventionelles, in Mannheim als etwas Vitales. Schadet nichts, wenn das etwas übertrieben ist; man muß die Dinge radikal sehen. Übrigens ist man über die jungen Talente erstaunt, die in Mannheim gedeihen. Ich sah in einem Privathaus einen dekorativen Fries des jungen Zachmann, in dem eine expressionistische Begabung sich mit objektiver Selbstverständlichkeit — ohne besondere Einflüsse — aus der Zeit selbst entfaltet.

Ein kleineres Kapitel aus der Wirtschafts- und Sozialpolitik der Kunst: die französische parlamentarische Kommission für die schönen Künste hat einen Antrag angenommen, nach dem bei öffentlichen Versteigerungen von Kunstwerken die Künstler oder während 50 Jahren nach des Künstlers Tod seine Erben einen bestimmten Prozentsatz der Wertsteigerung erhalten sollen. Ein Kritiker des Entwurfs sagt in der «Kunstchronik», daß der Wertzuwachs, den der Verkäufer aus einem Kunstwerk bezieht, noch lange nicht die Verluste deckt, die er an andern Werken erlebt; der Kritiker behauptet, daß der Sammler oder der Händler «in 99 von 100 Fällen der Leidtragende» sei. «Eine Statistik über das jährlich für Werke lebender Künstler verausgabte Kapital und die Wertschwankungen im Verlauf einiger Jahrzehnte würde ein erstaunliches Resultat ergeben, und die Wertsteigerungen, von denen die Öffentlichkeit erfährt, würden trotz ihrer oft im Einzelfall beträchtlichen Höhe bei weitem nicht die

Verminderungen aufwiegen, die ihnen entgegenstehen.» Ich registriere die Behauptung, weil sie eine nützliche Spezialstudie über diese Frage anregen könnte. Vorderhand wirkt es einigermaßen grotesk, wenn der Kritiker folgert, es sei nur angemessen, daß man den Künstler wie am Gewinn so auch am Risiko — das heißt an der Wertminderung — beteilige. Daß indes die Beschränkung auf öffentliche Versteigerungen ihr Mißliches hat und daß ein Wertzuwachsgesetz im einzelnen zu praktischen Mißerfolgen führen könnte, ist außer Zweifel. Wenn aber eine Idee sachlich gültig ist, wird die Technik der Gesetzgebung die zweckmäßigen Formen finden können.

Neue Organisationen: In Berlin haben sich die vor Monaten aus der alten Sezession Ausgeschiedenen — Barlach, Beckmann, Bondi, Lehmbruck, Rösler, Slevogt, Trübner, Weiß und andere — unter Liebermanns Führung zu einer neuen «freien Sezession» zusammengeschlossen, und in München haben sich die Jüngeren in einer «neuen Sezession» vereinigt. Dieser neuen Münchener Sezession, die im Sommer 1914 in der Eisbahn an der Galeriestraße ihre erste Ausstellung machen wird, gehören — unter anderen — folgende Namen an: Arnold, Bechtejeff, Bleeker, Caspar, Marie Caspar-Filser, Feldbauer, Genin, Jagerspacher, Jawlensky, Heß, Klee, Kopp, Lichtenberger, Nowak, Püttner, Schinnerer, Scharff, Schülein, Sieck, Stein, Unold, Weisgerber. Fünf der neuen Sezessionisten waren in der alten Sezession. Auswärtige sollen zur Beteiligung an den Ausstellungen eingeladen werden. Organisatorisch neu ist der grundlegende Gedanke, daß die in den Verband einmal — allerdings unter sehr strengen Bedingungen — Aufgenommenen für die Ausstellungen Juryfreiheit genießen. Auch die «freie Sezession» in Berlin hat in der Jurierung liberalere Bedingungen als die alten Organisationen. Ich benutze die Gelegenheit, aus einer speziellen Kenntnis der Entwicklung der «neuen Münchener Sezession» der da und dort aufgetauchten Behauptung zu widersprechen, diese neue Sezession sei aus den ehrgeizigen Absichten einzelner, etwa Weisgerbers — des Vorsitzenden der neuen Organisation — hervorgegangen. Die Gründung erfolgte lediglich aus künstlerischen Notwendigkeiten, über deren Tatsächlichkeit ein Zweifel wahrhaftig nicht geäußert werden sollte.

Es ist zu melden, daß die alte Sezession ihre Ausstellungsräume am Königsplatz verlassen muß: der Staat bedarf des griechischen Hauses am Königsplatz zur Neuaufstellung des bisher in der neuen Pinakothek untergebrachten Antiquariums und der bisher in der alten Pinakothek verwahrten Vasensammlung. Da und dort, zum Beispiel auch in einem Referat der «Frankfurter Zeitung», das sich übrigens (Idiosynkrasie?) nicht versagen kann, Kandinsky irrig mit der neuen Sezession in Verbindung zu bringen und dabei den fabelhaften Witz von Kandinskys «teils blauen, teils ultravioletten Reitern» zu machen — da und dort findet diese sachlich einzig mögliche Lösung der Antikenfrage einen auch in seiner Halbheit bedauerlichen Widerspruch, dem die seit geraumer Zeit qualitativ wahrhaftig sehr reduzierte Sezession beinahe wichtiger zu sein scheint als die bitter notwendige Neuorganisation der antiken Kleinkunst. Leider erfahren — gerade in dem genannten Referat — auch die wertvollen Grundgedanken der Galeriepolitik Braunes, die sich im einzelnen natürlich debattieren läßt, bei dieser Gelegenheit höchst deplacierte Angriffe. Ans Komische streift es, wenn Herr von Ostini in den «Münchener Neuesten Nachrichten» wegen der bevorstehenden Kündigung des Ausstellungshauses ergiffen von einer «Existenzfrage der Münchner Kunst» spricht. Wenn er doch lieber die Kabinettsfrage als Münchener Kritiker stellen wollte ... Wenn die Sezession an dieser Lokalfrage scheitern sollte — was wirklich nicht zu befürchten ist, da im schlimmsten Fall im Glaspalast Räume gewährt werden —, so wären Zweifel an der inneren Bedeutung ihres künstlerischen Daseins für unsere Tage angebracht: Zweifel, deren Berechtigung einstweilen immerhin noch in Frage steht.

Neue Galerien: In Paris ist die Begründung eines staatlichen Rodin-Museums gesichert. Rodin vermachte dem Staat alle Werke seiner Hand, die noch in seinem Besitz sind, und seine herrliche Sammlung griechischer, römischer, ägyptischer Altertümer; er stellte die Bedingung, daß ihm die Leitung des Museums anvertraut bleibe. In Dresden ist der Bau einer Galerie für moderne Meister geplant. Der Neubau soll in den Zwingeranlagen errichtet werden. Das Platzprojekt wurde bekämpft, weil man eine Beeinträchtigung des Zwingers fürchtete. Gleichwohl erscheint — sofern der Bau nur in die rechten Hände kommt — der Platz in den

Zwingeranlagen sachlich gegeben. Mit Recht weist ein Kritiker im «Cicerone» darauf hin, daß eine allzu große räumliche Entfernung des neuen Museums vom alten den ideellen Zusammenhang der Galerien unterbräche. In der Tat wäre die Errichtung einer neuen Galerie in beträchtlicher Entfernung von der alten organisatorisch fast so unglücklich wie die da und dort empfohlene — inzwischen gottlob an entscheidenden Stellen abgelehnte — Errichtung einer zweiten neuen Pinakothek beim Münchener Nationalmuseum.

Einiges von den Ausstellungen der letzten Zeit: In der Bremer Kunsthalle hat Gustav Pauli, der inzwischen der Nachfolger Lichtwarks in der Hamburger Galerie geworden ist, noch eine große internationale Ausstellung organisiert. Er hat mit dieser organisatorischen Arbeit eine geradezu vorbildliche Vorurteilslosigkeit bewiesen. Pauli hat auch die neuesten Dinge herangezogen, soweit sie ihm irgendwie Qualität verrieten und soweit sie irgendwie als bemerkenswerte entwicklungsgeschichtliche Dokumente erschienen. Die Ausstellung reicht von den Delacroix aus Bremer Privatbesitz, von Géricault und Daumier über Renoir, Manet, Monet, Sisley, Vuillard, Bonnard, Roussel, Liebermann, Trübner, Corinth zu Cézanne und von da über Hofer, Beckmann, Rohlfs bis zu Picasso. Cassirer hat eine große Ausstellung von Werken des spätbarocken Genuesen Alessandro Magnasco organisiert, von dem man schon bei der großen Tiepolo-Ausstellung der Galerie Heinemann Ende 1913 eine interessante Probe sah. Magnasco, dessen erreichbare Werke Cassirer in einem großen Katalogwerk vereinigte erscheint als ein manierierter, wenn man will pikant korrumpierter Epigone jener Kultur, die sich am stärksten im Namen Greco zusammenfaßt: als ein etwas zerrütteter Decadent, der aber aus einer glänzenden Begabung heraus gearbeitet hat und zu den formal und psychologisch interessantesten Entdeckungen der letzten Jahre gehört — Entdeckungen für das weitere Publikum, denn Magnasco war keineswegs ganz unbekannt. Kläglich war das Unverständnis, dem in vielen Fällen das in den letzten Wochen zum ersten Male in Deutschland — bei Caspari und bei Cassirer — gezeigte malerische Oeuvre Redons ausgesetzt war. Man fand darin Dekoration, Kunstgewerbe, Aeußerlichkeit, während diese psychologisch höchst subtile Malerei — trotz gewisser fataler Konzessionen an

Gustave Moreau — zu den merkwürdigsten Etappen in der Vorgeschichte der neuesten Malerei gehört. Eine große Trübner-Ausstellung in der Mannheimer Kunsthalle zeigte den Sechziger mitten in einer geradezu unglaublichen Produktivität. Die Zucht der Anschauung ist geblieben: sie ist malerisch-formal nur liebenswürdig aufgelockert und auch durch eine heimliche Lyrik des Naturgefühls leise gelöst. Man hat vor diesen köstlichen Dingen das Gefühl, daß Trübner zwischen 1880 und heute doch ungefähr der einzige deutsche Künstler ist, der dem französischen Impressionismus etwas Selbständiges an die Seite zu setzen hatte. Ich verehre in ihm den größten Deutschen seiner Generation. Ich würde, wenn ich vor die schmerzliche Wahl gestellt wäre, Liebermann und Slevogt allenfalls preisgeben und Trübner behalten.

Aus den Zeitschriften ist anzuzeigen: ein wundervoller Aufsatz von Maurice Denis über Cézanne in «Kunst und Künstler» und in derselben Revue eine exemplarisch mißlungene Zusammenstellung von Äußerungen etlicher Künstler über die Kunst der Gegenwart. Keine dieser Äußerungen sagt etwas Schlagendes. Kein Wunder, da großenteils ausgerechnet Künstler befragt wurden, die über die neue Kunst schwerlich Entscheidendes aussagen können.

Schließlich soll hier vermerkt sein, daß der Bürgermeister von Halle, Rive, den Leiter des Museums der Stadt, Sauerlandt, einsichtig und vornehm und mit Erfolg gegen die lächerlichen Angriffe in Schutz nahm, denen Sauerlandt wegen der Erwerbung eines Nolde ausgesetzt war. Ein Fall von prinzipieller Bedeutung. Es wäre eine beglückende Perspektive, wenn die Kommunalverwaltungen in allen ähnlichen Fällen dem Urteil und der Initiative lebendig wirkender Galerieleiter vertrauen und diese Galerieleiter gegen die beliebten Maßstäbe des normalen Kunstempfindeus decken wollten. *WILHELM HAUSENSTEIN.*

AUSSTELLUNGEN IM MÄRZ:

Heinemann: Dachauer Künstler.
Thannhauser: Pechstein, Novak.
Caspari: Ludwig von Hofmann, Picasso, Schwalbach, Pascin.
Dietzel: Kißling.
Goltz: Kars, Marcel Roux.
Paul Cassirer, Berlin: Pissaro, Berneis.
Schulte, Berlin: Thoma, Lesser Ury.
Gurlitt: Munch.
Neue Galerie: Scharff, Manolo.

MUSIK

MÜNCHENER KONZERTE

Wenn man von den Ereignissen absieht, deren Einförmigkeit wie eine Rechtfertigung der Klischees anmutet, die darüber geschrieben werden, so bleibt aus den letzten Wochen immerhin Einiges.

Oskar Fried hat gezeigt, was unser Konzertvereinsorchester vermag, wenn ein temperamentvoller Musiker am Pult steht. Klarheit, straffer Rhythmus, kultivierter Klangsinn, das alles hatte für die Besucher der Tonhalle den Reiz der Neuheit. Gerade deshalb soll es nicht überschätzt werden: «Till Eulenspiegel» und die «Phantastique» können zwar nur den Grad von Begabung erkennen lassen, dessen ihre Reproduktion bedarf, aber darum ist es auch verfehlt, sich mit diesen beiden Werken einzuführen. Haydn, Mozart, die Vierte von Beethoven, die Vierte von Brahms und die Regerschen Hiller-Variationen wollen wir von neuen Männern hören. Vier Takte eines Haydnschen Andantes entscheiden oft, was ein ganzer Strauß-Abend in der Schwebe läßt.

Busoni spielte in Frieds Konzert eine eigene klavierfreudige Phantasie mit Orchesterbegleitung über Indianermotive und vier Listsche Paganini-Etüden. Dieser Techniker, feiner als Rosenthal, flacher als d'Albert, teilt mit den beiden die Fähigkeit, Können durch Können vergessen zu lassen. Mögen andere geistvoller, und musikalisch sorgfältiger spielen, die mühelose Technik dieser Trias erreicht keiner mehr.

Erich Wolfgang Korngolds neue Sinfonietta ist gefällige Unterhaltungsmusik. Der Autor kann technisch so außerordentlich viel, daß diese Bescheidenheit des Wollens sympathisch berührt. Sie belohnt sich auch selbt. Denn, ohne ein origineller Schöpfer zu sein, hat er das Niveau eines musikalischen Geschmackes fixiert, der heute in Wien maßgebend ist. Diese homophone Oktavenmelodik aus Wiener G'schnas und Puccinischer Süßigkeit, die ungekränkt die Freuden eines Diners beleben könnte, wird in Wien als geniale Kunst gepriesen und regt einen Brahms-Biographen zu Vergleichen an, von denen der mit Mozart noch einer der bescheidensten ist.

ALEXANDER BERRSCHE.

CURIOSITÄTEN

In Memoriam Bouvard et Pécuchet.

«Mit halbgeöffneten Augen blinzelte er scheu hinüber, da sah er, daß feuchtes Haar an den Schläfen klebte, der Mund sich herbe senkte und zwischen den Brauen wie ein Kainszeichen eine tief eingekerbte Falte stand, die er sonst niemals bemerkt hatte, denn seine Stirne war rein gewesen.

Sah so das böse Gewissen aus?

Wändebrechend klopfte sein Herz.»

Münchener Neueste Nachrichten, Mittwoch, den 22. Oktober 1913. Im Feuilleton: Du heiliges Land! Roman aus den Diamantfeldern Südwestafrikas. Von Marianne Westerlind.

Text zu einem Bilde, das den Prinzen Wilhelm, den ältesten Sohn unseres Kronprinzenpaares, vor einem Bache spielend, darstellt:

«Prinz Wilhelm von Preußen, der älteste Sohn des Kronprinzenpaares, ist ein körperlich ungewöhnlich stark entwickeltes Kind, das aber auch geistig schon weit vorgeschritten zu sein und Anlage zu großer Selbständigkeit zu haben scheint. Anderenfalls würde man ihn schwerlich allein in die Nähe des Wassers lassen, wie es unsere Aufnahme zeigt, zumal wenn noch Enten da sind, die leicht verlocken können, sich dem kühlenden Naß allzusehr zu nähern». *Der Tag*, Ausgabe B.

Meiner werten Kundschaft
viel Glück und Segen zum neuen Jahr.
Chr. Weber, Hebamme
mittlere Kanalstraße 21.

Tirolerin (plissiert) **Bäuerin**
billig zu verkaufen. Brunnengäßchen 7, 2 Stiegen.

Dame wünscht im Vorbilde
genialer Frauen früherer Epochen schöngeistigen Briefwechsel. Unter «Rahel 5141» postl. 9 B. Porzellangasse.

Fräulein, 28 Jahre alt
mit lebensfähig. Milchgeschäft, sucht behufs Ehe die ehrbare Bekanntschaft eines sicher angestellten Herrn, von der Bahn bevorzugt. Unter «F. C. 10931» postl. 14, B., Märzstraße.

Gefallenes Mädchen
(im 3. Monat) sucht bis zur Niederkunft gegen kleine Vergütung Stelle für Haushalt, auch als
Büfettfräulein
guteZeugnisse als solche zurSeite. Offerten unter R. S. Straßburg, gr. Spitzengasse 1.

Aus einem Aufsatz über die Prinzessin Luise von Koburg:

Verwickelter wurden ihre Angelegenheiten, als sie im Jahre 1896 mit dem k. u. k. Oberleutnant Geza Grafen Matachich bekannt und befreundet wurde. Er ritt nicht bloß ihre Pferde zu, wie er in seinen Memoiren berichtet, sondern war der Prinzessin auch in anderen Dingen behilflich, nicht zuletzt in ihren finanziellen Angelegenheiten. *Leipz. Illustr. Zeitg.*

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog
Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München

DAS FORUM

1. Jahrgang — Mai 1914 — Heft 2

TAGEBUCH

VON WILHELM HERZOG

AUGUST STRINDBERG UND UNSERE ZEIT

Als vor jetzt drei Jahren der hundertste Todestag Heinrichs von Kleist sehr geräuschvoll gefeiert wurde, beeilten sich viele Köpfe, festzustellen, daß dem Dichter der „Penthesilea" heute ein anderer Empfang bereitet werden, daß man das Genie nicht lästern, sondern umjubeln, daß man sein Werk nicht unterdrücken, sondern verherrlichen würde.

Kaum ein Monat war vergangen und wir bekamen die Probe aufs Exempel. Ende Dezember 1911 wurde von dem Dichter, der „Fräulein Julie", die „Gläubiger", den „Vater" geschaffen hatte, von dem unerbittlichen Geist, der „Die gotischen Zimmer" schrieb, von dem einzigen großen Europäer nach Nietzsches Tode ein Drama aufgeführt: „Der Scheiterhaufen". Ein Stück, das packt und aufreizt, die Nerven peitscht und das Herz schneller zucken läßt, ein menschlich Werk von abgründiger Tiefe und katastrophalen Erlebnissen, und diese Dichtung voll fanatischer Melodien wurde von der Mehrzahl der öffentlich Urteilenden nicht nur nicht verstanden, sein Schöpfer wurde verunglimpft, wurde verdächtigt, wurde als Wahnsinniger diagnostiziert.

Da starb er. Ein halbes Jahr darauf. Und nun erleben wir seit zwei Jahren seine Auferstehung. In Berlin kann man an vier verschiedenen Theatern Werke von ihm sehen: die Herren Meinhard und Bernauer machen mit seiner „Kronbraut" so gute Ge-

schäfte, als ob das Stück „Wie einst im Mai" hieße, selbst das Königliche Schauspielhaus hat sich strindbergreif erklärt, Reinhardt hat den „Scheiterhaufen" wieder aufgenommen und Barnowskys bisher ruhmwürdigste, weil mutigste Tat, war, daß er „Nach Damaskus" wagte.

Denn, seien wir ehrlich, es ist gewagt, einem Publikum, dessen Werte in einem rechnerischen Ordnungssinn und in einer auf Reelles bedachten Vernunft liegen, das Stück eines anarchistischen Geistes vorzuführen, ein Stück, das jeder Vernunft, jeder Ordnung Hohn spricht, das an den Fundamenten unserer Gesellschaft rüttelt, das bis an die Grenzen des Wahnsinns vorrückt und sie zuweilen überschreitet.

* * *

Ein von allen bösen Dämonen verfolgtes, geplagtes, zerquältes Hirn sucht und findet nie Ruhe.

Eine in Halluzinationen verstrickte Seele sucht Befreiung.

Ein Sohn der Hölle strebt zu Gott.

Ein trotziger Atheist wird von den Gemeinheiten des Lebens gedemütigt, von den Widersprüchen seines Innern zerstoßen, Würgengel sind um ihn, er ringt und fällt, er lästert und ist schon zum Kniefall bereit, aber nicht als Religionssklave, nicht als Gottanbeter, sondern als ein aufrechter Bekenner, der auch durch diese Station hindurch muß. Der Antichrist mit dem Kreuz auf dem Rücken. Christus und Faust in einer Person. Ein gieriger Schöpfer und ein empfindsam Leidender. Ein Geist, der die Welt umfaßt, der sich unterfängt, sie umzukneten, und der sich von einem braven Mütterchen „einen Lümmel" nennen lassen muß. Der herrschsüchtigste Mann und ein armes, gestraftes Kind. Durch fünfzehn Stationen geht der Weg nach Damaskus. „Der Unbekannte" wandert ihn in dem ersten Teil dieser Trilogie. Und an den Ort, von dem er ausging, an die Straßenecke, wo Kirche und Kneipe zusammenstehen, kehrt er zurück: gejagt von den Aus-

schweifungen seiner Phantasien, zerfetzt von den Qualen seines Gewissens, bedrängt von der banalsten Not des Lebens, beleidigt durch die zudringliche Roheit der Menschen, unter denen wir leben und gleich dem heiligen Sebastian aus hundert Wunden blutend.

Er aber klagt nur sich an; er schürt seinen Selbsthaß; er beichtet und er steigert seine selbstquälerischen Visionen zu einem Drama, gegen dessen fanatische Unerbittlichkeit einem die Konfessionen Jean Jacques Rousseaus bürgerlich anmuten können.

Dieser scheinbar zum Glauben Zurückkehrende ist durch alle Höllen dieser Welt hindurch gegangen. Er wurde viel von Menschen verfolgt, noch mehr von sich selbst. Er schleppte sein Kreuz von Jerusalem nach Damaskus in der Erkenntnis des Meisters Eckehart: „Das schnellste Tier, das euch trägt zur Vollkommenheit, ist Leiden." Und er schuf auf diesem Passionsweg Werk auf Werk, und jedes wurde zu einem leidenschaftlichen Bekenntnis, zu einem Selbstporträt seines Schöpfers. Er gehört zu den großen Wahrheitsfanatikern der Geschichte, und als Künstler ist der Letzte und Aufwühlerischste in der Linie der Rembrandt, Rousseau, Kleist. Ja, er ist der universalste, schöpferischste Künstler unseres Zeitalters, er ist — man kann von diesem Riesen nur in Superlativen sprechen — der Shakespeare unseres Jahrhunderts, und es wäre eine Blasphemie, ihn mit Ibsen in einem Atemzug zu nennen. Seit Jahren reizt mich diese Aufgabe, zu zeigen, wie dieses vulkanische Genie gegen einen verdammt geschickten Routinier, gegen einen Rechenmeister, gegen einen philiströsen Gesellschaftskritiker, gegen einen mit Aufklärung und Spiritismus arbeitenden Laboratoriumskünstler zurücktreten mußte.

* * *

In seinen Werken bändigt ein stahlharter Wille heiße Gefühle, er versinnlicht seelische Glutmassen in einer zugespitzten dramatischen Form. Ein Dialektiker der Liebe und des Hasses kommentiert sich selbst. Mit dem Furor der apokalyptischen Reiter wütet

dieser Geist über die Seelen und Körper von Männern und Frauen. Und immer wieder dieser Geschlechterhaß: diese Liebe auf Leben und Tod. Dieser Dichter ist deshalb so groß, so gewaltig, so liebenswert, weil er als ein Fanatiker der Wahrheit das Animalischste immer im Bunde mit dem Geistigsten in der menschlichen Natur sah und weil es seiner Kunst gelang, die kompliziertesten Verwickelungen, die daraus entstehen, mit sicherer Hand zu gestalten.

In die Trivialität von Geldnöten mischt sich das Wunder. Gott schickt Strafen nur, um zu prüfen. So spricht in „Ostern" die fünfzehnjährige Eleonore, und sie, deren Geist zwischen Wahnsinn und hellseherischer Weisheit pendelt, erscheint wie eine Schwester Christi: mild und hold und irr vor Liebe zu den Menschen.

Die ewige Charakteristik Strindbergs als Frauenhasser mutet angesichts seiner Frauencharaktere grotesk an. Es könnte kaum eine gedankenfaulere Abstempelung für diesen tollen, heißen Kerl erfunden werden, für einen Kerl, der Zeit seines Lebens mit dem Weibe rang, der es quälte und liebkoste, der es peitschte und verzärtelte, der es demütigte und erhob, . . weil er es liebte.

* * *

Strindberg ist durch alle Verwandlungen seines ewig unruhigen Geistes hindurchgekommen; er hat sie schließlich überwunden, nachdem er von ihnen überwältigt worden war, denn jede neue Wandlung erwuchs ihm aus den Ekstasen seines Genies. Er hatte zu viel Chaos in sich gleich seinem Bruder in Sils-Maria, der sich für den Umwerter aller Werte hielt, und den die Leidenschaft seines Geistes in den Abgrund führte. Nietzsches Wahnsinn erscheint jedem Normalhirn als die letzte Konsequenz seines Charakters. Strindberg kam oft an die Grenze des Wahnsinns, er überschritt sie wohl auch, fand jedoch wieder zurück und gab dann mit der Kraft des genialen Menschen Bekenntnisse seiner Ausschweifungen.

So erscheinen viele seiner Dichtungen mit den Merkmalen eines die Richtigkeit der Vernunft verachtenden Geistes. Seine Werke sind voll von Schlacken, von irritierenden Flecken, und in einem ganz festen Gefüge klafft plötzlich eine Lücke. Nicht nur plaſte Nicolaiten reagieren darauf mit der Diagnose: Gehirnerweichung Vor vielen Werken dieses Entrückten steht — seien wir ehrlich — die große Mehrzahl mit einem ähnlichen Gefühl. Denn wie wenige spüren durch die Verwirrungen der Phantasie hindurch den Atem des Genies, die Leidenschaft des großen Menschen.

* * *

Als der Fünfzigjährige auf dem Wege war, „umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel. Und er fiel auf die Erde und hörte eine Stimme . . . Der Herr sprach zu ihm: Gehe hin, denn dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden und vor den Königen und vor den Kindern von Israel. Ich will ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meines Namens willen." So steht es geschrieben im neunten Kapitel der Apostelgeschichte. Und — wenn irgendwo — muß hier der Keim zu Strindbergs Trilogie „Nach Damaskus" liegen. Ein im tiefsten Grunde Ungläubiger fühlt sich auserwählt zum Rüstzeug des Herrn; einer, an dem alle Zweifel der Welt nagten, kniet vor dem Kreuz. Ein Gigant beugt sich vor Gott und vor der Weisheit des Nazareners.

Aber dieser Höllensohn kann sich nicht verleugnen, er kommt auch durch diese Station hindurch und stirbt aufrecht und einsam wie der von ihm vergötterte Tolstoi als der trotzigste Kämpfer, den unsere rohe und gesättigte Zeit als Gegenspieler finden mußte.

DER BAUER IN DER TOURAINE
VON HEINRICH MANN

I.

Die letzten Ereignisse haben es deutlicher als alles vorher gezeigt, daß in Frankreich der Nationalismus, wenn nicht über die Tatsachen, so doch über die Geister vorläufig gesiegt hat. Man darf freilich nicht an die Masse der braven Leute im Lande denken, die beständigen Schrittes gewissen mittleren, gut ausgereiften Ideen nachgeht: sondern nur an jene Elite, die den wechselnden und schnell errafften Sensationen der öffentlichen Seele folgt. Eine Elite ist es, das läßt sich nicht leugnen, und ihren Charakter bestimmen nicht die Fanatiker und die Snobs, nicht „integrale" Katholiken und royalistische Jugend. Das Entscheidende und auch das Interessante ist das Bekenntnis zur Weltanschauung des Patriotismus, das von seiten der temperierten Geister kommt, der gut gelaunten Skeptiker, der literarischen Boulevardiers. Die wirkliche Macht eines Prinzips erweist sich erst dann, wenn die geistige Schicht ihm zufällt, die um jeden Preis vornean und auf der Höhe der Zeit sein muß. Zieht der Eroberer ein, so laufen diese Leute vor ihm her und kommen ihm zuvor im Erobern. „Denn was man Glück nennt, ist die Fähigkeit, sich augenblicklich dem Unvorhergesehenen anzupassen." Unter diesen wählt das Leben seine Sieger. Die aber, die sich nicht anpassen, „ob sie zu spät oder zu früh geboren sind, ob sie noch die Ideen von gestern oder schon die von morgen haben," das sind die Besiegten . . . Wonach zum Beispiel Rousseau ein Besiegter wäre, denn er hat alles in allem ein recht elendes Dasein gehabt, und seinen eigentlichen Erfolg, nämlich die französische Revolution, hat er nicht erlebt. Ein Sieger aber ist Herr Alfred Capus, der die zitierten Ansichten in zahlreichen, von der Philosophie des

Boulevards erfüllten Theaterstücken bekundet hat, bevor er sich nun anschickt, den Redaktionsposten einzunehmen, auf dem der Held Calmette gefallen ist.

Heldentum, auch ein blutiges, konnte nur die Intellektuellen von 1895 in Verlegenheit setzen. Wir sind ihm wieder gewachsen, Capus hat es bemerkt, als Schükri Pascha sich — fast in die Luft gesprengt hätte. Ja, als die Bulgaren auf Konstantinopel marschierten und fast hingekommen wären, hat ein ungeahntes Zeitalter begonnen. Was wir die Neuzeit nannten, ist überholt worden und damit vieles, das uns teuer war, als wir noch Dreyfusards waren: die Mode der Gerechtigkeit, sowie die Mode der Menschlichkeit und auch die Mode der Solidarität aller Geistigen. Solidarisch sind wir fortan mit dem Bauern in der Touraine, dem wir eine Friedensrede des Senators d'Estournelles de Constant zu lesen gegeben haben, und der den Senator verrückt findet. Wie? Um Frankreichs Grenzen besser zu schützen, sollen wir weniger Soldaten halten? „Es ist doch komisch, wenn einer keinen Verstand hat", sagt der Bauer in der Touraine, und wir klopfen ihm auf die Schulter. Denn wir begreifen: sein gesunder Menschenverstand ist der Anhalt, ist das, was bleibt. Der Patriotismus, die große Sensation unserer reiferen Jahre, darf nicht Mode genannt werden wie die Gerechtigkeit; die ganze Zukunft wird sich auf dem Felde der Vaterlandsliebe vollziehen, und nicht auf dem des Menschentums! Die Weltanschauung des Patriotismus ist der Mut zur Wirklichkeit, zu der literarisch nicht verschleierten Wirklichkeit, die uns aus den Ereignissen entgegenschreit, daß wir immer blutrünstige Tiere bleiben werden, daß es keinen moralischen Fortschrift gibt, daß die Völker nie einander kennen können. Und dies erschreckt uns nicht, es raubt uns nichts von unserer guten Laune. Düstere Verbohrtheit eignet Leuten wie Jaurès, die sich ihrer Zeit nicht anzupassen verstehen und die Besiegte sind. Wir aber: nichts kann geschehen, was uns verblüffte oder beschwerte. Wie würde man vor 20 Jahren

gezetert haben über das unglaublich Kulturwidrige des Balkankrieges. Wir finden alle seine Greuel ganz natürlich. Die Nachrichten aus Deutschland stellen die Börsenkurse und unseren Patriotismus täglich so oft auf die Probe, daß wir diese wilden Sensationen nun schon lieben und abgehärtet und zu allem bereit sind, das Heldentum einbegriffen. Unfaßlich ist uns höchstens, daß früher Viele, vielleicht sogar wir selbst haben glauben können, die Erfindung des Aeroplans werde dem Frieden dienen. Er konnte doch nur ein neues Mittel für das Vaterland werden, um Schrecken zu verbreiten! . . .

Dies sind die ständigen Gedanken, mit denen ein begabter, heiterer, literarisch gebildeter Pariser jetzt umgeht, und tatsächlich stehen sie alle in „Les Moeurs du Temps" den gesammelten Artikeln aus dem Figaro von Alfred Capus. Dies ist die Welt, in der ein gleichgültiger Bummler seine geistige Hochspannung gefunden hat, hier lernte ein Spieler, ein Zweifler, der die Führung seines wie der von ihm erfundenen Schicksale immer nur dem Zufall zugeschrieben hatte, sogar einen Glauben. Und natürlich steht die Gewalttätigkeit seines Glaubens im richtigen Verhältnis zu der Tiefe seines früheren Unglaubens; und natürlich ist er ein so großer Patriot, weil er lange ein so großer Boulevardier war. Daher wäre es auch zwecklos, ihm ein Gewissen machen zu wollen aus der unnatürlichen Härte und Trostlosigkeit seiner Dogmen, doppelt zwecklos, wenn ein „Feind" es täte. Eben auf die Trostlosigkeit trumpft er, und das Grauen für den Normalzustand der Welt zu halten, scheint ihm, nach allen Lässigkeiten und Verfeinerungen seiner Vergangenheit, sehr süß. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er den Sinn für das Abscheuliche verloren hat, wenn er sagt, die zu beiden Seiten der Grenze wohnen, sollten einer des andern Angelegenheiten nie beurteilen wollen; ganz so, als unternähmen Menschen es, zu Marsgeschöpfen zu sprechen; und daß es Sicherheit oder Glück für jeden nur in dem Land gibt, auf dem er gewachsen ist. Aber das ist

neu und reizvoll, weil es so uralt und ungeheuerlich ist; weil es die antike Stadt wieder herstellt und den Zustand ihres Bürgers, der sich geächtet, verloren und den Barbaren ausgeliefert weiß, sobald er das Tor zurückläßt. Dieser Alpdruck ist für den Balkan die Wirklichkeit. Für uns andere ist sie es wohl nur dann, wenn wir besonders sanguinische Patrioten sind. Die Aussicht scheint am Ende nicht groß, daß die Balkandinge, die an unsere Kriege vor dreihundert Jahren erinnern, hier im Westen noch einmal auftreten. Sogar im Fall eines Weltkrieges würden wir sie schwerlich erleben. Vielleicht gäbe es kein besseres Mittel, um unseren jetzt so gern geleugneten moralischen Fortschritt zu beweisen, als den berühmten Weltkrieg. Aber wird er kommen? Wird er der Aufforderung seiner zahlreichen Freunde, auf dem Boulevard und anderswo, Folge leisten? Davon hängt es ab, ob die primitiven Gefühle des Patrioten Capus nur trostlos sind, oder auch zwecklos.

Er fühlt sich bedroht durch Deutschland: mit dieser Tatsache soll gerechnet werden. Nur in der Notwehr hat er das berauschende Erlebnis des Patriotismus auf sich genommen, — was einen bemerkenswerten Unterschied ausmacht zwischen ihm und seinen mehr auf Angriff bedachten Gesinnungsgenossen in Deutschland. Eine zehnte oder zwanzigste Nuance vertritt dann der Kollege auf dem Balkan, denn er droht nicht und erwidert nicht die Drohung, sondern er wählt gleich den Ernstfall, er metzelt, sengt und schändet. Von Westen nach Osten erleiden sein Gefühl und seine Betätigung gewisse, nicht zu übersehende Abschattungen, und zuweilen sogar innerhalb derselben Grenzpfähle. Es ist weder absolut, noch macht es einen Sprung, so oft eine andere Sprache beginnt. Ein Franzose würde früher abgelehnt haben, in irgend einem seelischen Fall sich einem Neger gleich zu setzen. Heute datiert er vom Ausbruch des Balkankrieges den Beginn einer neuen Seelenepoche für sich selbst. Es scheint, daß der Nationalismus schließlich nur noch die Gefühle des Nationalisten bestehen läßt, und nicht mehr die des

Franzosen. Es scheint, daß in jedem Land auf einer Seite die Nationalisten stehen und auf der anderen die guten Franzosen oder die guten Deutschen. Die einen kommen nicht los von den hier längst beendeten Kämpfen für die Sache der Nationalität; die anderen wissen, daß in jeder Nation das Beste kaum gut genug ist, ein höheres Menschentum damit zu erkämpfen. Sie halten sich vor Augen, daß die endgültige Sicherung der Nationalitäten bisher auch den Frieden gesichert hat, und daß Nationalität und Krieg einander nicht rufen, sondern ausschließen, weil auf die Dauer nationale Einheit überall dasselbe ist wie Demokratie.

II.

Und dies vor allem entgeht dem Patrioten Capus, der einer falschen Wirklichkeit in die Augen starrt: daß auch Deutschland seiner inneren Konstitution zufolge eine Demokratie ist und daß nur noch die äußere darüber täuschen kann. Ja, hier ist die vollkommen gewissenlose Forderung des französischen Nationalisten erfüllt und nicht die Armee dient der Politik, sondern die Politik der Armee. Aber wenn bei uns öfter als im Westen mit dem Kriege gedroht wird, liegt das einzig daran, daß wir infolge von Umständen, deren es nirgends so verwickelte gibt wie bei uns, die Macht bisher noch der Kriegskaste lassen mußten: und die lebt davon, daß sie droht. Wollte sie nicht mehr drohen, sondern zuschlagen, sie könnte nicht besser leben. Im Gegenteil muß sie gewärtig sein, daß nach einem Siege dies Volk sich bessere Bürgschaften seiner Freiheit sichert als das vorige Mal. Eine Niederlage aber würde ganz unzweifelhaft die Vergeltung heraufbeschwören für alle menschenalterlangen Demütigungen, die die Nation von ihren Herren hingenommen hat. Es könnte ein Gericht geben, das höchst ungemein und furchtbar wäre! So viel wagen auch die hochgemutesten Herren nicht — und erst recht nicht, wenn sie

sich sagen müssen, daß selbst für sie einmal ein Höhepunkt kommt, der nur noch überschriften werden kann, und daß die Zeit, die Zabern sah, wahrscheinlich dieser Höhepunkt ist ... Nicht die längste Reihe glücklicher Kriege hätte dem Militär und den mit ihm verwandten, wenn nicht identischen Machthabern, das Kapital von Macht und diese Sicherheit des Kapitals eintragen können, die sie in 40 Friedensjahren angesammelt haben. Sie haben nichts gewagt und nichts geleistet; sie haben immer nur gedroht, Furcht vor „Feinden" verbreitet und Haß gegen sie geschürt; haben internationale Krisen bewirkt, man wußte selten, ob aus Raffinement oder aus Talentlosigkeit; haben den Klassenkampf, den chronischen Bürgerkrieg unterhalten, soviel an ihnen lag, und aus der Uneinigkeit der Nation wie aus ihren Ängsten haben sie Vorteil für sich gezogen. Was ist ihnen die Nation! Sie kennen keine Nation, sie kennen Herren und die Masse, die der Rohstoff ihrer Herrschaft ist. Wenn sie den Rohstoff nicht ganz zugrunde richten, verbrauchen oder verkaufen: um seinetwillen lassen sie es wahrhaftig nicht. Herren haben noch nie ein Volk geliebt um seinetwillen, ein Volk kann nur selbst sein Bestes wollen, und von Liebe getragen ist die Demokratie allein.

Aber wir haben Herren, — und so bekommt bei uns die Vaterlandsliebe dieses zerfahren Marktschreierische, dieses Unreife oder Unehrliche: als seien Lakaien am Werk, die nur im Auftrag arbeiten. Daß sie rücksichtsloser lärmen als überall sonst von Patrioten gelärmt wird, begreift sich aus ihrem Mangel an Verantwortungsgefühl, und der wachsende Zulauf, den sie haben, aus der immer längeren Dauer des Regimes. Denn ein Regime, dessen Methode wie Ziel nichts anderes ist als die Gewalt, wird endlich nicht nur über die Körper, sondern auch über die gemeine Mehrzahl der Seelen gesiegt haben, und seine Menschenfeindlichkeit wendet sich in der Nation an alle perversen Instinkte. Ein Druck, der so furchtbar lange schon gewährt hat, wird unentbehrlich; die Anstrengung,

um ihn zu beseitigen, wäre heute vor allem eine Anstrengung der Nation gegen sich selbst ... Übrigens, so denken die Meisten, welches Mittel verspräche denn noch Erfolg gegen das Militär und seine Partei, da sie bis heute aus jeder moralischen Niederlage noch stärker hervorgegangen sind und sieben Jahre nach Köpenick ein Zabern wagen durften! Proteste, Beschwörungen, Revolten der Geister? Die lassen keine Spur auf einem Gott, der aus Bronze ist. Aber wenn Parlamente und das ganze Volk, die Härtesten darunter und die am wenigsten um menschliche Würde Besorgten, wenn alle doch einige Tage lang von demselben Sturm gegen die herrschende Kumpanei getrieben werden können, von jenem Sturm, der das Tiefste aufrührt: welchen Namen verdient dann solche Herrschaft? Welchen Namen hat eine Herrschaft noch immer getragen, die die Instinkte, den Willen, das Blut der gesamten Nation gegen sich hatte? Sie heißt Fremdherrschaft! — und keine ausgemachtere war da als die Diktatur der organisierten Brutalität über eine Nation, deren Geschichte, Natur und Leistung von jeher auf innere Entwicklung, Kultur und Geistigkeit gerichtet ist, und die sich aufgegeben hätte und den Zusammenbruch verdienen würde, wenn sie endgültig vor der Gewalt verstummte ... Aber sie verstummt nicht; und wären alle, deren Arbeit und Alltag die Materie ist, schon korrumpiert durch den wüsten Materialismus des Regimes und seine nach dem Gewicht des Eisens meßbaren Ideale: die geistigen Schöpfer hören nicht auf, gegen die Verfälschung der nationalen Seele zu zeugen. In ihnen, die von Wesen und Beruf empfindlicher als Andere gegen die öffentlichen Lügen sind, bereiten die wahren Eigenschaften des Landes ihre Zukunft vor. Wir sind jetzt ohne Einfluß und können von Denen, die sich einst auf uns berufen werden, jetzt nur geahnt werden; aber unser Ruhm ist, daß noch keiner, der wirklich unseresgleichen war, im Einverständnis mit den Herren war. Literaten sind wohl aufgetreten, deren Schwäche und Eitelkeit sie bewog, wider besseres Wissen das

Herrenrecht zu preisen, den Advokaten des Teufels zu machen, und mit einer anarchistischen Seele sich konservativ zu gehaben. Auch ist es möglich, daß heute Zwanzigjährige da sind, die schon vor der Geburt den Mut verloren haben und ihr bißchen Gehirn darauf verwenden, sich den Herren und ihren Sitten anzupassen. Sie sind sportlich gut abgerichtet und bewegen sich in der öffentlichen Unfreiheit und mitten in der Schande der Ereignisse geläufig und breitbrüstig, schon ganz in ihrem Element und höchstens befremdet, wenn einer von uns seinen Hohn und seinen Haß sagt. Aber sie zählen nicht; wer die Leidenschaft nicht achtet, geschweige kennt, wird niemals zählen. Was im neuen Deutschland Großes entstanden ist, ist gegen das Regime entstanden, im Haß und in der Verachtung des Regimes, oder, bei anderem Temperament, in der kalten Neugier, wohin es denn noch führt. Die Schamlosigkeit der Gewalt, unter der im Rußland von gestern und im Frankreich Napoleons III. so starke Literaturen gewachsen sind, hat auch bei uns nicht hindern können, was ihr Ende sein wird. Der Geist gedeiht in feindlicher Luft, und wollten wir von der Welt nichts anderes als Befeuerung unseres Talents, wir hätten den Herren zu danken.

III.

In Frankreich aber zeigt sich jetzt, was aus einer Literatur wird, die aufhört, der Nation voranzumarschieren. Was hilft es, zu warnen: „Wer dem Leben nicht das Gesicht zuwendet, ist ein Besiegter von vornherein", — wenn nicht einmal der Warner selbst den höheren Sinn des Wortes versteht. Lebenskraft haben heißt nicht sich anpassen können an irgend eine kleine und unfruchtbare Gegenwart: es heißt vorausfühlen, was uns weiterbringen soll, heißt die Menschheit von morgen schon im Blut haben. Das hatte das vorige Geschlecht, das hatte Zola, darum lebt er und wird zu leben erst recht beginnen. Darum macht den Eindruck der Größe

und Verehrungswürdigkeit von allen, die jetzt schreiben, ein Einziger, ein Übriggebliebener, Anatole France. Die Andern erobern die Welt nicht; denn hämisches Mißtrauen in die Zeit und ihr teuerstes Drängen, eine schäbige Betschwesterbegeisterung für abgehauste Ideale, das erobert die Welt nicht. Die Nationen waren gewöhnt, aus Frankreich Worte des kommenden Heils zu vernehmen. Gerade die furchtsamsten und verspätetsten unter ihnen haben immer zu ihrem Trost erwartet, daß es dort doch vorwärts gehe; und wenn nicht hier und nicht bei uns, haben wir wenigstens jenseits der Westgrenze an großen Tagen auf den Sieg von Wahrheit und Gerechtigkeit gesetzt. Den heutigen Kämpfen der Franzosen fehlt diese Macht, eine Welt moralisch zu beteiligen, weil ihre Literatur jetzt stimmlos und ohne Kraft ist. In Frankreich selbst bewegt sie ernstlich nichts, verstärkt das Leben nicht, weil sie es nicht ausdrückt, und macht keinem warm. Ein Volk von Republikanern, auf nichts bedacht als auf soziale Gerechtigkeit und menschliche Vervollkommnung, was hat es zu schaffen mit Schriftstellern, die kindisch jammern über die Verfolgung der Kirche, mit den historischen Fetischisten des Königtums, mit Geistern, denen das Widergeistigste, patriotisch Berauschten, denen jedes Paradoxon und alle Greuel zeitgemäß scheinen, mit einer Literatur, die sich Begriffe und Ziele aus dem Mittelalter und vom Balkan holt. Die wenigen Wahrheitsliebenden gehen unter in einem Schwall von Komödianterei, Albernheit und Ohnmacht. Das Volk, der Literatur entfremdet, hält sich an den Ersatz, den die Fabrikation ihm liefert; und was Frankreich bei alledem verliert, ist eben das Höchste, das sein Genie der Welt zu bieten hatte, die künstlerische Deutung des Lebens, jene große Kunst des Romans, die ihr Zeitalter ganz beherrscht hatte, seine Mechanik und seinen Sinn kannte, und die zugleich Plastik und Prophezeiung war. Junge Menschen aller Länder haben die Zeit und ihren Flug, den Zusammenhang der Gesellschaft, die große Welt der Herzen und ihr eigenes sich

ihnen erschließen gesehen, als sie zuerst diese Romane lasen. Nicht oft sind geistige Geschenke von den Geistern, die sie empfingen, so wohl erworben worden. Jeder soll nur eine einzige Rasse verstehen können? Soll über alles, was eine andere bewegt, schweigen müssen? Das mögen Nationalisten behaupten, mit denen einige Kilometer weiterhin schon Niemand mehr mitfühlt. Was wissen sie selbst von den Größten ihrer Rasse! Die haben sich höher erhoben als ein Hurra reicht. Was aus Völkern menschliche Werte macht, vollzieht sich oberhalb der Grenzen. Das Genie bleibt nicht immer zu Hause, ein Augenblick kann kommen, wo es fremd wird zu Hause. Flaubert und Zola sind heute vielleicht am nächsten uns „Feinden". Hier geshieht es jetzt, daß ihr Erbe bereichert wird und daß eine der ihren verwandte Kraft in das europäische Blut fließt.

Und künftige Franzosen würden so das Beste ihrer Rasse von uns „Feinden" neu zu erlernen haben. Kann sein, daß die hochherzigen Ideen, mit denen vormals Frankreich die Welt erneuert hat, einst von uns dorthin zurückgestrahlt werden sollen. Frankreich wird schneller fertig als wir, auch mit seinen Erschlaffungen; und der Bauer in der Touraine, der heute Gedanken der Furcht und des Hasses zuneigt, wird eines Tages hinter seinem Pflug wieder der Worte fähig sein, die Michelet ihn sprechen hörte: „Die Revolution gehört nicht Frankreich allein, sie gehört der ganzen Welt". Aber es werden dann vielleicht Worte sein, die ähnlich vor ihm schon der Bauer in Thüringen sprach.

DREI BRIEFE DOSTOJEWSKIJS

Ich drucke hier drei Briefe aus einer Sammlung, die in den nächsten Wochen bei R. Piper u. Co. (München) erscheinen wird. Dem Verlage, der es unternommen hat, das Gesamtwerk Dostojewskijs deutschen Lesern zugänglich zu machen, wird die große Dostojewskij-Gemeinde besonderen Dank für seine letzte Leistung wissen. Die hier folgenden Briefe sind von einem zum Tode Verurteilten geschrieben. Und ein Grauen packt uns, wenn wir Rußlands größten Dichter auf der Richtstätte sehen, und den Brief lesen, den er an seinen Bruder an dem Tage richtet, an dem er erschossen werden sollte.

(Aus der Festung.) Den 27. August 1849

Es freut mich, daß ich dir antworten darf, lieber Bruder, und mich bei dir für die Büchersendung bedanken kann. Es freut mich auch, daß du gesund bist, und daß die Haft keinerlei schlimme Folgen für deine Gesundheit gehabt hat. Ganz besonders bin ich dir für die „Vaterländischen Annalen" dankbar. Du schreibst mir aber viel zu wenig, und meine Briefe sind viel ausführlicher als die deinigen. Dies nur nebenbei, du wirst dich schon ein anderes Mal bessern.

Von mir kann ich dir nichts Bestimmtes sagen. Über unsern Prozeß weiß ich noch immer gar nichts. Mein persönliches Leben ist noch ebenso eintönig, wie bisher; man hat mir aber erlaubt, im Garten spazieren zu gehen, wo es fast siebzehn Bäume gibt. Dies ist für mich ein großes Glück. Außerdem bekomme ich in den Abendstunden eine Kerze: dies ist mein zweites Glück.

Das dritte Glück werde ich erleben, wenn du mir möglichst bald antwortest und das nächste Heft der „Vaterländischen Annalen" schickst; ich bin ja in der Lage eines auswärtigen Abonnenten und warte auf jedes Heft wie auf ein großes Ereignis, wie ein vor Langeweile vergehender Gutsbesitzer in der Provinz. Willst du mir einige geschichtliche Werke schicken? Das wäre ausgezeichnet. Am besten wäre es aber, wenn du mir die Bibel (beide Testamente) schicken wolltest. Ich brauche sie. Sollte es unmöglich sein, so schicke sie mir in französicher Übersetzung. Wenn du aber auch noch eine slawische Ausgabe hinzufügen könntest, so wäre es der Gipfel der Vollkommenheit.

(Aus der Festung.) Den 14. Dezember 1849

Deinen Brief, lieber Bruder, die Bücher (Shakespeare, Bibel und die „Vaterländischen Annalen") und das Geld (zehn Rubel) habe ich erhalten und danke dir für alles. Es freut mich, daß du gesund bist. Mir geht es wie früher. Immer dieselben Verdauungsstörungen und Hämorrhoiden. Ich weiß gar nicht, wann das alles vorübergehen wird. Es nahen die für mich so schweren Herbstmonate, und mit ihnen kommt auch meine Hypochondrie wieder. Der Himmel ist schon jetzt trüb; meine Gesundheit und meine gute Laune sind vom kleinen Fetzen des heiteren Himmels, den ich aus meiner Kasematte sehen kann, abhängig.

Seit fast fünf Monaten lebe ich ausschließlich von meinen eigenen Mitteln, d. h. von meinem Kopf allein und sonst von nichts. Diese Maschine ist vorläufig noch im Gange. Es ist übrigens unsagbar schwer, nur zu denken, ewig zu denken, ohne alle äußeren Eindrücke, die die Seele erfrischen und nähren! Ich lebe gleichsam unter der Glocke einer Luftpumpe, aus der man die Luft herauspumpt. Mein ganzes Wesen hat sich im Kopfe konzentriert und ist aus dem Kopfe in die Gedanken geflüchtet, obwohl die Ge-

dankenarbeit von Tag zu Tag größer wird. Die Bücher sind zwar nur ein Tropfen im Meere, doch helfen sie mir immerhin. Meine eigene Arbeit verzehrt aber, wie mir scheint, meine letzten Kräfte. Übrigens macht sie mir viel Freude.

(Aus der Festung.) Den 22. Dezember 1849

Heute, am 22. Dezember, wurden wir alle nach dem Semjonower Platz verbracht. Dort verlas man uns das Todesurteil, ließ uns das Kreuz küssen, zerbrach über unseren Köpfen den Degen und machte uns die Todestoilette (weiße Hemden). Dann stellte man drei von uns vor dem Pfahle auf, um das Todesurteil zu vollstrecken. Ich war der sechste in der Reihe; wir wurden in Gruppen von je drei Mann aufgerufen, und so war ich in der zweiten Gruppe und hatte nicht mehr als eine Minute noch zu leben. Ich dachte an dich, mein Bruder, und an die Deinigen; in dieser letzten Minute standest du allein vor meinem Geiste; da fühlte ich erst, wie sehr ich dich liebe, mein geliebter Bruder! Ich hatte noch Zeit, Pleschtschejew und Durow, die neben mir standen, zu umarmen und von ihnen Abschied zu nehmen. Schließlich wurde Retraite getrommelt, die an den Pfahl Gebundenen wurden zurückgeführt, und man las uns vor, daß Seine Kaiserliche Majestät uns das Leben schenke. Dann wurden die endgültigen Urteile verlesen. Palm allein ist vollständig begnadigt worden. Man hat ihn mit dem gleichen Rang in die Linie versetzt.

WORTE EINES REPUBLIKANERS

VON GEORGES CLÉMENCEAU (IN „L'HOMME LIBRE")

Die Republik behauptet von sich einfach, daß sie, frei funktionierend, für die Gerechtigkeit besser organisiert ist, als die Monarchie. Da die Gerechtigkeit selbst immer von Menschen geübt wird, bleibt sie Irrtümern unterworfen, aber die Überlegenheit des Regimes besteht vor allem darin, daß seine eigene Verfassung es nötigt, alle öffentlichen Fehler im vollen Tageslicht aufzudecken, zur Belehrung des Volkes und zur Besserung der politischen Sitten bei der Regierung selbst wie im gesamten Lande. Zu wünschen ist nur, daß die Lehre nicht zu oft wiederholt wird.

Wo unsere Feinde eine Schwäche sehen, die sie mit ihrer kindischen Taktik auszunutzen suchen, und wo sie bloß Verlästerung kennen, der nichts Genüge tut, da sehen wir eine umfassende Kraftäußerung des öffentlichen Gewissens, seine völlig unabhängige Betätigung durch und für die Nation, die, als Bürge des unverjährbaren Rechtes, über allen menschlichen Schwächen steht.

Die Republik macht sich eine Ehre daraus, daß sie von den Erbärmlichkeiten, deren bis heute noch keine aus Menschen bestehende Regierung ermangelte, nichts versteckt hat. Das mag die öffentliche Meinung mit Recht erregen und den Feinden des republikanischen Regimes literarische Argumente liefern. Was tut das, wenn nur die öffentlichen Männer — Regierung und Parlament — ihrer Pflicht gewachsen sind und unparteiische Gerechtigkeit üben, wie es ihnen auferlegt ist. Was tut es, wenn nur die Wählerschaft, unbeirrt von den unversöhnlichen Gehässigkeiten, die unter der Oberleitung der römischen Hierarchie aus dem Lager der gefallenen Staatsformen kommen, das feste Vertrauen in sich selbst behält, in die Mittel, die sie hat, um ihre Rechte durchzusetzen: ihre Rechte auf politische Freiheit und soziale Gerechtigkeit, die alle Monarchien nacheinander ihr verweigert haben, und denen die Republik allein, hinweg über alle Schwierigkeiten ohne Zahl, zur Verwirklichung hilft.

NACHTRAG ZU PRODROMOS
VON PETER ALTENBERG

SIMPLEX VERI SIGILLUM!

Jeder Mann weiß ganz genau, welche Art von Nahrung sein geliebter Hund braucht, um „fit“ zu bleiben, wann, wo und wie er schlafen muß, kennt es ihm sogleich an, wenn ihm irgend etwas fehlt, ja, geht sogleich in zweifelhaften Fällen zum Tierhändler, zum Tierarzt. Aber von der geliebten, zartesten Frau sagt er: „Geht ihr denn was ab? Hat sie sich zu beklagen?! Na also!“ Er forscht nicht nach, sie hat leider die Sprache mitbekommen, sie, diese dennoch ewig Stumme und Verstummende! Von ihrer Ernährung, von ihrer Verdauung weiß er nichts, das weiß er nur von seinem Hunde. Auch kann er nicht wegen ihr zum Tierarzt gehen, leider. Auch zum Tierhändler nicht, denn er hat sie wahrscheinlich nur von einem Menschen erhandelt. Und Den trifft keine Verantwortung.

Fasten: Wenn Du Deinem Leibe etwas weniger darreichst als er benötigt, frißt er Dir genial-freundschaftlich zuerst die krankhaften Gewebe und das überflüssige Fettgewebe weg. Herr Banting, Kaufherr, der Bauer Schroth, ahnten das. Aber die Ärzte peppeln Dich auf, wie das Mastvieh zur Viehausstellung, um von idiotischen Eltern, idiotischen Liebhabern, idiotischen Ehegatten belohnt und belobt zu werden!

Zu mager gibt es nicht, es gibt nur zu dick!

Die, die über mich lachen, werden später über sich weinen!

Ich bin nicht erstaunt, daß Jemand, der abends geröstete Kalbsleber oder Nierndln frißt, mir meine geliebteste Geliebte wegnimmt! Bei weichgekochtem Reis hätte er diese Untat nicht vollführt!

Schmutzige und vor allem vorstehende Fingernägel (Krallen) sind unnötig. Belästigen wir unsere daran unschuldigen Nebenmenschen mit unseren notwendigen Unzulänglichkeiten, und verschärfen wir unsere ohnedies prekäre Situation, in jeglicher Beziehung, nicht noch durch unnötige Belästigungen der daran völlig unschuldigen Nebenmenschen!

Im Augenblicke, da eine geliebte Frau es uns traurig mitteilt, sie habe unideale Brüste, hat man es ihr bereits verziehen; ja, sie rührt uns dann eventuell desto mehr! Nur der Pfau, der mit bereits zerschlissenen Federn ein Rad schlägt, ist uns verächtlich!

Ein Mensch, auch wenn er nur eine Frau ist, muß nie ungezogen sein, nie taktlos sein, nie vorlaut sein, nie geschmacklos sein, nie roh sein, nie grausam sein, nie frech sein, nie unbescheiden sein, nie arrogant sein, nie habsüchtig sein, nie eitel sein, nie kokett sein, nie neidisch sein! Nein, wahrlich, das muß er nicht! Weshalb sind sie es also fast alle?! Weil sie keine Menschen, sondern „Menscher" sind!

Ich sterbe lieber an Diarrhöe als an Verstopfung. Wer das nicht versteht, versteht überhaupt noch nichts. Und vor allem wird er vorzeitig elend zugrunde gehen!

Um gesund zu bleiben oder zu werden, haben wir ganz einfach bei Tag und bei Nacht die Darmnerven zu schützen, die Magennerven, die Sexualnerven, die Gehirnnerven und die Herznerven. Und alle anderen Nerven obendrein. Freilich muß man auch Geld haben, keine Eifersuchtsqualen, und die Frau, auf die man momentan „fliegt"! Basta.

Symptome von Krankheiten beheben, statt auf die Ur-Ursache des Leidens tiefzubohren, ist ein feiges Manöver, für das die idioti-

schen Eltern, der idiotische Geliebte (meistens Gehaßte) oder der in Erwerbssorgen sich erschöpfende idiotische, angeblich liebevolle Gatte (er verdient das Geld) dem Arzt gern und dankbar bezahlen! Vogel Strauß-Politik: man sieht nichts mehr von der Erkrankung. Nein, sie hat sich wegen schlechter Behandlung ins Innere zurückgezogen, und lauert hier auf Rache in Form von künftigem Krebs etc.! Krankheit ist der Notschrei der beleidigten Natur! Halte ihr nicht den Mund zu! Wenn sie schon so gütig ist, zu schreien' und um Hilfe Dich anzuflehen!

Hippokrátes: „Je mehr Ihr einen kranken Organismus ernähret desto mehr schadet Ihr ihm!" Denn gerade zur Verarbeitung, Assimilierung fehlt ihm im kranken Zustande die nötige Kraft! Man frißt sich viel mehr zu Tode, als man sich zu Tode sauft! Alkohol ist ein sichtbares, erkennbares, spürbares Gift, aber die Wiener Mehlspeisen sind ein unkenntliches, heimtückisches Gift, unter den verräterisch-appetitlichen Namen: Tatschkerln, Fleckerln Wuchterln, Strudel, Erdäpfelnudel, Rahmstrudel, Dalken, Palatschinken, Omelette.

Ein Teufels-Satz: Was einem schmeckt, kann einem nicht schaden! Richtiger ist, daß, was einem nicht schmeckt, einem nicht schaden kann, denn man läßt es eben stehen!

Die Katze ist, abgesehen von ihrer genialen Bewegungs-Anmut, ein Genie: sie heilt sich von jeder Erkrankung, sogar von Vergiftung, durch Aushungern!

Bei allen Dingen, die man für seine Gesundheit, seine Entmaterialisierung, sein leicht- und unbeschwert-werden, unternimmt, muß man vor allem daran fast religiös glauben! Der Skeptiker, Pharisäer, Melancholiker ist verdammt, daß alles Unternommene ihm doch nichts nütze! Der Glaube an die Wahrheit versetzt Berge!

Ich entließ mein Stubenmädchen im Grabenhotel, Risa Schmied mit folgendem Zeugnis, da sie es vorzog, die Privatwohnung des Grafen Kaltenegg zu betreuen: „Wenn Sie bei uns geblieben wären, hätte ich, als Junggeselle, den Tagen der Vereinsamung, des Alterns, der Krankheit ruhig entgegengeharrt, wie ein in Familienliebe Gebetteter!"

Du wirst es mir doch nicht ins Gesicht sagen wollen, Selbstbetrüger, daß Dir Austern besser schmecken als mir mit Hunger Gesegnetem dampfende Kipfelerdäpfel in der Schale mit Teschener Butter und Salz?! Gleich wird Dich der „Krebs" holen und die Leberentartung!

Rechnen ist so einfach; aber falsch rechnen, da kennt man sich dann gar nicht mehr aus.

Fett ist besser als Mehl und Zucker. Weshalb?! Man hört früher auf, weil es einem bald widersteht. Günstig ist alles, was sich einem von selbst bald mies macht! Also auch die geliebte Frau!

Gefährlich sind nur die Dinge, die Du auf die Dauer verträgst! Ein festes Verhältnis, die Ehe und Mehlspeisen! Fett und die Hure sind ungefährlich!

„Wir brauchen den Mann als „Wurzen", sagte eine ganz süß Aufrichtige. „Aber wieso er uns braucht, das ist mir ganz unverständlich!"

„Willst Du nicht lieber noch auf das Glück des Hungers warten?!" sagte der Papa zu seinem geliebten Kindchen. „Nein, Papschen, ich möchte lieber jetzt schon essen!" Der Vater dachte: „Aus dir wird auch kein Genie!"

Einem Patienten, der unter Deiner Obhut steht, um 8 Uhr abends ein ausgiebiges Schlafmittel verabreichen, Paradehyd 20 Gramm,

während im Nebenzimmer einer laut betet und Gott und die Welt zu Zeugen für irgend etwas anruft und mit Ermordung aller Schuldigen droht, ist ein feiges Verbrechen von Ärzten und Pflegern! Schlafmittel haben Nachtruhe zu garantieren, sonst sind sie ein Gift, ein wissentlicher Mord!

Ein „Pfleger" sollte das Zarteste sein, aber er ist das „Roheste!" Nur Trinkgelder können ihn noch menschlich machen! Aussagen von „Pflegern" Gehör und Glauben schenken, ist das feigste, infamste Verbrechen, das je Ärzte, Verwandte, Gattinnen, Freundinnen, Geschwister begangen haben!

Meine „Pfleger" Franz Pfleger und Josef Hennerbichler waren Genies der Menschenfreundlichkeit, wie Beethoven ein Genie der Töne. Aber die Andern sollte man Alle chinesisch foltern für ihre geheimnisvollen Verbrechen, die sie vollführen, und die selbst durch Trinkgelder nicht immer verhindert werden können, am wenigsten aber durch die kontrollierenden (ha, ha, ha, ha!) Ärzte, vulgo „ich kenn mich nix aus!"

Der Patient einer Anstalt ist der „schreckliche Mensch", der den Arzt Tag und Nacht hindert, ein ungestörtes ödes und friedlich-sattes Familienleben zu führen!

Ich leide an Ekzem, Hautausschlag, Pusteln, heißt: mein Körper hat die Gnade, mir es mitzuteilen, daß etwas in ihm versteckt tief drinnen nicht ganz in Ordnung ist, und er macht mich daher gnädig bittend aufmerksam, durch äußere Anzeichen, daß drinnen etwas Bösartiges sich ereigne. Wenn ich aber die getreuen Sendboten dieser Meldung, Ekzem, Hautausschlag, Pusteln vertreibe, vernichten lasse durch Salben, dann bin ich ein gottverlassener Ochs, der der Bestrafung durch ein gerechtes Schicksal nicht entgehen wird!

Professor Sandouzy: La sur alimentation n'est que de la sur intoxication! (Vergiftung).

Hunger ist nicht nur der beste Koch, sondern auch der beste Arzt!

Wenn die Frauen es einsähen, daß Fasten eine Verjüngungskur sei, würden sie sich zu Tode fasten!

Hast Du schon auf der Wiese, auf der Alm den Duft frischen Kuhdüngers gespürt?! Er gehört gleichsam zum Duft der Erde und der Gräser! Die Kühe haben nicht das Glück, vom Menschen dasselbe zu behaupten! Aber sie werden es einst! Hoffentlich!

Belästigen Sie mich nicht mit den Konfidenzen Ihrer geistig-seelischen Komplikationen! Essen Sie ausschließlich Hafergrütze, pommes cheeps (in dünnen Scheiben geröstete Salzkartoffeln), Eidotter, Spinat, Spargel, Gervais, schlafen Sie 12 Stunden bei weit geöffneten Fenstern, nehmen Sie morgens nüchtern einen Eßlöffel voll Rhamnin (Cortex Rhamni Frangulae) — — — und dann wollen wir weitersprechen über Ihre merkwürdigen seelisch-geistigen Komplikationen! Aber zuerst muß die Maschinerie in Ordnung sein! Verstanden?!

Nach überstandenem Typhus verjüngt man sich, wenn man eben nicht zufällig daran gestorben ist, bloß darum, weil man in der glücklichen Lage war, 6 Wochen und länger nichts essen zu müssen, zu können! Die Auffassung von Glück ist eben verschieden; ja, die eine ist richtig und die andere unrichtig, die eine ist anständig, die andere ist unanständig, die eine ist eine Weisheit und die andere ist eine Stupidität! Verschwenden ist unrichtig, unanständig und stupid. Ohne tiefste Anhänglichkeit eine Frau genießen wollen, ist unrichtig, unanständig und stupid. Weshalb aber?! Weil

sich Alles mehr rächt als es Dir Genuß bereitet hat, Esel! Wenn es umgekehrt wäre, hättest Du recht, und ich wär' der Esel! So aber bist Du es!

Genieße erst eine Frau, bis Dich die Sehnsucht nach ihr verzehrt! Auch hier gilt das Sprichwort: Hunger ist der beste Koch!

Das Überflüssige und das Notwendige — — — Hölle und Paradies!

Bei Überreichung einer weißen Ledertasche mit eingesetzten grünen und rostroten und lila Lederfleckchen, an einem schwarzen dicken Seidenkordon, für Paula-Ju-Ju: Der Wert einer Sache ist eben nicht ihr Geldwert, sondern immer nur der Grad der inneren Kultur des Beschenkers: sein vornehm-exzeptioneller Geschmack! Nie dürfte mir eine Freundin, wenn ich reich wäre, den Schmuck tragen, den diese reichen Unkultivierten schenken! Eine große schwarze Perle ist — — — groß und schwarz, aber schön ist sie nicht. Sie erweckt nur Neid und Eifersucht, ist also ein Geschenk Satans an eine Teufeline!

Reine Hände und Füße sind gewiß notwendig und angenehm, aber noch viel viel notwendiger und angenehmer ist ein reiner, gründlich gereinigter Darm!

Ihr nehmt parfümierte Seifen zu 2, 3, 5 Kronen. Aber ein Eßlöffel von Rhamnin (Cortex Rhamni Frangulae) würde Euch viel reiner und appetitlicher, froher und leichter machen, nämlich von innen heraus!

Ich bin fest überzeugt, daß Jago, Franz Moor, Makbeth, Mephisto, an Verstopfung litten!

Die „Jungfrau von Orleans" hat nie menstruiert. Die dadurch ersparten Lebensenergien verwendete sie, um Frankreich zu erretten!

Das tiefste Verbrechen der Ärzte in den Sanatorien ist, Schlafmittel nicht restlos ausschlafen zu lassen, Melancholiker zur Nahrungsaufnahme mit Gewalt zu zwingen; reiche Mäzene sollten Prämien aussetzen für ideale, gutmütige, verständnisvolle Pfleger!

Der Geist ist die notwendige unentrinnbare Folge des Leibes. Wie das Licht der Lampe die Folge von Docht, Petroleum, Luft ist. Rußen tut nur der Leib; der schlimme Geist, das trübe Licht ist eine Konsequenz des ungepflegten Leibes! Der Geist brennt immer gern klar, wenn Docht, Lampe, Luft nur richtig sind! Es gibt keine „Ausnahmen". Ausnahmen entstehen dadurch, daß man gewisse Ursachen nicht erschauen kann, obwohl sie vorhanden sind! Eine Ausnahme ist eben Einer, dessen Ursache man nicht kennt!

Es gibt nur eine Wahrheit, unter verschiedenen Namen. Siede alle Religionen, alle Philosophien der Welt in einem Weisheitskessel aus, und es bleibt ein allgemeingültiger gleicher Extrakt übrig!

Nichts ist leichter als erkannte Wahrheiten predigen. Aber sie nicht zu predigen, ist eine feige Gemeinheit!

Wüste, Steppe, Sümpfe in Ackerland zu verwandeln! Aber einige Hypokrite weinen um die verlorengehende Romantik dieser Gegenden!

Jeder bedauert seine weisen Erkenntnisse. Wahrscheinlich sind sie eben weder genug weise noch genug Erkenntnisse!

Banting war ein Kaufherr, Ludwig Kornaro ebenfalls, Schroth war ein Bauer, Priesnitz ebenfalls, Fletscher ist ein Millionär und Altenberg ist ein Dichter. Aber die Ärzte sind — — — Ärzte!

Es gibt zwei Dinge, an denen man, bei völliger leiblicher Gesundheit, zugrunde gehen kann: unglückliche Liebe, Eifersucht und Geldkalamitäten. Das sind ja schon drei Dinge. Es wird also jedenfalls noch mehr geben.

Anklagen erheben gegen die verbrecherische Stupidität in Sanatorien ist zwecklos. Die Ärzte verstehen nichts, und die Pfleger sind Leute, die ihren Beruf als Fleischer und Gefängniswärter verfehlt haben! Ich erkläre jeden Menschen, der in gutgemeinter Absicht einen lieben Verwandten etc. etc. einem Sanatorium zur Pflege überantwortet, für einen wissentlichen Meuchelmörder! Nein, für ein Rindvieh erster Klasse! Ihr Leitmotiv ist: „Sollen die Ärzte ihr Leid an ihmer leben! Ich kann keine Rätsel auflösen, er sagt, er könne ohne die Anna absolut nicht leben! Kann man ohne eine Anna nicht leben, wenn ein geliebter Vater dagegen ist?!" Marsch, ins Sanatorium! Dort wird man dir „die Mucken" austreiben!

„Sie wollen nicht essen, weil Sie verzweifelt sind, melancholisch sind, der Nahrung nicht bedürfen?! Na, wo ist denn der Gummischlauch, durch die Nase in den Magen?! Da wird Ihnen die Verzweiflung schon vergehen, bei einer anderen!"

Es gibt Pfleger, die „Bauchredner" sind, und daher jedem Unglückseligen das „fremde Stimmen hören", beibringen können! Ob sie von den „Beteiligten" dafür bezahlt sind, weiß man nicht!

„Mein Herr, es ist leichter zu predigen, als es besser zu machen!" „Ja, aber es schlechter machen, und das Bessere nicht einmal zu predigen, das ist eine Infamie!"

Gebt ihnen nicht das Wissen! Gebt ihnen den Glauben an das Wissen! Siehe, das kann man aber eben nur den Gläubigen! Denn in ihren Herzen ist bereits das Wissen, wenn es auch noch nicht ins Gehirn hinaufgedrungen ist. Sie wissen, mit ihrem gläubigen Herzen! Aber die, so weder mit dem Herzen noch mit dem Gehirne wissend werden können — — — sie sollen unerlöst bleiben ewiglich und verdammt — — — zu innerer Unrast, Unfreiheit und Bösartigkeit!

Arzt sein heißt, die Natur in ihren genial weisen Plänen unterstützen, und es verhindern, daß man ihre geheimnisvolle Rekonstruktionsarbeit störe! Unterstützungen der Natur sind: Restloser Schlaf bei weitgeöffneten Fenstern mit Ohropax (Watte-Wachs-Kugeln) in den Ohren. Rhamnin (Cortex Rhamni Frangulae) ein Eßlöffel vor dem Frühstück. Bestäuben der ganzen Haut mit Eau de Cologne oder Menthol-Franzbranntwein vermittelst einer großen Parfumspritze, Vermeidung jeglichen Ärgers (Krebs der Seele, es frißt weg!) Leichtest verdauliche Nahrung: Weichgekochter Karolinenreis, Gervais mit Salz, junger Camembert mit Salz, harte Eidotter mit Salz, Joghurt, saures Oberes, Poularde, Chapon de Styrie, Sterlett, Branzino, Spinat.

Nicht trinken dürfen, wenn man durstig ist, gehört zu den scheußlichsten ärztlichen Verordnungen. Freilich kannst Du den Durst mit fünf Eßlöffel voll Wasser oft löschen!

Suppe verdünnt den Magensaft. Mehr braucht man darüber nicht zu sagen!

Die meisten Bedürfnisse sind nur Ungezogenheiten!

Kopiös frühstücken ist, die im Schlafe gewonnenen Lebens-Energien sofort für die Verarbeitung völlig überflüssiger Nahrung verschwenden! Das Frühstück hat ein Kultivierter nur zu markieren!

Schlafmittel müssen restlos ausgeschlafen werden! Sonst wenden sie sich gegen den Organismus. Bei Schlafmitteln zu einer bestimmten Zeit geweckt werden, ist ein heimtückischer Nerven-Mord! Siehe: Sanatorien mit gemeinsamen Schlafräumen!

Schöne Frauen, seid nackt unter Euren Kleidern! Dieses Reizmittel ist von der Hygiene geheiligt! Keine Strümpfe, seidene Socken! Keine Höschen! Der nicht abgehärtete Mensch ist noch kein Mensch!

„Hast Du mich denn aber wirklich auch ein bißchen lieb, Anna?!"
„Liebster, wie könnte ich denn sonst die vielen schönen teuren Geschenke von Dir annehmen?!"

Eine kultivierte Frau sein, heißt ganz einfach, die Milliarde unserer Lebens-Energien noch um eine Milliarde vermehren!

Dies, siehe, ist vom Teufel: Rohe Eidotter sind gesund, aber fad!
Wie kann etwas fad sein, das gesund ist?!
Gesundheit ist das größte Amüsement!

Wenn Ihr wüßtet, wie spielend leicht der heilige Magensaft püreeförmige Speisen durchdringt und verarbeitet, verdaut, und wie mühselig feste Stückchen — — — wenn Ihr es wüßtet! Aber Ihr wißt nichts, zu Eurem Verderben!

„Ich hab' noch an guten Magen!"
Noch!
Die Geschmacksnerven müssen durch die Intelligenz ersetzt werden! Die Meisten essen nach ihrem Geschmack!

Wir sollten nicht so sehr lang leben als kurz sterben wollen!

Unsere „Apparate" haben eine himmlische Nachsicht. Sie verzeihen uns Jahre lang alle unsere Infamien, Unanständigkeiten,

Stupiditäten, die wir begehen. Aber endlich remonstrieren sie — — — mit Krankheit! Da sollten wir doch endlich weise aufmerksam werden! Nein, wir rennen zum Arzt!

Später ist zu spät!

Ich sehe eine Säufer-Leber, und saufe dennoch! Ich sehe eine dicke Frau, und heirate dennoch!

Stoff wechseln! Aber nicht nur außen, Batisthemd und seidene Socken, sondern innen, innen! Die innere Wäsche wird gewaschen durch „verbrennen mit Sauerstoff und purgieren!" Ihr aber: außen hui, innen pfui!

Vom Geist, von der Seele aus wollt Ihr repariert werden?!? Nein, die Maschinerie muß repariert werden! Man denkt anders, man empfindet anders nach Bohnen-Püree wie nach Bohnen mit der Schale!

Man sollte jede ungezogene, lieblose, hartherzige Frau fragen, was sie denn am Abend vorher soupiert habe?! Sagt sie: „Bries mit Spinat", dann bist Du verloren! Gib jede Hoffnung auf! Aber sagt sie: „G'selchtes mit Knödel", dann rate ihr zu: „Bries mit Spinat"! Ein letzter Versuch!

Ich kann mir leider auf nichts mehr einbilden, seitdem diese dummen alten Griechen das Wort geprägt haben: „mens sana in corpore sano!" Und außerdem waren es sogar Lateiner!

Iß schön Deine Suppe!, ist genial-richtig gesagt. Denn die Suppe muß die Konsistenz einer dickflüssigen Speise haben, sonst verdünnt sie Dir nur Deinen wertvollen Magensaft, den Du doch, wie Du nicht weißt, zu Wichtigerem brauchst!

Sich wiederholen?! Ja, man wiederhole: 2 und 3 macht 5!

Napoleon I. soll von einer wunderschönen Frau, die ihn fast mystisch verehrte, gesagt haben: „Qu'elle se déshabille!" Es

gibt aber entgegengesetzte Naturen, die in einem solchen Falle mit ebensolcher Berechtigung sagen könnten: „Qu'elle ne se déshabille pas!"

Auch „Arteriosklerose" kann man für 20 Jahre besiegen, wenn man rechtzeitig weiß, daß man sie hat! Nur „nicht wissen wollen", ist eine irreparable Sünde!

„Wann soll man also eigentlich essen, Herr von Altenberg, nach Ihrer Ansicht?!" Erstens lassen sie das „von" aus, zweitens ist es nicht meine Ansicht, sondern die der Natur selbst, und drittens: Bis Dir der Gedanke an eine alte Brotrinde das Wasser im Munde sozusagen zusammenlaufen macht!

„Herr von Altenberg, ist es in „sexuellen Dingen" vielleicht ebenso?!?" „Ja, ganz ebenso!"

Der Sokrates hat den „Giftbecher leeren" müssen wegen seiner Ansichten über das Leben, mich laden sie wegen meiner Ansichten zu „Champagner" ein. Jedesfalls eine angenehmere, wenn auch langwierigere Todesart!

Eine schreckliche und gefährliche Erkrankung für junge Mädchen ist: Ewige Dezentralisation durch „Amüsements". Da kann sich nämlich nichts im Innern langsam organisieren, wenn man es immer durch Äußeres stört oder unterbricht! Mütter sind daher schamlose Verbrecherinnen, die darüber erfreut sind, daß ihr Töchterchen immer erfreut ist! „Sie ist kopfhängerisch" würde natürlich bedeuten: „Sie ist wertvoll!" „Sie ist lustig" bedeutet natürlich: „Sie ist flach und wertlos"!

Wollt Ihr nicht endlich, Betrüger und Selbstbetrüger, diese verlogenen Ausdrücke: „Liebe", „Freundschaft" durch die heiligen Worte ersetzen: „Weise Erkenntnis"?! Niemandem nämlich kannst du nützen wie durch weise Erkenntnis

seiner Bedürfnisse! Mutterliebe, die das geliebte Töchterchen aus dem heiligen wertvollen, ja unentbehrlichen Morgenschlaf in das Leben hineinzerrt, ist Mutter-Haß! Mütter maßen sich Erziehungs-Intelligenz an, weil sie konzipiert und geboren haben, zwei Vorgänge, die mit dem „Geist" nichts gemeinsam haben!

Vom „Geist" aus müßt ihr göttlich werden können, das heißt gerecht, gütig und wahrhaftig, ihr Lüge-Tiere! Es gibt keinen Ehrentitel: Mama, man muß sich ihn erst verdienen!

Melancholiker (und welcher Kranke wäre keiner?!) in Sanatorien, wo man sowieso in gedrücktester, verzweifelter Stimmung sich befindet, zu normaler Nahrung und Einhaltung von Speisestunden zu zwingen, zumal mit Androhung künstlicher Ernährung durch den Nasenschlauch, ist eine verbrecherische Stupidität, die überall im sogenannten aufgeklärten Europa, inmitten der Kontrolle?! der bürgerlichen Gesellschaft ausgeübt wird, die sich über Sibirische Gefängnisse jedoch angenehm skandalisiert! Pfui Teufel! Ihr jesuitischen Feiglinge!

Melancholisch Bedrückte, Stoffwechsel-Verlangsamte, Brütende, Trauernde, kommen mit einem Minimum von einem Minimum von Nahrung aus (3 Joghurt, 3 rohe Eidotter mit Salz in Suppe gesprudelt, Milchkaffee, Biskuit). Das Wort „essen" ist in Mostschädel, Idiotengehirne eingenistet, aber das Wort „verdauen" begreifen sie nicht! Denn sie verdauen tatsächlich Alles, was sie fressen, diese Gesundheits-Viecher! Und gerade diese Untiere sollen die Abnormalen, die Kranken verstehen?!? Die Kranken sollten die Gesunden internieren, damit diese an ihnen keine Gemeinheiten begehen können! Ich sah Einen vormittags Bratwürstchen mit Rotkraut verzehren, infolgedessen gab ich den Verkehr mit ihm auf. Da kann nichts Gutes herauskommen, bei dieser verbrecherischen Lebensführung!

JUGENDBRIEFE VAN GOGHS AN SEINEN BRUDER

Die folgenden beiden Briefe stammen aus der Zeit, da van Gogh als Anfänger in der Malerei — nach anfangs mißglückten Studien an der Brüsseler Akademie — im Sommer 1881 bei seinen Eltern in Etten, einem kleinen holländischen Neste, lebte.

Diese Briefe sind der lang erwarteten Sammlung entnommen, die nun endlich bei Paul Cassirer (Berlin) in den nächsten Wochen erscheinen wird: „Vincent van Gogh, Briefe an seinen Bruder, zusammengestellt von seiner Schwägerin J. van Gogh-Bonger."

Lieber Theo!

Recht viel Freude machte es mir, Deinen Brief zu erhalten, und da ich dieser Tage doch schon beabsichtigte, Dir zu schreiben, so tue ich es nun gleich im Anschluß an Deinen Brief.

Daß Du das papier Ingres abgeschickt hast, finde ich herrlich; ich habe wohl noch etwas davon, doch nichts mehr von der bewußten Farbe.

Was Herr Tersteeg Dir über meine Zeichnungen gesagt hat, erfreut mich, aber sicherlich nicht minder, daß Du selbst aus den geschickten Skizzen ersiehst, daß ein Fortschritt vorhanden ist; wenn dieser anfängt zu kommen, hoffe ich erst recht so zu arbeiten, daß weder Du noch Herr Tersteeg diese günstigeren Meinungen werdet zurückzunehmen brauchen; ich werde mein Bestes tun, Dich in diesem Punkte nicht zu enttäuschen. Die Natur beginnt stets damit, dem Zeichner Widerstand zu leisten, aber sobald er es wahrhaft ernst nimmt, läßt er sich durch diesen Widerstand nicht aus der Fassung bringen; im Gegenteil ist dies ein Anreiz mehr zu siegen, und im Grunde sind die Natur und der aufrichtige Künstler einig. Und die Natur ist sicherlich nicht „intangible", doch man muß sie anpacken, und zwar mit fester Hand. Und nachdem man einige Zeit mit der Natur so gerungen und gestritten hat, beginnt sie etwas nachgiebiger und gefügiger zu werden; nicht, daß ich schon so

weit wäre, niemand ist weiter davon entfernt, das zu meinen, als ich selbst, aber es fängt an, besser von der Hand zu gehen.

Der Streit mit der Natur hat manchmal etwas von dem, was Shakespeare „Taming of the shrew" (d. h. der Widerspenstigen Zähmung durch Ausdauer bon gré mal gré) nennt. In vielen Dingen, aber besonders im Zeichnen, meine ich, daß „serrer de près vaut mieux que lâcher". — Je länger, desto mehr fühle ich, daß das Figurenzeichnen bestimmt gut ist und daß es indirekt auch auf das Landschaftszeichnen günstig wirkt. Wenn man eine Kopfweide zeichnet, als wäre sie ein lebendes Wesen, und das ist sie doch eigentlich, dann folgt die Umgebung irgendwie von selbst, wenn man nur all seine Andacht auf den bewußten Baum konzentriert und nicht geruht hat, bis man etwas vom Lebendigen hineingebracht hat.

Beifolgend ein paar kleine Skizzen.

Was Du über de Bock sagst, finde ich in allen Fällen wahr, es ist auch meine Ansicht über ihn, aber es war mir noch nicht geglückt, es so in Worte zu kleiden, wie Du es in Deinem Briefe tust.

Wenn er sich konzentrieren könnte und wollte, fürwahr, er wäre ein besserer Künstler als nun. Ich habe ihm rund herausgesagt: „de Bock, wenn wir, Sie und ich, uns ein Jahr lang auf das Figurenzeichnen verlegen, dann sind wir beide nach Verlauf dieser Zeit ganz andere Leute als in diesem Augenblick; wenn wir uns aber nicht anstrengen und nur weiter wirtschaften, ohne etwas Neues hinzu zu lernen, dann bleiben wir nicht einmal was wir sind, sondern, indem wir stillstehen, gehen wir zurück. Wenn wir keine Figuren zeichnen, oder, wenn nicht diese, dann etwas anderes, z. B. Bäume, als wären es Figuren, dann sind wir wie Menschen ohne oder mit einem zu schwachen Rückgrat. Millet und Corot, von denen wir beide soviel halten, konnten die eine Figur zeichnen? Ja oder nein?"

Und darin gab er mir auch wohl teilweise oder ganz recht. Er hat übrigens selbst, glaube ich, wirklich ernsthaft an dem Panorama gearbeitet. und das wird, wenn er es auch nicht einsehen will, einen günstigen Einfluß auf ihn haben. Er tat mir bezüglich des Panoramas einen außerordentlich netten Ausspruch, der veranlaßte, daß ich viele Sympathie für ihn fühlte. — Du kennst wohl den Maler Destrée?

Dieser war mit einer sehr eingebildeten Miene zu de Bock gekommen und hatte ihm sehr von oben herab, aber doch zuckersüß und in unausstehlich schulmeisternder Weise gesagt: „de Bock, man hat auch mich gebeten, das Panorama zu malen, aber ich glaubte, es in Anbetracht dessen, daß es etwas Unkünstlerisches ist, ablehnen zu müssen". Worauf de Bock: „Herr Destrée, was ist leichter, ein Panorama zu malen oder es abzulehnen, was ist künstlerischer, es zu machen oder es nicht zu machen?" Ob seine Worte genau diese waren, weiß ich nicht, sicherlich aber gab er seine Antwort in diesem Sinne, und das fand ich sehr richtig; genau den gleichen Respekt habe ich davor, wie Du gegenüber den alten und zaghaften Mitgliedern in Deiner Vereinigung handeltest, welche Du von ihrem Alter und ihrer eigenen Weisheit hast zehren lassen, während Du selbst, soviel jünger und energischer, die Sache durchsetztest. Das ist wahre Philosophie, die uns so handeln macht, wie de Bock und Dich bei den jeweiligen Gelegenheiten; von solcher Philosophie kann man sagen, daß sie auch Praxis ist, gerade wie Mauve sagt: „Farbe ist auch Zeichnen". Mein Papier ist zu Ende, also schließe ich; ich werde mich gelegentlich danach richten. Empfange meinen besten Dank für Deine tatkräftige Mitwirkung und in Gedanken einen Händedruck.

t. à t.

Vincent.

Etten, 3. IV. 1881.

Lieber Theo!

Ich habe etwas auf dem Herzen, das ich Dir erzählen will. Vielleicht weißt Du bereits etwas davon und ich erzähle Dir nichts Neues?

Ich wollte Dir sagen, daß ich diesen Sommer K . . .*) so sehr lieb gewonnen habe. Doch als ich ihr dies sagte, antwortete sie mir, daß ihre Vergangenheit und ihre Zukunft für sie eins blieben, und daß sie somit meine Gefühle nicht erwidern könne. Damals war ich in einem schrecklichen Zwiespalt, was ich tun sollte, ob ich mich bei dem „Niemals, nein, nimmermehr" resignieren, oder die Sache noch nicht

*) Seine Cousine K . . ., eine junge Witwe mit einem Söhnchen, welche in diesem Sommer im Pfarrhause zu Etten zu Besuch war. Sie war untröstlich über den Tod ihres Mannes und hat nicht wieder geheiratet.

ganz für entschieden und beendigt halten und noch etwas guten Mut bewahren und es noch nicht aufgeben sollte. Das letztere wählte ich, und bis heute habe ich diese Auffassung noch nicht bereut, obwohl ich noch immer vor dem „Niemals, nein, nimmermehr“ stehe.

Natürlich habe ich seitdem ziemlich viel „petites misères de la vie humaine“ erfahren, die, wenn sie in einem Buche stünden, möglicherweise dazu dienen könnten, den einen oder anderen zu amüsieren, die aber, wenn man sie selbst erlebt hat, keineswegs für angenehme Erfahrungen gehalten werden können.

Gleichviel bin ich bis heute froh, daß ich das Resignations- oder „how not to do it“-System nur denen überließ, die Lust dazu haben, und daß ich noch etwas Mut faßte.

Inzwischen arbeite ich angestrengt, und seitdem ich ihr begegnet bin, geht die Arbeit viel besser vonstatten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Rappard ist hier gewesen, er brachte Aquarelle mit, die gut waren. Mauve kommt, hoffe ich, bald, sonst gehe ich zu ihm. Ich zeichne viel und glaube, daß es besser wird. Ich arbeite viel mehr mit dem Pinsel als früher. Nun ist es so halt, daß ich fast ausschließlich Figuren zeichne, eine Näherin, Korbflechter etc.

Einen Händedruck in Gedanken, schreibe bald und sei versichert

t. à t.

Vincent.

Wenn Du jemals verliebt wirst und ein „Niemals, nein, nimmermehr“ bekommen solltest, dann, vor allen Dingen, resigniere nicht! Doch Du bist so ein Glückskind, daß Dir etwas Derartiges, wie ich hoffe, wohl nie zustoßen wird.

AH, LE MISÉRABLE!

VON BRUNO FRANK

Ich bin in Barcelona an Land gegangen und reise durch den spanischen Wintertag nach Hause. Catalonien liegt öde und grau im Regen. Der Zug fährt erbärmlich langsam und stößt.

Es gibt Stunden, in denen Mißmut die Beschäftigung mit dem eigenen Ich unratsam macht. Ich wünsche mir ein Buch zur Stelle, ein beliebiges Reclambändchen, aber die Koffer sind vorausgegangen, und die Handtasche enthält nicht Ein bedrucktes Blatt ... Mitunter sieht man in der Ferne, rechts, als einen grauen Streifen das Meer, aber der Anblick unterhält mich wenig.

„Empalme!" Ich schlage den Mantelkragen hoch und springe auf den Perron. Wahrhaftig, es gibt einen Zeitungsstand. Aber Zeitungen will ich nicht; es macht mir auch Mühe, spanisch zu lesen. Oben hängen in zwei Reihen bunte Broschüren: Nick Carter auf spanisch, Buffalo Bill auf spanisch.

„Haben Sie französische Bücher?"

„Französische?" sagt der Verkäufer, dumpf nachdenklich — als komme ihm das ein bißchen unerwartet, hier auf der Strecke zur Grenze. Aber dann zieht er hinter der farbigen Auslage ein gleichfalls farbiges Buch hervor und klopft es ab. „Eine Peseta zehn ..." Man ruft zur Abfahrt, ich bezahle und eile zurück. Wieder allein auf meiner schmutzigen Polsterbank, sehe ich erst, was mir verkauft worden ist. Ein Buchtitel, den ich dunkel meine gehört zu haben ... ein sehr berühmter Autor:

„... L ... de l'Académie Française".

Absurder Weise lese ich nun gar nicht. Ich habe ein Buch auf dem Schoße, ich habe die Möglichkeit, mir selbst zu entfliehen, auf dem Schoße, — nun scheint es mir mit einem Male ganz behaglich, so allein im Coupé durch das regentrübe Nordspanien zu fahren, heim nach Europa. Auch sieht man ja in der Ferne das Meer ... Freundlich betrachte ich das Geistesgefäß auf meinen Knieen, aus dem Versöhnlichkeit zu mir aufsteigt.

Schließlich blättere ich ein wenig. Ah, Dialoge . . . Dialoge an Sonntagnachmittagen: im Bois de Boulogne; in einer Volksvorstellung der Comédie; in einem altadeligen Hause; in einem Knabeninternat . . . Wahrscheinlich alles recht amüsant, wenn auch nicht eben umwälzend. Parerga aus den lässigeren Stunden eines bedeutenden Mannes. Reiselektüre; gut so . . .

Zur Linken treten die Pyrenäen ganz dicht an die Linie heran. Man erreicht den Grenzort. Fröhlich besteige ich, mit Sympathie, den hübschen Schnellzug, der bereitsteht.

In einem benachbarten Coupé fragt jemand, im Tone zärtlicher Besorgtheit: „Dites donc, Marcelle, vous êtes bien là, dans votre petit coin?" Eine klingende Frauenstimme antwortet . . .

Europa, denke ich mit einer etwas kindischen Gerührtheit, — so wäre man denn in Europa . . .

Wir fahren ab, zunächst dicht an der See entlang, auf die kein Regen mehr fällt. Am Fenster mir gegenüber hat ein schlanker, schon ergrauter Herr Platz genommen und liest in der milden Vordämmerung sein Blatt.

Nach einiger Zeit gehe auch ich an die Lektüre, und da die Gespräche untereinander ohne Zusammenhang zu sein scheinen, beginne ich, aufs gerade Wohl, mit dem letzten.

Ein hoher, französischer Offizier, so begreife ich, führt im August, am Sonntag, seinen Sohn auf ein elsässisches Schlachtfeld . . . «Reichshofen», sagt er, „Wörth . . . Fröschweiler . . ." und erzählt ein wenig durcheinander von seiner Verwundung, seiner Gefangennahme — damals im August.

Schlecht geführt, der Dialog, für einen Akademiker! Und platt gehässig dazu . . . Ist es ein neues Buch? Nun, jedenfalls hat man es durch diese illustrierte Ausgabe zu 95 Centimes allerjüngstens populär gemacht. Ein bißchen unwürdig für einen der Unsterblichen, will mir scheinen . . .

Und ich lese weiter, wie die Beiden einen vorübergehenden Bauern anhalten:

„Sprechen Sie Französisch?"

Der Bauer: (der ahnt, daß ein Soldat vor ihm steht) „Ja, Herr Offizier."

Der Vater: (zum Sohne, auf Jenen weisend) „Siehst Du, das ist Einer. Ein Echter." (Zum Bauern, dem er tief in die Augen sieht): „Also immer noch?"

Der Bauer: „Immer noch, Herr Offizier."

Der Vater: „Wackrer Mann!"

Oh, sage ich mir in meiner Ecke, das ist ja lieblich. Das stinkt ja recht lieblich vor innerer Verlogenheit . . . Sie sind ja ein ganz verdammter Hetzer, Sie berühmter Herr da . . .

Natürlich ist eben Manöverzeit. Man hört Pfeifen und Trommeln . . . „Les voilà."

Und weil der Dramatiker bekanntlich gut daran tut, den wesentlichen Inhalt seiner Gespräche in die Regiebemerkungen zu verlegen, so folgt nun diese Regiebemerkung:

„Man sieht sie auf der Straße daherkommen. Pickelhauben. . . . kleine, flache Trommeln . . . hohe Stiefel . . . Man erkennt schon . . ."

Aber nein:

„. . . On distingue déjà les faces bestiales, mâchoires de dogue, poils roux sous les yeux verts . . . Et les fifres . . . aigus comme des couteaux qui vont au coeur . . ."

Ich habe das Buch sinken lassen und blicke in das dämmernde Roussillon hinaus. Ich bin gar nicht mehr fröhlich . . .

So also schreibt unter entwickelten, unter hocherzogenen Menschen ein Autor, den sie für unvergänglich erklärt haben, und zehntausendweise wird dergleichen heute in ein europäisches Volk geschleudert. Mir ist traurig, bitter, mir ist hoffnungslos zu Mut . . . Nein, ich fahre nicht nach Europa, es gibt kein Europa . . .

Die Flamme im Coupé beginnt mit einem Male hell zu leuchten. Mein Reisegefährte, der ein schwarzes, seidenes Käppchen aufgesetzt hat und ebenfalls nicht mehr liest, bietet mir mit einer angenehmen Bewegung sein Blatt hin.

Ich verbeuge mich, verzichtend. Übrigens hat er ein Gesicht, das mir gefällt und wohltut, ein Anatole France-Gesicht von jenem Ausdruck gütiger und heiterer Geistigkeit, wie er an französischen Gelehrten nicht selten zu treffen ist.

„Sie haben recht", sagt er und legt seine Zeitung zur Seite, „nicht besonders erfreulich die Lektüre".

Mit mäßiger Wißbegier tue ich die gebotene Frage. Er antwortet: „Oh, die alten Geschichten, immer die alten Geschichten. Kriegsdrohungen, Alliiertenhetze . . . Dummheiten." Er schweigt und sieht mich prüfend an. Dann schließt er die Augen, bewegt mit einer ratlosen Geste die flache Hand vor der Stirn hin und her und sagt, so wie etwas, das man ungezählte Male konstatiert hat und noch immer nicht hinnehmen kann: „Daß sie sich nicht schämen, daß sie sich noch immer nicht schämen! Wir und Rußland — diese Leute tun nachgerade, als verstünde sich das von selbst!"

Er ist zu geschmackvoll, um laut werden zu lassen, was er innerlich hinzusetzt: „Wir — Europas Herz und Licht." Anstatt dessen beugt er sich vor und fragt mich freundlich, ohne alle Verlegenheit:

„Sie sind nicht Russe, wie?"

Deutscher.

„Oh", sagt er. Und dann bricht in einem leidenschaftlichen Strom der Kummer, der Zorn, der Ekel aus ihm hervor . . . Er ist kein junger Mann, er trägt die Rosette eines höheren Grades der Ehrenlegion, — aber es fehlt nicht viel, und er nähme mich bei der Hand, um mir eindringlicher zu sagen, wie Leute seinesgleichen in Frankreich denken . . .

Ich höre zu, ich warte auf den Satz, den ich in Paris hundert Mal habe aussprechen hören: „Ihr und wir — das wäre das Natürliche, das wäre endlich Zivilisation und Friede."

Sobald er es ausgesprochen hat, nicke ich und sage: Ja. Aber sehen Sie, was ich da lese, ganz zufällig habe ich es gekauft. Es sind Dialoge eines Herrn . . . L . . ., von der Akademie. Ein recht bösartiger Patron, wie mir scheint, ein Hetzer. Auch bei uns wird ja gesündigt, aber das da ist stark. Er muß sehr alt sein, . . . L . . ., er hat wohl den Krieg mitgefochten und kann die Erinnerung nicht verwinden? Dennoch . . .

„L . . .?" sagt er höhnisch. „Der ist weiter nicht alt. Er mag ein Bursche von beiläufig zehn Jahren gewesen sein im Moment des Zusammenstoßes. Was hat er da geschrieben, gestatten Sie? Ich verfolge

diese nebensächlichere Literatur nicht, auch soweit man sie sanktioniert hat. Aber ich weiß, wie schamlos diese Leute spekulieren. Zeigen Sie es mir . . ."

Sein schmales Gesicht ist gerötet, und die Hand, die er ausstreckt, scheint mir ein wenig zu zittern.

Hier, sage ich und bezeichne die Stelle mit dem Finger, hier . . . faces bestiales . . . mâchoires de dogue . . .

Er liest, mit hoch gezogenen Brauen, mit zuckenden Lidern; seine Lippen formen die Worte ohne Laut. Dann richtet er sich auf und wendet sich zur Seite. Er blickt, wie vorhin ich, durchs Fenster auf sein Land, das dunkelnd vorbeifliegt, und leise sagt er, durch die Zähne: „Ah, le misérable!"

DIE WEIBER
VON ERNST SZÉP

Am Nachmittage stürzte ein alberner junger Mann auf dem Spazierweg der Margareteninsel auf mich zu; er war kaum zehn Jahre älter als ich. Sein Strohhut war ihm auf dem Kopfe zurückgerutscht, seine Gesichtszüge verrieten innere Aufregung, fiebernd drückte er mir die rechte Hand.

„Servus", sage ich, „wie gehts?"

„Man muß verrückt werden, mein Freund!" begrüßte mich mein Bekannter, drückte noch fester meine in Gefangenschaft geratene Rechte und weil ich ihn ziemlich gelangweilt ansah, schmetterte er noch einmal: „man muß verrückt werden! Verrrrückt weeeerden", sagte er, und schloß dabei leidenschaftlich seine Augen, wie der Hahn, welcher eben kräht.

„Aber geh!", heuchelte ich teilnahmsvoll.

„Ich halte es nicht länger aus, mein Freund, ich muß fortlaufen aus dieser Stadt. Es ist unerträglich, was hier im Sommer vorgeht!»

„Was hier im Sommer vorgeht?", wiederhallte ich.

„Weiber, Weiber, die Weieieiber", tönte er und schloß wieder seine Augen.

„Weiber?", gähnte ich.

„Ich bin zerrüttet, ich werde wild, fürchterlich. Diese Weiber in diesen weißen Kleidern. Ich sehe nichts in der Stadt als Weiber, und diese weißen Kleider, was ärger ist, als ob sie nichts anhätten. Frauen, Jungfrauen und kleine Mädchen, überall, auf der Straße und im Kaffeehaus, und an der Donau und auf der Insel, und in dem Tiergarten, und in den Auen, und im kühlen Tal und auf dem Schwabenberg, wohin ich gehe, wo ich gehe, vor mir und hinter meinem Rücken, und rechts und links diese weißgekleideten Weiber."

„Nun und dann" und ich unterdrückte mein Gähnen.

„Ich kann nicht arbeiten, ich kann keine Zeitung lesen, ich kann nicht denken, ich schlafe nicht, ich habe keine Geduld zum Essen, ich kann selbst beim Friseur nicht ruhig sitzen, mein Freund, man muß verrückt werden. Diese Weiber hier sind wie die Flut, eine Million Weiber wogen um mich her, eine Million Körper in Weiß, ihre Kleider, ihre Hüte, ihre Schuhe, ihre Strümpfe, alles ist weiß. Wahnsinn! Wahnsinn!»

«Wahnsinn», tröstete ich ihn.

«Schau, da schau her», zischte er und stieß mich in die Seite. Vier Frauen zwischen dreizehn und vierzig gingen an uns vorüber. Mein Bekannter klammerte sich an mich, bis sie vorbeispazierten.

«Halte mich fest, ich bitte dich: ich springe ihnen sonst nach und beiße sie. Hast du sie angeschaut? Hast du sie gesehen? Hast du ihre Arme — durch die Ärmeln der Bluse gesehen? Und die Schultern? Und um ihre Achselhöhlen den halbkreisförmigen Leinenschutz? Und auf ihrer Brust das rosafarbige Band des Hemdes? Und die weißen Strümpfe, in welchen ihre Beine rosa sind? Das ist ja Aufruhr, das kann man nicht aushalten. Oh Oh! Oh weh! Oh weh!"

„Hast du keine Liebe?", seufzte ich.

„Liebe?" wehrte er sich, als ob man jemanden einen Traum erzählen wollte.

„Oder eine Freundin oder eine Geliebte oder ein Verhältnis" unterhandelte ich. Mein Bekannter schaute zähneknirschend eine neue Gruppe Frauen.

„Also warum bandelst du nicht an mit irgend einer Frau?" versuchte ich, ihm Heilung zu verschaffen.

„Mit wem, mit welcher?", giftete er sich, während er seine sehnsuchttrüben Augen von den Frauen nach mir schaltete. „Bei jedem Schritt sehe ich Andere, jeden Augenblick reizt mich eine andere, verführt mich eine, macht mich wild, sie umfluten mich, als wäre ich in einem Seebad, oder auf einem Ball, oder in einem riesengroßen Harem, nicht in einer Stadt. Was soll ich machen, mich schwindelts, mein Freund, ich kann sie nicht unterscheiden, ich habe keine Zeit, mich für eine zu interessieren, ich fühle nur das Weib um mich herum, die namenlose süße und heiße Masse dieser weißen Körper. Mich schwindelts. Das ist kein menschlicher Zustand."

„Nein", sagte ich ermüdet.

„Dort schau hin, schauauau hiiiin, schauauau", röchelte mein Bekannter und taumelte ohne Abschied davon. Die Militärmusik brauste und klingelte wohlgefällig etwas, mein Freund schwankte gegen das Insel-Café, dann ging er bewußtlos nach der breiten Uferpromenade, wo sich die weißgekleideten Frauen vorwärts und rückwärts bewegten. Mein Bekannter schwamm in die Gruppen der weißen Frauen hinein, die hinter ihm wie die Wogen des Meeres zusammenschlugen.

(Aus dem Ungarischen von Carrara.)

POLITIK

DER LETZTE MONAT

Die zunehmende Sittenlosigkeit des deutschen Volkes hat sich im letzten Monat bis zu den Ansätzen einer lex Heinze, für die reifere Jugend bearbeitet, gesteigert: der Goethe-Bund versuchte damit Schritt zu halten, es gelang jedoch seinem Vorsitzenden, dem bekannten Damenredner Ludwig Fulda, nicht, seine Werke in den Geruch lockerer Sitten zu bringen. Auch seine „Rückkehr zur Natur" konnte die Behörden nicht zum Einschreiten veranlassen. Angesichts einer solchen Bewegungsfreiheit der schönen Künste hofft man, daß die Anti-Konzeptionsmittel wenigstens auf geistigem Gebiet zugelassen werden. Für ihre Abschaffung bei der körperlichen Zeugung tritt, im Sinne des geplanten Gesetzentwurfs, seit neuestem besonders die Sozialdemokratie ein. Ihrer überraschenden Haltung liegt ein einfaches Rechenexempel zugrunde: Vaterlandslose vermehren sich auf das rascheste, während gute Gesinnung, vor allem in Verbindung mit langjährigem Staatsdienst, geistige Enthaltsamkeit mit geschlechtlicher zu paaren pflegt, kurz impotent macht.

Herr von Dallwitz ist unvermählt. Die Elsässer haben ihn, dank dem hohen Statthaltersalär, den Preußen weggesteigert. Er soll die Wahlreform in Elaß-Lothringen durchführen. In vertraulichen Besprechungen hat er jedoch das preußische Wahlrecht als fürs Reichsland untunlich bezeichnet. Denn, gab er zu bedenken, welchen Sinn soll die öffentliche Wahl für ein Volk haben, bei dem es keinen Großgrundbesitz und keine Landräte gibt? Er hat sich daher für die Einführung eines aufgeklärten Despotismus erklärt, der sich ja mit der elsaß-lothringischen Verfassung leicht in Einklang bringen läßt. Besonders von der unabhängigen Instruierung der Bundesratsstimmen verspricht er sich viel Spaß. Der Reichskanzler hat ihm versprochen, daß er sie bei der Abstimmung über die deutsch-russische Grenzregulierung gegen Preußen abgeben darf.

Der Kaiser ist in Korfu. Die Ausgrabungen schreiten rüstig fort. Zurzeit werden Denkmäler der mythelenischen Kulturperiode zutage gefördert. Man hofft aber in tieferen Schichten noch auf preußische Kabinetsorders zu stoßen.

Das Buchmachergesetz wird in den letzten Tagen mit Hochdruck gefördert, weil die Politiker aller Parteien der Ansicht sind, die Anforderungen der Gendarmen an die Buchmacher seien zu hoch. Man hofft,

zugleich mit dem Gesetz einen einheitlichen Bestechungstarif durchsetzen zu können, weil es innerhalb der beteiligten Kreise viel böses Blut gemacht hat, daß die Konzession einer Animierkneipe in Köln sich fast doppelt so hoch stellt, wie die Niederschlagung einer Anzeige wegen gewerbsmäßiger Unzucht in Frankfurt. Wahrscheinlich werden dem Tarif die Erfahrungen der Gendarmerie in Karlshorst und Hoppegarten zugrunde gelegt und damit ein Zweiklassenbestechungsrecht geschaffen werden. Die Klasse „Gut" wird allerdings nur solchen zugänglich sein, gegen die politisch nichts vorliegt. In der Klasse „Genügend" spielt die Gesinnung auf keiner Seite eine Rolle.

Auch wenn wir die Blicke über die Grenzen unseres Vaterlandes schweifen lassen, bietet sich uns wenig angenehmes. Wilson verlangt von Huerta einen Salut von 21 Schüssen und Huerta will das tun, wenn Wilson mitschießt. Wilson ist bereit, zu schießen, wenn Huerta fertig ist, aber Huerta beruft sich auf das Bürgerliche Gesetzbuch und verlangt Erfüllung Zug um Zug. Man fürchtet in eingeweihten Kreisen, es werde nicht bei den 21 Schüssen bleiben. Auf jeden Fall werden die zwei Staaten die dritte Haager Konferenz beschicken. *ABNER*

SITTLICHKEIT UND PARTEIGESCHÄFT

Was einer kleinen, aber mächtigen Kapitalistengruppe nützt, nennt eine gewisse Terminologie „national", und was das klerikale Parteigeschäft fördert, ist „sittlich". Daher es jetzt sittliche Pflicht aller nationalen Kreise ist, dafür zu sorgen, daß die Polizei die Menschen zum Kinderkriegen zwingen möchte.

Der bayerische Abgeordnete v. Freyberg erinnert die Deutschen daran, daß sie zu Tacitus Zeiten anders waren und alle Zölibatler schwärmen für die Abschaffung der Schutzmittel.

Warum? Der Grund ist ein circulus vitiosus. Die industrielle Reservearmee darf nicht kleiner werden, sonst ist es mit der kapitalistischen Herrlichkeit vorbei. Das Zentrum hat ein feines Ohr dafür, daß es mit der Rolle des Bedienten der Schwerindustrie auch ein Gegengeschäft machen kann. Man hilft ihm dafür bei der Erhaltung der „christlichen Autorität" und teilt sich den Verdienst — in maiorem dei gloriam.

Also muß die Statistik mit hohen Geburtenziffern aufwarten, und zwar je katholischer die Gegend, desto höher. Die Städter kann man

dazu nicht brauchen, denn sie sind „raffiniert", meint einer der Spezialisten für homogene Ethik. — Die Städter also wissen sich auch zu helfen, wenn man die Gummisachen wegsperrt. Aber das biedere Landvolk, von Niederbayern und von der Oberpfalz z. B., bei dem „nur" die „ungebändigten Triebe" walten! Da gibt es noch Aussichten. Bei genügender „Aufklärung" steht zu hoffen, daß jeder betrunkene Rammel und jede tuberkulöse Frau bei jeder möglichen Gelegenheit Kinder kriegen. Wenigstens ziffernmäßig. Auch die dunklen Schutzherren wissen natürlich, daß mit hoher Geburtenziffer hohe Säuglingssterblichkeit einhergeht. Die Hauptsache ist aber, daß die Kanaille überhaupt geboren wurde und somit in der Geburtenstatistik figurieren kann. Dann kann sie ruhig im ersten Lebensjahr sterben. Der gute Wille des „Katholizismus" ist statistisch nachweisbar und die Sterbestatistik schweigt man tot — so hat man sich keiner Fälschung schuldig gemacht. Unwiderleglich ist bewiesen, daß die katholischen Gegenden die „fruchtbarsten" sind.

Ein Geheimer Regierungsrat und ordentlicher Professor der Nationalökonomie an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, getaufter Jude und kinderloser Ehemann, der allzugern den Lauf seiner Betätigung als Nachfolger eines von ihm innigst gehaßten „Kathedersozialisten" im homogenen Bayern beschließen möchte, macht die Theorie dazu: „Beim katholischen Bekenntnis: geschlechtliche Betätigung mit Fortpflanzungsabsicht, bewußt, im Sinne des göttlichen Gebotes, dem Menschen die Befugnis absprechend, Gott in den Arm zu fallen".

Die Presse, der Volksverein, die christlichen „Arbeiterführer", das Heer der unbezahlten Agitatoren im geistlichen Rock zitieren den großen und — er ist evangelisch getauft! — völlig objektiven Gelehrten als Autoritätsbeweis. In Arbeiter-, Jünglings-, Gesellen-, in Männer-, Frauen-, Studentenvereinen und Aktionskomitees, vom Wirtshauspodium und von der Kanzel herab wird es wieder einmal festgestellt: Wir brauchen die „katholische Religion" — soll heißen: das Zentrum — damit das deutsche Volk nicht unweigerlich und in kurzer Zeit ausstirbt oder, was noch schlimmer ist, lebendig zusammenbricht.

Aber die Bauern sind nicht so dumm, wie die schwarzen Herren gewiegt. Denn: die ländliche Geburtenziffer sinkt, sinkt unaufhaltsam.

PETER LOËV

DAS FROMME JAHRHUNDERT

In überwiegend reaktionären Epochen, in Zeiten also, wo nicht nur eine Partei, sondern das ganze Geschlecht von der Furcht befallen ist, es könne zu weit kommen mit der Welt, greifen alle voll Begier nach einem Faden von einem Beweis für das Recht des Bestehenden, noch mehr, des Gewesenen. Ein Schauspiel wie im Lohengrin tut sich auf, wenn der Retter und wonnigliche Mann eintrifft, der wieder einmal frische Waffen hat, um loszuziehen für die innere Anschauung gegen das Urteil, für den freien Willen gegen die Naturbedingtheit, für die Seele gegen die Entwicklung. Diesmal wird uns Gewißheit: die Grundlage ist gelegt für einen endgültigen Gottesglauben! Was in den Jahrhunderten der unbestrittenen Metaphysik die von Gott durchtränktesten Geister nicht gekonnt haben: Gott für immer unbezweifelbar machen, das zwingt ein nach Darwin gekommener Philosophieprofessor, und Darwin hilft ihm dabei. Daß er nach den Naturwissenschaften kommt, ist seine Überlegenheit über Thomas von Aquino und den heiligen Augustin. Bei ihm ist nicht die Rede von Spekulationen ins Blaue, davor sei Gott; sondern auf Grund der inzwischen gefundenen Naturtatsachen beweist er das Übernatürliche. Dazu hat er nichts weiter nötig, als die von ihren Findern mißverstandenen Naturtatsachen richtig zu werten ... Wobei freilich nicht gefragt werden darf, ob es erlaubt, ob es logisch und auch nur fair ist, zur Wiederaufrichtung des Glaubens Kenntnisse zu verwenden, die nie gewonnen wären, wenn man den Glauben zuvor nicht abgelegt hätte. Kritizismus ist eine Weltanschauung, und Gläubigkeit eine andere. Soll die Forschung voraussetzungslos sein, muß vor dem Forscher der Skeptiker da sein. Zuerst Voltaire, dann Darwin. Auch der Geist folgt seinem Instinkt, das bestreitet gerade Herr Bergson nicht. Es sind nicht die Instinkte des Glaubens, die unsere geistige Welt geschaffen haben: mit welchem Recht drängt der Glaube sich hinein und will sie usurpieren?

Auch wird es nicht geschehen. Mit dem Glauben an Gott ist es nicht anders als mit dem Glauben an einen Menschen: einmal erschüttert, läßt er sich nur noch von Frist zu Frist wieder befestigen, und die Fristen werden immer kürzer, die Stützen und Klammern immer künstlicher und unzulässiger, der Glaube wird immer ähnlicher der Lüge. Wenn ehemals

nur philosophierende Individuen und Schulen den Unglauben kannten, das 18. Jahrhundert, das den Atheismus auf ganze Länder und Gesellschaftsschichten ausbreitete, hat die Entscheidung gebracht über das Schicksal der Metaphysik in Europa. Ihre Geschichte seither besteht aus kurzen Sammlungen auf einer langen Flucht. Das 20. Jahrhundert nun bekennt in seiner ersten Hälfte — denn die zweite wird anders aussehen — den Ehrgeiz, eine Sammelstätte zu sein. Der gute Ton verlangt jetzt, daß man an Gott, oder doch nahezu an Gott glaubt, so wie er verlangt, daß man Monarchist ist. Dies verspricht viel Erbärmlichkeit für die nächsen dreißig Jahre, viel Versteckenspielen der Vernunft und geistige Verfälschung, Schwäche, die groß tut, Muskelkraft und in der Seele nur Schwäche ... Dann aber versinkt solch ein Geschlecht, versinkt tiefer in der Geschichte als eins, das Mut hatte und die Zukunft liebte. Die nach Übersinnlichem lüsternen Zeiten glauben an den Menschen nicht, das ist ihre abscheuliche Kehrseite — und haben daher für die Geschichte schon jetzt den Charakter von Zeiten zweiten Ranges. Der Geist ruht in ihnen sich aus, nur dazu sind sie da; und daß sie den menschlichen Fortschritt leugnen, erklärt sich, da es in ihnen selbst nur den Fortschritt gibt, der auf Maschinen und nach Kilometern stattfindet. Metaphysik und Materialismus haben sich noch immer verbündet, wenn es gegen Vernunft und Menschentum ging. Das Urteil der Nachwelt wird jedesmal härter sein, denn die Selbsttäuschung der Reaktionäre ist jedesmal unverzeihlicher. Die von 1920 werden tiefer verachtet werden als die von 1820 .... Nach ihnen aber geht es weiter mit dem Rückzug des Übersinnlichen, und immer seltener wird man ihn aufhalten wollen, Die Denker werden endlich aussterben, die Anatole France unmöglich macht mit dem bloßen Wort: in einer Sprache, entstanden aus dem Geschrei von Tieren, meinen sie das Absolute zu definieren. Wir werden bescheidener und stolzer sein und werden Wahrheit nur dort erstreben, wo die menschliche Vernunft gebietet: hier aber nur Wahrheit, hier aber nur Gerechtigkeit. Gerechtigkeit und Wahrheit sind die Ziele der irdischen Vernunft, und wir sollen hoffen, daß sie, nach noch so vielen Rückschlägen, einst erreicht werden durch die zunehmende Einsicht in unser Herz, durch Einfachheit und etwas wie eine intelligente Brüderlichkeit.

CANDIDE

KUNST

Die Vernunft scheint zu siegen. In der Finanzausschußsitzung des bayerischen Landtags vom 21. April traten fast alle Redner, der Zentrumsreferent Siben, der liberale Korreferent Dirr, der Kultusminister, der sozialdemokratische Redner Müller gegen den Unsinn des „von Professor Emanuel von Seidl freiwillig entworfenen Bauprojekts" auf, nach dem gegenüber dem Nationalmuseum eine staatliche Galerie für neuere Kunst — eine zweite neue Pinakothek — errichtet werden soll. Man mag über das von Braune geschaffene couragierte Provisorium in der neuen Pinakothek denken wie man will: es hat nun zum mindesten einen Vorteil gebracht. Nämlich: man darf nun wohl erwarten, daß die von der Regierung im außerordentlichen Budget für das Finanzjahr 1914 bis 1915 geforderten zweieinhalb Millionen nicht an den ursprünglich geplanten Neubau einer „Galerie für die staatlichen Sammlungen von Gemälden und Skulpturen neuerer Meister" gewendet werden. Die bestehende neue Pinakothek soll durch einen Umbau den veränderten Bedürfnissen angepaßt werden. Ausgezeichnet. Aber das kostet nun keine zweieinhalb Millionen. Das kostet bloß zweihunderttausend Mark — wenigstens einstweilen. Bleiben noch üppige zweieinviertel Millionen. Für die Hälfte des schönen Geldleins hat man bereits eine Verwendung gefunden. Herr von Knilling erbittet sich vom Finanzausschuß die Ermächtigung, „mit der Verwaltung des k. Hausfideikommißgutes" — zu dem das Haus der neuen Pinakothek und erhebliche Bilderbestände gehören — „wegen des Ankaufs des Pinakothekgebäudes für den Staat ins Benehmen zu treten". Es kann natürlich nicht brünstig genug gewünscht werden, daß die neue Pinakothek so sehr wie möglich aus der Hoftutel gelöst wird: daß zunächst einmal der Umbau der neuen Pinakothek, auf den es vorderhand ankommt, rein als staatliche Sache betrieben wird. Herr von Knilling verhandelt, und am 24. teilt er dem Finanzausschuß mit, daß die k. Hausfideikommißverwaltung das Pinakothekgebäude für — eine Million dem Staat überlassen will. Es gab Idealisten, die auf eine größere Geste der Dynastie rechneten. e nun — man täuscht sich. Der Finanzausschuß ist über die

Munifizenz begeistert — mit Ausnahme des Sozialdemokraten Auer. Der Minister erklärt, er sei zu der ausdrücklichen Erklärung ermächtigt, „daß die Zinsen aus der Kaufsumme weiterhin künstlerischen Zwecken zugeführt werden sollen", und die „Neuesten Nachrichten" versehen diese Erklärung mit einem ekstatisch bewundernden monarchisch-national-kunststädtischen Ausrufungszeichen. Der Minister versichert außerdem, „daß die Kaufsumme nicht etwa zur freien Disposition der Krone stehen werde, sondern dem Fideikommißgut einverleibt bleiben werde." Herr Pichler und Herr Dirr empfinden diese Zusicherung als eine innige Beruhigung. Einstimmige Annahme der Vorlage. Und der Rest der Summe? Es gibt einen dringenden Notstand im Münchener Kunstleben: das ethnographische Museum, das in den Zellen am Hofgarten schmählich gefangen gehalten wird, braucht einen Neubau. Einige Hunderttausend sind für diesen Neubau vorgesehen. Das ist nichts. Das ethnographische Museum enthält künstlerische Kostbarkeiten ohnegleichen. Sie müssen heute endlich auf anständige Art sichtbar gemacht werden: sie müssen so rasch wie möglich aus der Remise an den Arkaden heraus Wenn die Herren im Finanzausschuß und im Plenum dafür sorgen wollten, daß die Hunderttausend, die durch das Seidl-Projekt verschwendet worden wären, einem Neubau für das ethnographische Museum an der einzig möglichen Stelle, dem Nationalmuseum gegenüber, zugute kommen, würden sie sich den heißen Dank nicht nur der jüngeren Generationen verdienen. Noch einige Dinge. Es stimmt nicht, wenn Herr von Knilling behauptet, die Errichtung eines neuen Galeriebaus auf dem Platz um die schöne alte Pinakothek Klenzes erscheine nach den vorliegenden Ideenskizzen unmöglich. Es existiert ein sehr interessanter Entwurf von Adolf Hildebrand, der übrigens neben Theodor Fischer der einzige Architekt wäre, dem man den Umbau der neuen Pinakothek und kommende Erweiterungen der alten anvertrauen möchte. Der Himmel behüte uns hier vor allen Riemerschmiden und Seidln und anderen Münchener Originalitäten. Ferner: Die einzige wünschenswerte Form der Verpflanzung des graphischen Kabinetts blieb in der Debatte unberührt, nämlich die Verbindung mit der Bibliothek — eine Sache, die heute allerdings die größten Raumschwierigkeiten böte, auf die Dauer aber die

sachlichste und darum auch die am meisten ökonomische Lösung der Frage bedeutet. Auch vom architektonischen Ausbau des Königsplatzes — ich denke an eine Pergola — war nicht die Rede, wiewohl dieser Ausbau einer Anzahl kleinerer Sammlungen, zum Beispiel der Münzensammlung, klassische Unterkunft bieten könnte. Ganz abgesehen davon, daß der Platz an sich heute architektonisch nicht geschlossen ist.

Die Münchener Frühjahrs-Sezession am Königsplatz setzt die Tradition der Winterausstellung — nach abwärts — mit beelendender Folgerichtigkeit fort. So tief wie in diesem Frühjahr stand eine Münchener Sezessions-Ausstellung noch nie. Schwächlichkeiten von Epigonen einer Kunst, die vorgestern erregen mochte, und daneben mustergültig mißlungene Kompromisse mit dem Neuesten: neben dem endlich arrivierten k. Akademieprofessor Groeber, neben dem Süßholz des Kunstmalers Nißl, den Allerweltskünsten des auswahlreichen Phänomens Walter Klemm, den Sensationen der großen deutschen Impressionisten post festum Winternitz und Piepho und Burmester erscheint der harmlos verruchte Zukunftsakademiker der neuen Kunst — der sehr jugendliche Maestro Egon Schiele. Just auf ihn haben die seit zehn schönen Jahren identischen Herren der Jury reagiert, als sie sich mit der neuen Malerei vorsichtig verschwägerten — was beide Teile veranlassen sollte, sich gegenseitig auszustreichen. In der plastischen Abteilung geschäftig ausgefüllte Öde, in der graphischen Kuschel, Geiger, der angebliche Kakodämon und respektable Artist, Bauriedl, überhaupt eine Anzahl von Lokalredakteuren, dann ein bißchen Froufrou und ein bißchen Unterperspektive auf nackte Oberschenkelchen von Kainer, dem bekannten geistreichen deutschen Nachfolger der Franzosen Degas und Toulouse-Lautrec. Im Angesicht dieser denkwürdigen Ausstellung versichert uns der unvermeidliche Oberkritiker der unvermeidlichen „Neuesten Nachrichten", daß „im Grund die Frühjahrsausstellung der Sezession nicht nur die frischeste und interessanteste, sondern auch die wichtigste von den Münchener Ausstellungen des Jahres ist". In welchem Grunde, Herr Baron? Wir werden versichert, daß in den Frühjahrs-Sezessionen „jede Kühnheit gewagt werden konnte, wenn sie nur künstlerisch war", und daß „die Werdenden hier allen Sturm und Drang austoben konnten". O Sturm! O Drang! O Toben! O Ostini

Die erste Ausstellung der Berliner freien Sezession bringt kaum eine Überraschung. Ich gebe Tatsachen und unmaßgebliche Eindrücke nach dem illustrierten Katalog. Man findet die bekannten Namen und wohl auch das bekannte qualifizierte Niveau der Leistung. Von den Expressionisten beteiligen sich mit anderen Heckel, Kirchner, Macke, Meidner, Oppenheimer, Schmidt-Rottluff, Seewald, Stein. Von den Alten erscheint Trübner mit einem sicher wundervollen Bildnis seines Knaben in Barockrüstung. Ein gräßlich manierierter Hodler — alle neueren Hodlers sind mehr oder minder in billiger Schwurekstase — versichert die staunende Menschheit seiner ungewöhnlichen Bedeutung. Es ist auch ein Blumenstilleben Cézannes — aus der Sammlung Stern — ausgestellt. Die metaphysische Fülle dieses Malers macht einen über die öden Strapazen des ausgehöhlten Schweizers lachen.

Die Galerie Flechtheim in Düsseldorf zeigt eine — nach dem illustrierten Katalog zu schließen — prachtvolle Kollektion chinesischer Gemälde aus der Sammlung der Frau Olga Julia Wegener in Berlin und eine fünfundzwanzig Arbeiten umfassende Kollektion von Bildern des feinen französischen Neoimpressionisten Maximilien Luce. Beide Ausstellungen dauern bis in den Mai hinein.

Die Galerie Arnold in Dresden organisierte für April und Mai eine große Ausstellung von Werken französischer Meister des vergangenen Jahrhunderts. Die Ausstellung umfaßt zehn Cézannes, fünf Corots, elf Courbets, acht Daumiers, fünf Bilder des Degas, sechs des Delacroix, drei Gauguins, drei Géricaults, acht van Goghs, dreizehn Manets, sieben Monets, zwölf Pissarros, elf Renoirs und sieben Sisleys. Neben diesen Ölbildern, unter denen sich klassische Leistungen der Meister finden, sind graphische Dinge ausgestellt: Aquarelle von Cézanne, Zeichnungen von Delacroix, von Guys und von Manet. Die Liste zeigt bereits an, daß es sich hier um ein wichtiges Ereignis handelt.

Die Münchener Monatsausstellungen brachten in der letzten Zeit nichts sehr Wesentliches. Die Bilder Gotthard Kuehls, der bei Thannhauser eine große Kollektion ausstellte, sind neben Liebermann und Slevogt und Uhde durchaus Kunst zweiter Güte: man merkt das Abgeleitete, Methodisch-Kleine, Engbrüstige, das sehr Emsige (fast hätte

ich gesagt Sächsische). Die Kalckreuth-Ausstellung bei Caspari zeigte eine ganz blasse Malerei: eine Malerei gewiß mit Innigkeit — aber Innigkeit ist kein Ersatz für eine fehlende Vitalität, ein blutarmer Eklektizismus kein Ersatz für den mangelnden Ausdruck. Man sah allerdings nicht den ganzen Kalckreuth, der immerhin mehr ist.

Bei Goltz sah man neue Arbeiten des Pragers Kars, der sicher zu den wesentlicheren Begabungen unter den Jungen gehört, sehr viel Geschmack und sehr viel Leichtigkeit des Ausdrucks besitzt — sich allerdings seinem nicht allzukostspieligen und auch sicher nicht vollkommen originellen Stilgedanken verblüffend hemmungslos assimiliert. Aber gewiß ist Kars mehr als Ascher, der gleichzeitig ausstellte, und zehnmal mehr als der unerträgliche Zoir, aus dem der Salon Goltz eine sehr bedauerliche Spezialität macht.

Bei Dietzel findet man gegenwärtig eine Anzahl von schönen Arbeiten Kislings, der zwar schwerlich eine entscheidende Kraft bedeutet, aber zu den achtbarsten Verkörperungen der überpersönlichen Stiltendenzen gehört, die unsere Zeit erfüllen. Vielleicht zwingt die Entwicklung des jungen Künstlers eines Tages zu anderer, stärkerer oder schwächerer Einschätzung; jedenfalls verdient er das Interesse, das ihm von Tag zu Tag näher zuwächst.

Es lohnt sich, von Zeit zu Zeit das Haus Brakl aufzusuchen. Gegenwärtig ist dort eine auserlesene Kollektion von Arbeiten Püttners. Der Fall Püttner — ein Kapitel aus der Kläglichkeit der Münchener Kritik. Hier wäre nun ein Maler, der aus örtlichen Überlieferungen hervorwuchs und sich in Eigenem festigte. Er ist eine der formalsten, das heißt der künstlerischsten Kräfte, die München aus sich überhaupt je erlebt hat. Die Kritik bot ihm im besten Fall konventionelle Anerkennung. Das war alles. Ich wünsche seiner Ausstellung viele und eifrige Besucher, die einsehen, daß es sich hier nicht um irgend etwas handelt, sondern um das neben der Malerei Feldbauers Beste, was in den letzten Jahren aus dem alten Boden Münchens ohne Einflüsse von den Grenzen her überhaupt aufgewachsen ist. Was sonst bei Brakl zu sehen ist, regt nicht angenehm auf. Die immer gräßlicheren Tapeten Strathmanns verlohnen kein Interesse mehr. Daß Eßwein einem der billigsten Stili-

sierer, dem Karlsruher Leopold Durm, in einem Katalogvorwort und in der „Münchener Post“ ein stattliches Quantum Anerkennung widmet, läßt sich kaum begreifen. Von Interesse ist bei Brakl ein Haremsbild von Lothar Bechstein und das, was von Weisgerber dort hängt: eine Hofansicht, die von seinem Atelier aus gesehen ist, und ein sehr gelungenes älteres Selbstbildnis. Im übrigen, viel Mittelmäßiges und leider auch viel glatt Wertloses um die guten Sachen herum. Eine ganz schlimme Spezialität des Hauses Brakl ist der Maler Kalman, ein magyarischer Routinier der peinlichsten Art.

Einiges aus den Zeitschriften. Im Aprilheft der Kochschen „Deutschen Kunst und Dekoration“ steht ein farbig und schwarzweiß sehr gut illustrierter Aufsatz von Paul Fechter über Max Pechstein: einer der feinsten Essays, die bisher überhaupt über einen der Neuen geschrieben wurden — eine ausgezeichnete Würdigung der schönen Besonderheit Pechsteins und zugleich eine bemerkenswerte Einführung in die allgemeinen Probleme der neuen Malerei. Im Aprilheft der Bruckmannschen „Kunst“ steht ein gut informierender und kritisch intelligenter Aufsatz von Rohé über die Neuorganisation der neuen Pinakothek. Im Aprilheft des „Cicerone“ schreibt Paul Ferdinand Schmidt interessant über die Galerie Flechtheim. In der „Kritischen Rundschau“ erwidert Hans Sauermann sehr wacker auf die albernen Sentimentalitäten, die der getreue Eckart Karl Vinnen protestlerischen Angedenkens in den „Neuesten“ in sehr schlechtem Deutsch und in biederem Verein mit dem kritischen Senator Ostini wegen der rührenden Heimatlosigkeit der sehr alten Sezession verzapft hat. Für die, denen es mitten in dem ästhetischen Nationalliberalismus Münchens um die neue Kunst und überhaupt um weitere Horizonte zu tun ist, möchte ich auf die Pariser Revue «Montjoie» hinweisen, die trotz ihres à la Marinetti geschmacklos lauten Untertitels «Organe de l'impérialisme artistique français» ihren informativen Wert besitzt — gerade gegenüber jämmerlichen Provinzialismen der Münchener Kunstkritik weiter auf die Revue „Les Soirées de Paris“, die im Illustrationsmaterial sachlich und reproduktionstechnisch besser ist. „L'Art décoratif“ vom Januar 1914 ist ganz dem letzten Pariser Herbstsalon gewidmet.

Am 2. März war im Hotel Drouot die Versteigerung der Gemäldesammlung eines kultivierten Spielerklubs, der Peau de l'ours. Der Violoncellist Gauguins ging um 4500 Fr. weg. Matisse erzielte Preise bis zu 5000 Fr., Picassos Bateleurs wurden für 13000 Fr. verkauft. Es existiert ein schöner Katalog der Sammlung, der für die Geschichte der jüngsten französischen Malerei Wert besitzt.

Ein Satyrspiel zum Schluß: die getreue Stadt Nürnberg, die sich bisher nur durch Lebkuchen und durch ein germanisches Museum auszeichnete, das die Preisaufgabe gelöst hat, wie man mit unübersehbaren Schätzen ersten Ranges den sicheren Eindruck eines archivalisch-kunsthistorischen Provinzmuseums dritter Güte erweckt — diese treffliche Stadt hat ihren Kunststreit. Und zwar geht es um die moderne Kunst. Scheffler hatte in „Kunst und Künstler" auf den lächerlichen Zustand der „Gemäldegalerie" am Königstor und die Beckmessereien des von einem Herrn Fritz Traugott Schulz, Dr. phil., verfaßten Katalogs hingewiesen — der auch in memoriam Bouvard et Pécuchet geschrieben sein könnte. Die sozialdemokratische „Fränkische Tagespost" griff die Kritik Schefflers auf — und nun handelt es sich in einer Preßkampagne, in der die zünftigsten Nürnbergereien zum Vorschein kamen, darum, wie man endlich auch in Nürnberg zu einer anständigen Galerie kommt, was in Nürnberg genau so möglich sein muß, wie es in den rheinischen Städten möglich war. Eine von der Nürnberger Zeitung in Broschürenform veröffentlichte Reihe von Gutachten gibt das Material. Die Sache ist im Fluß. Tradition erdrückte die Gegenwart — ohne daß diese Tradition lebte. Vielleicht wird hier aber rascher, als die sicheren Männer in München denken, Historisches lebendig und Lebendiges zu eigener Form. Es ist eine Frage der Organisation und des Reichtums — wie alles.

WILHELM HAUSENSTEIN

DAS ATELIER CÉZANNES

Im *Mercure de France* (CVIII, 402) gibt Ambroise Vollard, der am 1. Mai eine illustrierte Biographie Paul Cézannes veröffentlichen wird, einen aufschlußreichen Aufsatz über: Das Atelier Cézannes.

. . .» Cézanne bekundete mir bei allen Gelegenheiten ein solches Wohlwollen, das ich eines Tages ihn zu bitten wagte, mich zu porträtieren. Freundlichst willigte er ein und bestellte mich auf den nächsten Tag in sein Atelier, Rue Hégésippe-Moreau. Beim Eintreten sah ich in der Mitte des Ateliers einen Stuhl, der auf einer Kiste stand, die ihrerseits mittels vierer dünner Stützen erhöht war. Ich betrachtete diese Vorrichtung mit einiger Unruhe. Cézanne fing meinen Blick auf und erriet meine Besorgnis. «Ich selbst habe den Stuhl zur Sitzung hergerichtet», sagte er. «O, Herr Vollard, Sie kommen keineswegs in Gefahr herunterzufallen, wenn Sie nur das Gleichgewicht bewahren. Übrigens, wenn man zum Malen sitzt, tut mans nicht, um sich zu rühren!» — Wie ich dann saß (mit welchen Vorsichtsmaßregeln ich Platz genommen hatte!), hütete ich mich schön, eine jener sog. verkehrten Bewegungen zu machen; vielmehr blieb ich regungslos sitzen; aber gerade dieses Stillsitzen erzeugte am Ende eine Schläfrigkeit, gegen die ich eine hübsche Weile siegreich ankämpfte, bis endlich mein Kopf auf die Schulter sank, ich das Buwußtsein von der Außenwelt verlor, womit zugleich das Gleichgewicht aufhörte zu existieren, und Stuhl, Kiste und ich selbst, kurz alles am Boden lag. Cézanne stürzte sich auf mich und rief: «Unglücklicher, Sie verlassen die Stellung ja! Ich sage Ihnen: Sie müssen still halten wie ein Apfel! Rührt der sich etwa?» Von diesem Tage an trank ich, ehe ich die Stellung einnahm, ein großes Glas schwarzen Kaffee; überdies bewachte mich Cézanne, und wenn er mir Anzeichen von Ermüdung anmerkte, welche als Vorboten des baldigen Einschlafens gelten durften, hatte er eine Art mich anzusehen, daß ich sogleich die Haltung brav wieder annahm — wie ein Engel, was sage ich: wie ein Apfel . . .»

Dann lernen wir aus dem Aufsatz des Künstlers nervöse Furcht vor Geräuschen kennen, worunter ihm das Hundegebell besonders verhaßt ist,

und, so gern er Frauenakte im Freien gemalt hätte, seine unüberwindbare Schüchternheit gegenüber Frauen, selbst bekeideten: so malte er eine alte häßliche Dienerin, verließ sich aber nach einer Skizze auf sein Gedächtnis... Auch in Cézannes Malweise bekommen wir Einblicke: er malte mit sehr geschmeidigen Pinseln, die er nach jedem Strich reinigte, in Terpentin oder an seinem Auzug. Am wenigsten aber ertrug er, daß man ihm beim Malen zuschaute. Oft gab es Zornausbrüche, und Herr Vollard mußte stets befürchten, daß sein Bildnis mit dem Messer zerschlitzt oder in den Ofen gesteckt würde. Da durfte Cézanne sich natürlich nicht wundern, daß es schließlich an geduldigen Modellen fehlte, nachdem er sich selbst, seine Frau und gute Freunde oft gemalt hatte. Nun malte er Äpfel... Da aber auch diese «faul» wurden, mußten endlich Papierblumen herhalten. Daran malte er dann am liebsten bei lichtgrauem Himmel, bis ihn irgend eine wirkliche oder eingebildete Kleinigkeit, etwa das Fehlen eines gewissen Teppichs im Zimmer, aus dem Konzept brachte. Dann war es mit aller Arbeit vorbei.

So gab denn Cézanne auch Herrn Vollards Bild, ohne die Hände fertig zu malen, nach... 115 Sitzungen von je etwa 3½ Morgenstunden auf.. Nie aber kam ihm der Gedanke, er könne nicht fertig werden: er hatte von sich und seiner Kunst eine außerordentliche Meinung, war überzeugt, eines Tages würde er offiziell ausstellen und dann werde es seinen Besuchern wie Schuppen von den Augen fallen... Oft nahm er früher bogonnene Arbeiten nach Jahren wieder vor, und dabei war ihm „Ruhe zum Nachdenken" nötiger, als die unveränderte Gestalt des Modells, denn «nach der Natur malen, heißt nicht, das Objekt kopieren, sondern nur, seine Gefühle realisieren."

WERNER KLETTE

BÜCHER, DIE DAS FORUM EMPFIEHLT

Dem siebzigjährigen Rosegger wurden Hymnen gesungen; ja, man wollte ihm den Nobel-Preis erkämpfen. Der einzige europäische Dichter, der diese bereits arg kompromittierte Prämie nach Strindbergs Tod verdiente, wurde im April siebzig Jahre alt, und was lasen wir? Ein paar mehr oder weniger gescheite, zuweilen auch skeptische Aufsätze hie und da. Wir haben ja unseren Otto Ernst. Als der fünfzig wurde, da putzte Herr Schlenther die Feder. Beim siebzigjährigen France schweigt er bescheiden.

Erinnert sei hier an die von Paul Wiegler feinfühlig übersetzten, bei Piper erschienenen Bücher

Frances: „*Die Bratküche zur Königin Pedauque*" und „*Die Insel der Pinguine*". Derselbe Verlag brachte bereits früher „Thais", „Auf dem weißen Felsen" und „Clio, Historische Miniaturen" heraus.

Strindbergs „*Märchenspiele*". „*Nach Damaskus*" sind die letzterschienenen Bände der Gesamtausgabe. (Verlag von Georg Müller).

Georg Kaiser: *Die Bürger von Calais*. J. Fischer, Verlag.

Walter Friedländer: *Nicolas Poussin*. Piper u. Co.

Max Raphael: *Von Monet zu Picasso*. Grundzüge einer Ästhetik und Entwicklung der modernen Malerei. Delphin-Verlag.

Theodor Reik: *Artur Schnitzler als Psycholog*. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.

Chinesische Abende. Novellen und Geschichten. Übertragen von Leo Greiner und Tsou Ping Shou. Erich Reiß, Verlag, Berlin.

Fritz v. Unruh: *Louis Ferdinand, Prinz von Preußen*. Ein Drama. Erich Reiß, Verlag, Berlin.

CURIOSITÄTEN

Münchner N. N., 18. März 1914:

Liebes, nettes
Mädchen
wünscht sich mit reichem alten Herrn baldigst zu verheiraten, um ihm liebes Sonnenscheinchen zu sein. Briefe unter G. 89603 an die Expedition.

Münchner N. N., 17. März 1914:

Monopol für Bayern:
„Doch meine Liebe wird nicht sterben"
Vornehmes Salon-Drama in 4 Akten

Münchner N. N., 24. März 1914:

Hungerkünstler
Otto Puhl
für eine 14—17tägige öffentl. Hungerkur frei! Während der Hungerkur täglich 3 Stunden Rezitation Meindlstraße 4/II, 2. Aufg.

Münchner N. N., 18. März 1914:

Ich, junge, aparte
Künstlerin, möchte noch alle meine künstlerischen Talente verwerten, um auf eine selten erfolgreiche Höhe zu kommen. Würde mir eine, nur ganz vornehme Persönlichkeit, die dazu nötigen Mittel vorstrecken? Off. unt. M.A. 9391 an Rudolf Mosse, München.

Neue freie Presse, 30. Nov. 1913:

Gedankenaustausch
über Menschtum, höheres Sein und Lebensfragen mit gereifter gebildeter Dame von seelischer Distinktion und Herzenstiefe, nur aus der Ostrauer Gegend, erwünscht. Gegenseitige Diskretion verbürgt. Gefl. Briefe unter „Wenn wir Toten erwachen" an das Ank.-Bureau dieses Blattes.

M. N. N., Sonntag, 15. Februar 1914:

LECKER!
liegt am Ponem, weinet blutige Tränen, bedauert das schreckliche Unglück! Mein herzensguter Mann, kehre zurück: laß mich nicht länger leiden, bin für immer geheilt; das ganze Vermögen gehört nur Dein, verstehe, was ich meine, ehe es zu spät ist. Gib wenigstens Lebenszeichen. R.

NOTIZEN

In Dresden ist ein alter Herr mit Behörden in Konflikt gekommen. Er fühlt sich durch Gerichtsurteile geschädigt und hat seiner Meinung darüber ungeschminkten Ausdruck verliehen. Ob mit Recht oder Unrecht — das bleibe dahingestellt. Jedenfalls hatte die Sache für ihn den Ausgang, daß er für verrückt erklärt wurde. In dem Gutachten des Gerichtsarztes findet sich der folgende Absatz, der hier wiedergegeben sei: „Nunmehr befragt der Sachverständige den Mandanten über die Drucksache vom 1. Juni 1910 und den in ihr enthaltenen Abdruck eines Briefes an Bebel. Mandant erklärt, er lehne darüber Auskunft ab, ob er einen Brief an Bebel geschrieben habe. Der Sachverständige bemerkt hierzu: Wenn Mandant sich tatsächlich in Sachen der Veröffentlichung einer Broschüre über die ihm seitens der Behörden angetanen Unrechtmäßigkeiten ausgerechnet an Bebel gewandt habe, so stehe diese Handlung im grellen Widerspruch zu seiner Eigenschaft als ehemaliger Königlich Preußischer Beamter, Rittmeister der Kavallerie der Landwehr und zweifacher Kriegsveteran und mit seiner Neigung, mit berechtigtem Stolz auf diese seine Verdienste hinzuweisen. Auch hier müsse man den Ausdruck seiner krankhaften Art finden, so daß auch dieser Vorgang eine weitere Stütze des Gutachtens sei." Und dieses Gutachten hat ein Königlich Preußisches Schöffengericht seinem Urteil auf Entmündigung zugrunde gelegt.

EIN BRIEF AUS MARSEILLE

Sehr geehrter Herr Herzog, in Deutschland, wo alles „wurscht" ist, hat man wohl noch nicht bemerkt, daß unsere, noch kürzlich so drohenden Beziehungen zu Rußland in der Welt eine ungeheure Aufregung bewirkt haben. Die meisten Franzosen glauben jetzt mehr als je an die deutsche Absicht eines „Präventiv-Krieges", und wie sollten sie nicht, da sogar liberale Zeitungen zweideutige Artikel gebracht haben.

Unter solchen Verhältnissen nun sehe ich heute im Depeschensaal einer hiesigen Zeitung die Leute vor dem folgenden Berliner Telegramm stehen: Avant un auditoire extrément nombreux et enthousiaste le docteur Walter Bloem a fait l'apologie de la guerre dont la mission, a-t-il dit, est de développer dans l'humanité les plus hautes vertus morales. — Die letzten Worte waren schon falsch und abscheulich, als Moltke sie schrieb. Wenn aber ein Herr W. B. sie gebraucht, sollte man ihm öffentlich bedeuten, daß er höchstens noch im Dienste des Generals Keim, aber niemals mehr im Namen der Literatur reden darf.

HERR GEHEIMRAT GEIGER ÜBER WEDEKIND

In einem sehr pompösen, dreibändigen Werk, das sich „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II." betitelt, und an dem neben dem Fürsten Bülow mitgearbeitet haben: der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr v. Rheinhaben, der Präsident des Abgeordnetenhauses, Graf v. Schwerin-Löwitz und Professor Adolf Wagner, — in diesem Werk also steht auch allerhand über die deutsche Literatur der letzten fünfundzwanzig Jahre. Was der Geheime Regierungsrat Dr. Ludwig Geiger, Professor an der Universität Berlin, über Wedekind äußert, kann Freunde eines stillen Humors interessieren: „Der Dramatiker, der jetzt vielleicht am meisten von sich reden macht, ist Frank Wedekind. Über seine schauspielerischen Ambitionen kann man füglich schweigen, da diese Übersicht die eigentliche Schauspielkunst nur zu streifen hat. Aber von seinen Theaterstücken muß die Rede sein. Gewiß besitzt er außerordentlich viel Geist, Humor und Ironie und einen ausgeprägten Sinn für starke Bühnenwirkungen; aber was er damit schafft, wird häufig verdorben durch krasse Willkür, gewollte Absonderlichkeit und ein schleuderhaftes Hinwerfen von Einfällen. Er darf wahrlich nicht als Motto für seine Leistungen das Wort wählen, das er einmal einen Künstler — zufällig im Ernst — sprechen läßt: „Man kann nicht mehr tun, als es mit der Kunst so gewissenhaft wie möglich zu nehmen."

„Der Kammersänger", den der Verfasser selbst einmal, nicht ganz mit Recht, als kraft- und saftlose Posse bezeichnet, ist eine Folge von Szenen,

in denen die Gewalt, die ein Künstler durch seine Leidenschaftlichkeit und Intelligenz auf Männer und Frauen ausübt, charakteristisch, wenn auch ziemlich roh, dargestellt wird. Das schon mehrfach erwähnte Stück „Frühlingserwachen" ist eine aufregende, scharf beobachtete, freilich mit zahllosen Willkürlichkeiten und Roheiten verbrämte, durch mannigfache Widerlichkeiten abschreckende Zeichnung des Erwachens des erotischen Triebes. Was aber seine Hauptstücke betrifft, so muß der Kritiker ehrlich bekennen — selbst wenn er von dem Autor als „der normale Leser", d. h. als ein erbärmlicher, die Größe der neuen Richtung nicht begreifender Philister verdammt wird —, daß er diese Stücke einfach nicht begreift und kaum verstehen kann, daß ein Dichter von Sinn und Geschmack neun Jahre, von 1892—1901, daran zugebracht hat. Es sind die Tragödien „Erdgeist" und „Die Büchse der Pandora". Gewiß kann es auch ein poetischer Vorwurf sein, die Geschichte einer Dirne zu schreiben, ohne daß sie schließlich mit dem Mantel der Heiligkeit bedeckt wird oder durch Bußfertigkeit sich aus dem Pfuhl der Gemeinheit zu befreien sucht. Verbrechertragödien, selbst wenn die Übeltäter in ihrer Verstocktheit verharren und in ihrer Sünden Maienblüte dahingerafft werden, können den gewaltigsten Eindruck auf Leser und Zuschauer machen, auf Menschen von Gefühl und Empfindung, auf Leute von Sinn und Geschmack. Wenn der Autor gegen diese polemisiert und eine seiner Personen, unter denen er sich selbst zu begreifen scheint, sagen läßt: „Um wieder auf die Fährte einer großen gewaltigen Kunst zu gelangen, müßten wir uns möglichst viel unter Menschen bewegen, die nie in ihrem Leben ein Buch gelesen haben, denen die einfachsten animalischen Instinkte bei ihren Handlungen maßgebend sind", so ist dies vielleicht eine Rechtfertigung seines Planes, aber eine ebenso geschmacklose wie unzutreffende. Diese Geschichte einer Buhlerin, die als Kind schon mit allen Makeln behaftet, vermöge ihrer Schönheit und Grazie bei den Männern ein solches Entzücken hervorruft, daß sie hintereinander drei Ehen schließt: mit einem Medizinalrat, der, da er sie auf Untreue ertappt, vom Schlage getroffen wird, mit einem Maler, der, da er ihr Gebaren nicht mehr mit ansehen kann, sich erschießt, und mit einem Schriftsteller, der sie lanciert hat, und den sie schließlich selbst nieder-

knallt; wie sie dann, nachdem sie aus dem Gefängnis entflohen, in anrüchiger Gesellschaft lebt, zuerst mit einem Artisten zusammenhaust, dann mit einem Theaterdirektor, dem Sohn des von der Buhlerin ermordeten Schriftstellers, die endlich im schrecklichsten Elend sich allerlei Gesindel von der Straße aus in ihre Spelunke holt (auch das wird im einzelnen beschrieben), bis sie schließlich von einem dieser Rohlinge ermordet wird, — diese widerwärtige, verbuhlte, gefühllose Dirne löst in der Seele des Lesers und gewiß auch des Beschauers kein Grauen aus, kein tragisches Entsetzen, sondern nur Widerwillen und Ekel. Widerwärtige nicht bloß jeder Moral, sondern jedem künstlerischen Geschmack hohnsprechenden Szenen sind wirr aneinandergehäuft: geile Männer und Frauen, perverse Dirnen, Abenteurer und Mädchenhändler kommen auf die Szene; die Sprache einzelner Personen, namentlich die des Artisten und die des Alten, der als Vater der Heldin das Buch durchzieht, aber dies schwerlich ist, wenn er nicht etwa mit seiner Tochter in unnatürlichem Verhältnisse steht, ist so gassenmäßig und bordellartig, daß man nicht bloß etwa im Namen der Moral und des Anstandes, sondern im Namen echter dramatischer Kunst gegen solche angeblich theatralischen Produkte entschiedene Verwahrung einlegen muß. Den Gipfel ersteigt er jedenfalls in dem sogenannten Mysterium „Franziska". Was dieser tolle Spuk mit Satiren auf das Versicherungswesen, auf Politik, Literatur, Frauenemanzipation und Herrenmoral bedeuten soll, verstehe ich absolut nicht. Perversitäten aller Art, Geistererscheinungen usw. machen das Stück weder verständlicher, noch anmutiger. Es bleibt unbegreiflich, daß sich ein Theater zur Aufführung eines solch völlig undramatischen und kraftlosen Machwerks herbeiläßt." Darf man gegen einen preußischen geheimen Regierungsrat einen Einwand erheben? Gegen einen so feinen Stilisten und Erkenner? Kaum. Nur ein Wort: dieser vom Staate hochgeehrte Mann hält sicherlich seit dreißig Jahren Vorlesungen über Stilkritik und deutsche Literatur und wird dafür, daß er die Dichter der deutschen Jugend erkläre, von der wichtigsten Universität des Reiches honoriert.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München

DAS FORUM

1. Jahrgang — Juni 1914 — Heft 3

TAGEBUCH

VON WILHELM HERZOG

RUSSISCHE GEFÄNGNISSE — EUROPAS SCHANDE

I.

Im Laufe von fünf Jahren, von 1906—1910, wurden in Rußland wegen politischer Vergehen aller Art 37620 Menschen gerichtlich verurteilt, das heißt 7524 jährlich, 627 monatlich, 20 täglich. In demselben Zeitraum wurden mehr als 8100 Menschen zum Tode verurteilt, darunter 5735 wegen politischer Verbrechen; hingerichtet wurden 4306, davon 3741 wegen politischer Verbrechen.

Den ungeheuerlichen Gegensatz zwischen dieser Periode und der vorangehenden drücken die folgenden Zahlen aus: innerhalb achtzig Jahre, von 1825—1905, wurden 1008 Todesurteile gefällt, darunter 623 wegen politischer Verbrechen. Hinrichtungen: 525. Es wurden also in den fünf Jahren (1906—1910) mehr als siebenmal so viel Menschen hingerichtet als in den vorangegangenen achtzig Jahren. In den von der Statistik aufgenommenen letzten vier Jahren, von 1908—1911, wurden wegen politischer Verbrechen 4489 Menschen zum Tode verurteilt, davon 1552 hingerichtet.

Und keine Macht der Erde wird diesem Triumph des Henkers ein Ziel setzen. Verflucht sei das Wort: „Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden!"

Wenn die Steine in den Zuchthäusern zu Orel, Moskau, Tobolsk, Nertschinsk, Kutomar, Algatschi fähig wären zu reden, sie sprächen dennoch kein Wort, sie erhöben sich, bildeten einen Wall, mar-

schierten gegen die Residenz des Zaren, gegen den Sitz der Regierung, fielen über die Machthaber her und zerquetschten sie.

Da aber das Bibelwort kaum einen Trost, nur eine fragwürdige Verheißung spendet und da von keinem Kulturstaat Hilfe zu erwarten ist, so müssen wir — trotz der Aussichtslosigkeit, je mit unsern schwachen Stimmen eine Änderung zu erreichen — reden, und wir wollen uns weder um die überlegenen Mienen derer kümmern, die sich gerne Realpolitiker nennen lassen, noch um jene abgeklärten Geister, deren Leidenschaft sich aufbraucht in egoistischer Pflege ihres kleinen persönlichen Lebens oder bestenfalls in einem durch seine Mattheit abgeschmackten Bedauern für diese russischen Greuel.

II.

Dem vor einem halben Jahre verstorbenen Francis de Pressensé, einem sehr gütigen Menschen, ist der erste Ruf für die Unglücklichen zu danken. In jener berühmt gewordenen Rede, die er im Februar 1913 in Paris hielt, fragt er: „Was ist nun der Zweck dieser Strafpolitik? Ein doppelter: Zunächst — Rache; man will diejenigen, die man als seine Feinde betrachtet, so grausam wie möglich leiden lassen, und so liefert man sie der Willkür der entmenschten, aus den rohesten, barbarischsten Volksschichten stammenden Henkersknechte aus. Aber man erstrebt noch ein Weiteres: man will den inneren Halt, die Tatkraft, den Willen der Sträflinge zerbrechen, sie in ihren eigenen Augen entwürdigen, sie unfähig machen, jemals wieder den Kampf aufzunehmen".

Ich kann hier nur flüchtige Auszüge aus Pressensés denkwürdiger Rede geben; er zitiert eine amtliche Enquete, deren Material in seinen Händen war. Diese Statistik, sagt Pressensé, steht ohne Beispiel da in der menschlichen Geschichte, sie bezieht sich auf die Prügelstrafe gegen die Katorga-Gefangenen und ist in einem nahe bei Petersburg gelegenen Gefängnis veranstaltet, das sich durch keine besondere Mißwirtschaft vor andern auszeichnet. Sie erstreckt sich auf zwei Jahre: Juni 1909 bis Juni 1911. Die Zahl

der in dieser Zeit körperlich Gezüchtigten betrug in dem einen Gefängnis 88, die Zahl der Hiebe, die sie in dieser Zeit erhalten hatten, 4200. Welches sind nun die Gründe, aus denen diese teilweise hochkultivierten Menschen einer solchen Strafe unterworfen wurden? Am zahlreichsten ist die Kategorie derjenigen, die, anstatt den Gruß des Direktors mit der unterwürfigen Formel, die den gemeinen Verbrechern vorgeschrieben ist, zu erwidern, sich mit den Worten begnügt haben: „Guten Tag, Herr Direktor!"

In den russischen Kerkern befinden sich gegenwärtig etwa 220 000 Menschen.

Im Jahre 1898	waren es	77 000
„ „ 1899	„ „	84 000
„ „ 1906 (nach der Revolution)	„ „	111 000
„ „ 1907	„ „	138 000
„ „ 1908	„ „	171 000
„ „ 1909	„ „	173 000
„ „ 1910	„ „	175 000

Man braucht nicht anzudeuten, wie niederdrückend das Zusammengepreßtsein mit gemeinen Verbrechern, die oft zu den brutalsten gehören, auf die politischen Gefangenen moralisch wirkt.

„Und körperlich. Da gibt es Schwindsüchtige in allen Stadien, die sich zuweilen ihres Zustandes selbst nicht bewußt sind und teilweise ihn verbergen wollen, um die Gesellschaft ihrer Freunde nicht mit dem Lazarett vertauschen zu müssen. Und so wüten in diesen erlesenen Orten, wie es die Gefängnisse in Rußland sind, eine ganze Reihe von Krankheiten: Skorbut, Ruhr, manchmal Cholera und besonders Tuberkulose, die sich rasch verbreitet, und unter diesen unglaublichen Verhältnissen, die jeder Hygiene spotten, immer neue Opfer fordert. Es gibt auch Gefängnisse, wo die Syphilis endemisch ist, z. B. das Butyrki-Gefängnis in Moskau, wo man dennoch nicht die geringste Vorsicht beim Waschen der Kleider, bei der Verteilung der Wäsche und bei den Bädern beobachtet.

Manchmal verbreitet sich auch die Syphilis durch die Art des Schlafens. Nach der Vorschrift muß jeder Gefangene über eine besondere Bettstelle und besonderes Bettzeug, wie Laken, Kissen und eine Decke verfügen; aber es gibt Gefängnisse, wo jeder Gefangene nicht einmal sein eigenes Bett hat. In Sibirien, in Serentui z. B., müssen die Gefangenen auf Tischen und Holzpritschen liegen, oder auch in zwei Ablösungen abwechselnd jede Nacht in denselben Betten schlafen, die einen von 7 Uhr abends bis 2 Uhr nachts, die anderen von 2 Uhr nachts bis 7 Uhr morgens, und zwar auf derselben Bettwäsche!.... Unter diesen Umständen ist selbstverständlich von Hygiene keine Rede: so kommt es, daß Epidemien die russischen Gefängnisse dezimieren und manchmal 60 und sogar 70 Prozent der Gefangenen erfassen."

Man lese die von politischen Gefangenen herrührenden Briefe, die als Anhang der Rede Pressensés angefügt sind. Sie geben einen winzigen Bruchteil der Qualen wieder, die Menschen von hoher Intelligenz in den Zuchthäusern des Zaren ertragen müssen. Der Selbstmord ist den meisten die einzige Rettung aus diesem Labyrinth der Grausamkeiten und des Schreckens.

III.

Seien wir jedoch gerecht: selbst das träge Herz des kultivierten Bürgers beginnt ein bißchen schneller zu zucken, wenn er Zahlen und Belege über die in Rußland vollzogenen Gewalttaten zu hören bekommt, wenn ihm in einer Versammlung, in die er gegangen ist, weil ein berühmter Schriftsteller auf den Plakaten angezeigt stand, wenn ihm hier Lichtbilder gezeigt werden, auf denen die Zuchthausleiden, die Auspeitschungen von Gefangenen oder die Strecke einer Strafexpedition festgehalten sind, wenn er sieht, wie hundert und mehr Gefangene in einer Zelle eingepfercht werden, wie der Rücken einer Frau von den Nagaiken der Henkersknechte aufgerissen ist. Da erschrickt selbst der Kultivierte ein wenig, da gruselt's ihn und er

empfindet wohl, wenn die Kultur noch Reste der Menschlichkeit in ihm gelassen hat: „wie entsetzlich; so etwas gibt es heute noch; unter, neben uns", und er läßt vielleicht sein Bier stehen, spricht wohl gar einen Menschen an, debattiert mit ihm über die schrecklichen Eindrücke dieses Abends und geht etwas weniger blasiert nach Hause.

Die Zeitungen am nächsten Morgen bringen unter „Lokales" oder „Versammlungsberichte" ein Referat, streng sachlich und keineswegs kürzer, als sie es etwa einem Vortrag von Otto Ernst, dem Jubiläum einer annoncierenden Firma oder einer siebzig Jahre alt gewordenen Talentlosigkeit zu widmen pflegen.

Im politischen Teil kein Sterbenswort. Im Feuilleton, wo sich immerhin nach der zynischen Ansicht der Zeitungspraktiker das Gefühl ein bißchen austoben darf — keine Silbe.

Unter den wenigen Ausnahmen, die sich ihrer Pflicht bewußt waren, steht die „Frankfurter Zeitung" durch ihre energische Haltung an der Spitze.

Und die großen Revuen, die doch zuweilen menschlicheren Geistern das Wort geben, blieben, soweit ich sehe, ebenfalls immun. Sie fühlten keinen Anlaß, sich zu äußern und verrieten — sei es absichtlich, sei es nur aus Nachlässigkeit — keinerlei Interesse für das furchtbare Tatsachenmaterial, das sie, wenn nicht durch Pressensé, so durch die riesengroßen in Berlin, Frankfurt a. M. und München abgehaltenen Versammlungen kennen gelernt haben könnten, wo der tapfere Ulrich Rauscher anklägerische Reden gegen den heutigen Zarismus hielt, indem er mit kluger Sachlichkeit das Material ausbreitete, das ihm zur Sichtung und Sammlung übergeben worden war. Totzuschweigen beabsichtigt man — wie es scheint — auch die Mitteilungen zweier Outsiderorgane, der äußerst lebendigen pfempfertschen „Aktion" und Mühsams „Kain", die beide einen scheußlichen Einzelfall — den von der deutschen Regierung nicht verhinderten Mord an dem jungen Idealisten Senna Hoy — behandeln.

Wenn die Revuen schweigen, werde ich reden. Denn ich habe das Forum weder gegründet, um zu den bereits bestehenden eine elfte oder zwölfte Revue gleichen oder ähnlichen Schlages zu stellen, noch um die grassierende Vornehmheit und Indifferenz zu vermehren, sondern vielmehr: um ihnen zu entfliehen und um auf die ungeheuerlichen Widersprüche hinzuweisen, inmitten derer wir zu leben uns nicht schämen.

O wie erbärmlich, wie feig, wie ehrlos sind wir alle, die wir wissen von diesen russischen Greueln, und die wir unser gewöhnliches Leben fortsetzen, uns an Vergnügungen beteiligen, während hunderte, tausende geistiger Menschen in dunklen Kerkern geknebelt, geschändet und gemordet werden. Sind wir noch wert, Menschen zu heißen, wenn wir diesen Bestialitäten, die im Namen eines Gesalbten begangen werden, zusehen, ohne den Finger zu rühren? Weil wir glauben, nichts dagegen tun zu können? Weil uns eine kalte massive Fratze entgegenstarrt, hohngrinsend über die Aussichtslosigkeit unseres Beginnens? Wir kennen unsere Ohnmacht und gestehen sie ein? Aber wenn auf der Straße ein Pferd geschlagen wird, so springen wir hinzu oder rufen einen Schutzmann.

Nur dem Geistesverwandten, der drüben wegen eines ausgesprochenen Ideals im Kerker sitzt, können wir nicht helfen; wir müssen ihn in den Händen vertierter Kreaturen verrecken lassen.

Schmach und Schande über eine Gesellschaft, Fluch und Ekel über das gebildete Europa, wenn es nicht imstande ist, sich von diesem Schandfleck, der russische Justiz heißt, zu reinigen.

IV.

In die Theater gehen wir und erregte Dispute entstehen, ob der Parsifal nicht doch besser in Bayreuth geblieben wäre oder ob Reinhardt sich mit Hauptmann vertragen wird. Die eleganteste Gesellschaft gibt sich in der Pariser Großen Oper ein Fest, um eine Pantomime des Grafen Keßler und des Herrn v. Hofmannsthal mit Straußscher Musik zu bewundern. Hineinschreien möchte man plötz-

lich in diese Gesellschaft: Gehenkt wird in Rußland, Unschuldige werden gefoltert; Frauen werden gepeitscht. Hört. Im Namen des Zaren. Eines euch befreundeten Herrschers.

Sind das sentiments, denen die hohe Politik keinen Platz einräumen darf?

Gut; so wenden wir uns — fern von allen Sentimentalitäten — praktischen Fragen zu. Am allerschlimmsten von allen Gefangenen haben es natürlich die Juden. Pressensé berichtet in seiner Rede, die auf einwandfreien Dokumenten und amtlichen Statistiken fußt und der ich die vorne wiedergegebenen Belege entnommen habe — er berichtet, daß Gefangene nur deshalb körperlichen Züchtigungen unterworfen wurden, weil sie Juden waren.

Und nun gibt es in Frankreich, in Deutschland Juden, die diesem russischen Staat zwecks größerer Entfaltung seiner Macht Millionen und abermals Millionen leihen, damit er um so wirkungsvollere Pogrome inszeniere, damit er neue Gefängnisse und Zuchthäuser baue. Wenn es in der korrumpierten Gesellschaft, in der wir leben, und die an diesen Zuständen nichts auszusetzen findet, noch einen Rest von Schamgefühl gäbe, so müßten wir — trotz allen verwickelten Wirtschaftsproblemen, mit denen die Realpolitiker als Rechtfertigung aufwarten möchten — die Kraft und den Mut finden, die Besitzer solcher Bankhäuser dergestalt zu infamieren, daß man sie aus der Gesellschaft ausstieße.

Aber, wir werden das nie erreichen; alle offiziellen Mächte sind gleich skrupellos: das kapitalistische Judentum, die Kirche, der christliche Staat.

Die Mächtigsten in Israel erniedrigen sich zum ewig vorschußbereiten Bankier eines Staates, der Glaubensgenossen — um ihres Glaubens willen — verfolgt und peitscht. Das Haus Mendelssohn, dem die russische Regierung für die hunderte von Millionen, die sie bereits schluckte und die sie nie zurückzahlen wird, riesengroße Areale verpfändet hat, wird — von keinem Rabbiner an seine menschliche Pflicht erinnert — uns kaltblütig antworten: „Les affaires sont

les affaires. Selbst Moses Mendelssohns Nachkommen können sich bei Geschäften nicht von Humanitätsidealen leiten lassen. Im übrigen treten wir gerne dem Hilfsverein für die politischen Gefangenen und Verbannten Rußlands bei und zeichnen sofort tausend Mark. Das Ehrenpräsidium nähmen wir dankend an." Und ich weiß nicht einmal, ob man solche Gesinnung und Geste in unserer Welt nicht als selbstverständlich aufnähme oder ob man sie als eine Verhöhnung empfände und zurückwiese.

Die katholische Kirche, die Erzbischöfe, die Kardinäle, der Papst, der Stellvertreter Christi — was tun sie? Ihren Segen geben sie einem Massenmörder, einem brutalen Schwächling, so sich Nikolaus II., Zar aller Reußen, heißt, und der mehr Todesurteile auf dem Gewissen hat als Tage, um sie abzubüßen.

Und der Staat. Unser christlicher Staat. Kann er eingreifen in die Interessen eines fremden Staates? Vertrüge sich ein solcher Eingriff mit dem Völkerrecht? Leben wir nicht im Frieden mit der freundnachbarlichen Nation? Und nennt nicht unser Kaiser den andern seinen lieben Bruder und Vetter? Keine Hoffnung. Von diesem Deutschen Reich ist nichts zu erwarten. Eher noch von England und von jenem Frankreich, das längst das Bündnis mit Rußland als Erniedrigung und Schmach empfände, wenn es nicht in ihm ein Bollwerk gegen Deutschland sähe.

V.

Tausende von Unschuldigen sitzen in den russischen Katorga-Käfigen. Männer und Frauen, weil sie für geistige Ziele kämpften, die den gegenwärtigen Machthabern nicht erstrebenswert schienen oder weil sie auch nur irgendeiner sozialistischen Organisation als Mitglied angehörten. Um den Hauptmann Alfred Dreyfuß zu retten, erhob sich halb Europa. Kein Zola ersteht den Tausenden und Abertausenden russischer Kämpfer, die schuldlos zum Tode oder zu Schlimmerem verurteilt sind. Der kultivierte Westen überläßt sie den Kerkermeistern des Zaren.

AUFTAKTE
VON WALT WHITMAN
ÜBERSETZT VON HANS REISIGER

AUS „STARTING FROM PAUMANOK"

I

Von dem fischförmigen Paumanok kommend, wo ich geboren wurde,

Wohlgezeugt, aufgezogen von einer vollkommenen Mutter;

Nachdem ich viele Länder durchstreift, ein Freund volkreichen Pflasters

Und in Mannahatta gewohnt, meiner Stadt, oder auf den Savannen des Südens,

Oder als Soldat im Lager oder meinen Rucksack und Gewehr tragend, oder als Bergmann in Kalifornien,

Oder rauh in meinem Heim in Dakotas Wäldern, meine Speise Fleisch, mein Trank aus der Quelle;

Oder zurückgezogen, zu sinnen und nachzudenken an irgend einem tiefen Zufluchtsort,

Fern von dem Lärm der Menge: Ruhepausen, entzückt und glücklich verfliegend:

Gewahr des frischen, freien Spenders, des flutenden Missouri, gewahr des mächigen Niagara,

Gewahr der Büffelherden, die in der Ebene grasen, des rauhhaarigen, starkbrüstigen Bullen;

Die Erde kennend und die Felsen und die Blumen des fünften Monats, Sterne, Regen und Schnee, mein Erstaunen;

Der ich des Spottvogels Töne erforscht habe und den Flug des Bergfalken,

Und in der Dämmerung die unvergleichliche hörte, die Einsiedler-drossel in den Sumpf-Zedern:

Einsam, singend im Westen, schlage ich die Saiten an für eine neue Welt.

II

Sieg, Einigung, Glaube, Identität, Zeit,

Die unauflöslichen Verträge, Schätze, Mysterien,

Ewiger Fortschritt, der Kosmos, und das moderne Wissen

Dies also ist Leben,

Hier ist, was an die Oberfläche gekommen ist nach so vielen Wehen und Krämpfen.

Wie seltsam! Wie wirklich!

Zu Füßen der göttliche Boden, zu Häupten die Sonne,

Sieh den Erdball sich drehen,

Die Kontinente der Ahnen drüben beieinander liegend,

Die Kontinente der Gegenwart und Zukunft hier, Nord und Süd, mit dem Isthmus dazwischen.

Sieh, weite, pfadlose Räume,

Wie in einem Traum verändern sie sich, füllen sich jäh,

Zahllose Massen strömen in sie,

Sie sind jetzt bedeckt mit dem führenden Volke, mit Künsten, Institutionen.

Sieh durch die Zeit ergossen

Für mich eine unübersehbare Zuhörerschaft.

Mit festem, gleichmäßigem Tritt schwenken sie vorbei, sie halten nie an,

Kolonnen von Männern, Americanos, hundert Millionen,

Eine Generation, ihre Aufgabe erfüllend und weiter schreitend,

Eine zweite Generation, ihre Aufgabe erfüllend und, wenn sie an der Reihe ist, weiter schreitend,

Die Gesichter zur Seite oder rückwärts gewandt zu mir, um mir zu lauschen,

Die Augen zurückblickend zu mir.

III

Americanos! Eroberer! Menschheitsarmeen!

Voran! Armeen des Jahrhunderts! Libertad! Massen!

Für Euch ein Programm von Gesängen!

Gesänge von den Prärien,

Gesänge von dem weithin strömenden Mississipi und hinab zur Mexikanischen See,

Gesänge von Ohio, Indiana, Illinois, Jowa, Wisconsin und Minnesota,

Gesänge, ausbrechend aus dem Innern von Kansas und von da ausstrahlend,

Hinschießend, unaufhörlich, in Feuerpulsen, Alles zu beleben.

AUS „CALAMUS"

Komm, ich will den Kontinent unzertrennlich machen,

Ich will die herrlichste Rasse schaffen, auf die je die Sonne schien,

Ich will göttlich magnetische Länder schaffen,

Mit der Liebe von Kameraden,

Mit der lebenslangen Liebe von Kameraden.

Ich will Kameradschaft pflanzen dicht wie Bäume entlang den Strömen Amerikas, und entlang den Küsten der großen Seen und über alle Steppen hin,

Ich will unentzweibare Städte schaffen, die die Arme einander um den Nacken schlingen.

Durch die Liebe von Kameraden.
Durch die männliche Liebe von Kameraden,

Für dich dies von mir, o Demokratie, dir zu dienen, ma femme,
Für dich, für dich rufe ich diese Lieder.

AUS „CHILDREN OF ADAM"

Ich habe gefunden, mit denen zu sein, die ich liebe, ist genug,

Am Abend mit den Andern in Gesellschaft zu verweilen, ist genug,

Umgeben zu sein von schönem, neugierigem, atmendem, lachendem Fleisch, ist genug;

Durch sie hinzugehen, oder einen von ihnen zu berühren, oder meinen Arm, wenn auch noch so leicht, um seinen oder ihren Nacken für einen Augenblick ruhen zu lassen, was ist dies doch?

Ich verlange keine größere Lust, ich schwimme darin wie in einem Meer.

Es ist etwas im Nahesein von Männern und von Frauen und in ihrem Anblick und in ihrer Berührung und ihrem Geruch, das der Seele wohlgefällt,

Alle Dinge gefallen der Seele, aber diese gefallen der Seele wohl.

AUS „CALAMUS"

Als ich am Schluß des Tages hörte, wie mein Name mit Beifall begrüßt worden war im Kapitol, war es doch keine glückliche Nacht für mich, die folgte;

Auch sonst, wenn ich zechte, oder wenn mir meine Pläne gelungen, war ich doch nicht glücklich;

Aber an dem Tage, als ich bei der Dämmerung mich erhob von dem Bett vollkommener Gesundheit, erfrischt, singend, einatmend den reifen Atem des Herbstes,

Als ich den Vollmond im Westen blaß werden sah und verschwinden im Morgenlicht,

Als ich allein über den Strand wanderte und, mich auskleidend, badete, lachend mit den kühlen Wassern, und die Sonne aufgehen sah,

Und als ich daran dachte, daß mein lieber Freund, mein Geliebter, auf dem Wege zu mir war, o da war ich glücklich,

O da schmeckte jeder Atemzug süßer, und diesen ganzen Tag nährte mich mein Essen mehr, und der schöne Tag verlief gut,

Und der nächste kam mit gleicher Freude, und mit dem nächsten am Abend kam mein Freund.

Und jene Nacht, als alles still war, hörte ich die Wasser langsam, unablässig, an die Küste rollen,

Hörte das zischende Geräusch von Wellen und Sand, wie zu mir geschickt, um mich zu beglückwünschen,

Denn der, den ich am liebsten habe, lag schlafend neben mir unter derselben Decke in der kühlen Nacht;

In der Stille, in den Mondstrahlen des Herbstes war sein Gesicht mir zugeneigt,

Und sein Arm lag leicht um meine Brust, — und diese Nacht war ich glücklich.

RICHARD WAGNERS ERSTE FRAU AN EMMA HERWEGH

Wagner lernte Minna Planer in Lauchstädt zu einer Zeit kennen, wo er als Musikdirektor, sie als erste Liebhaberin zu derselben Schauspielertruppe gehörten. Am 24. November 1836 vermählte er sich in Königsberg mit ihr. Wagner vergißt nicht, in seinen „Lebensaufzeichnungen" die Anmut und die Würde der jungen Schauspielerin zu rühmen: „Immer erschien sie mitten unter dieser Staubwolke von Frivolität und Gemeinheit wirklich wie eine Fee, von der man nicht wußte, wie sie in diesen Wirbel, der sie in Wahrheit nie mit hinriß, ja kaum berührte, hineingeraten war . . . Das Seltene an ihr war eben die Abwesenheit aller theatralischen Affektation!" Sie benahm sich ruhig, wo er mit Ungestüm auftrat, klug, wo er den Kopf verlor, sparsam, wo er vergeudete. Sie zeigte sich zu jedem Opfer bereit, als Wagner gezwungen war, seine Stelle in Riga zu verlassen, weil er von seinen Gläubigern verfolgt zu werden fürchtete. Er selbst bekennt: sie übernahm in ihren dürftigen Verhältnissen zu Paris die niedrigsten häuslichen Geschäfte ohne jede Beihilfe für sich, und verstand es, in ihre durch Wagners Schuld zerrüttete Wirtschaft doch etwas Ordnung zu bringen.

Emma Herwegh, Georgs kluge Gattin, zeichnete ein sehr charakteristisches, kein schmeichelndes Bild von ihr, als sie an Zolling schrieb:

„Frau Minna Wagner war um 1850 herum eine stattliche hübsche Erscheinung. Ohne auf der gleichen Bildungsstufe mit ihrem Mann zu stehen, so besaß sie doch, was das Gemüt, die wirkliche Herzensgüte betraf, viele Haupteigenschaften, in denen sie ihm weit überlegen war und um derentwillen man sie lieb haben und ehren mußte. Sie zeichnete sich keineswegs durch eine besonders geistvolle Konversation aus, aber sie hatte, was wichtiger

ist, in den schwersten Zeiten, wo es Beiden oft am Allerunentbehrlichsten fehlte, vortrefflich verstanden, den von ihr verehrten Mann und Künstler die Sorge ums tägliche Brot und die bittere Prosa jede Stunde möglichst fern zu halten.

Was sie von poetischem Verständnis besaß, suchte sie praktisch zu bekunden. Wo eine Andere geschwärmt oder schlechte Verse gemacht hätte, handelte sie, und wenige Frauen, die wie Minna Wagner durch eine so harte Schule gegangen, können sich rühmen, ihr Schlußexamen so tüchtig bestanden zu haben wie sie. Feinen Takt mußte man von ihr freilich nicht fordern; dazu war sie eine zu leidenschaftliche, sich nicht beherrschen könnende und nicht genügend gebildete Natur, aber wer an ihr vortreffliches Herz appellierte, durfte sicher sein, verstanden zu werden und Gehör zu finden.

Als sie sich mit Wagner vermählte, war sie die schöne, gefeierte Tragödin, und er der damals noch unberühmte, d. h. unscheinbare, verhältnismäßig unbekannte und immer überschuldete Musiker. Die Eitelkeit hatte somit keinen Teil an ihrer Wahl. Allerdings, um später in einem Leben von Kampf, Entbehrungen und der ärgsten Prosa noch so viel Atem zu behalten, um trotz Allem mit einem Manne wie Wagner Schritt halten zu können, ihm stets ebenbürtig zu bleiben, dazu hätte es vielseitiger Naturanlagen und einer Schwungkraft bedurft, die die gute Minna wohl nie besessen, jedenfalls zu pflegen nie die Muße gehabt hat. Der Kern war vortrefflich. Die Welt wird es nie erfahren, was diese gute treue Proletarierseele Alles für ihren Mann gethan hat."

Zum Verständnis der ehelichen Katastrophe im Jahre 1858 und zur Erkenntnis der näheren Umstände werden die folgenden bisher unveröffentlichten Briefe beitragen.

Brestenberg d. 14t Juni 58.

Mein lieber Mann könnte recht gut sein und mir meine Schmerzen lindern, wenn er sich nicht von gewissen Menschen herum holen

liess, sein Herz ist gut, aber sehr schwach! — Daher kommt es auch, dass er mir oft recht liebe gute tröstende Briefe schreibt aber mir auch noch öfterer die bösesten gemeinesten Sachen brieflich zuschleudert, Andere in den Himmel erhebt und mich in Grund und Boden trift. Das, meine liebste Emma, frisst mir noch mein Herz ab! Weinen kann ich über diese Gemeinheiten nur sehr selten und das ist für mich sehr schlimm; aber es würgt mir mein Herz im Leibe herum, als ob es abgedreht würde. Auf Deinen freundschaftlichen Rath damals, war ich bei der bewussten Frau, benahm mich ganz, wie wir beide es nicht anders gekannt, d. h. nobel, sie war auch höchst dankbar und freundlich gegen mich, begleitete mich noch Hand in Hand bis an die Treppe und Alles war abgemacht und gut, hinterher jedoch, hat sie sich's anders überlegt, ihrem Mann hat sie gesagt, ich häfte sie furchtbar beleidigt, ohne ihm jedoch die reineste Wahrheit über das gepflogene Verhältniss gesagt zu haben, zu Richard hat sie nun gar ein Hallo gemacht wie tief und abscheulich ich sie gekränkt, trotzdem ich delikat genug war dieser Frau nicht einmal den verhängnissvollen Brief zu zeigen, den ich doch in meiner Tasche trug. So sind aber die gemeinen, kleinlichen Naturen, nichts als Klatsch und Hetzereien können sie machen. Ich mochte der Betreffenden meine Unterredung mit ihr nicht verbieten zu [ver]schweigen, was sich bei einer klugen Frau wohl von selbst verstanden häfte und es konnte unter Umständen, — wenigstens äusserlich, beim Alten bleiben. — Wie es jetzt steht werde ich Dir mündlich noch mittheilen, da ich fürchten muss, Dir schon mit diesen langweilig geworden zu sein, nur so viel noch, dass mein Herr Gemahl nicht mehr jenes Haus betrift, ob aus Stärke oder Schwäche weiss ich nicht.

Deines lieben, guten Mannes Besuch mit Richard, habe ich bis jetzt vergebens erwartet, hoffentlich begleitet er Dich, es versteht sich, Ihr seid hier meine Gäste. Tausig war Sonntag vor 8 Tagen auch mit Richard hier, mein Mann wird sich gern Euch anschliessen.

Es ist wirklich abscheulich, wie erbärmlich sich R[ichard] gegen seine Frau benimmt, die er doch so krank gemacht hat, Gott möge mir helfen! — Solltest Du ihn bald sehen, so bitte ich Dich, ihn nichts weiter von dem was ich Dir schrieb merken zu lassen.

Sonntag vor 8 Tagen war ich daheim aber nur 23 Stunden, dass mir keine Zeit, Dich zu besuchen, übrig blieb. Ich wollt aber, ich wäre nicht dort gewesen, bis die Nacht um 2 Uhr hat der liebe Richard seine Galle gegen mich ausgeschüttet, auch dieses werde ich Dir mündlich mittheilen.

Leb wohl für heut, meine beste Emma! grüsse Deinen guten, lieben Mann schönstens! Er soll Wort halten und kommen. Dich drücke ich an mein wundes, krankes Herz und küsse Dich innigst.

Deine
Minna.

Wagner lade recht oft mit der d'Agout ein, es wird ihm doch sehr interessant sein, wirklich geistreiche Frauen kennen zu lernen.

Zwickau d. 18t Sept. [58]

Ich vermisse sehr mein Nest, dass mir doch, ich möchte sagen, muthwillig zerstört wurde.

Von meinem Mann habe ich heut wieder einen langen, guten Brief bekommen, er hat schon recht viel Heimweh und hofft bald auf Amnestie, ich nicht, und ich könnte ihn auch nicht sobald wiedersehen, es muss wenigstens ein oder mehrere Jahr darüber hingehen. — Wenn auch Fälle der Art schon oft dagewesen sind, so glaube ich doch, dass die Frauen, meine Leidensgefährtinen, nicht so gröblich beleidigt und gekränkt von ihren Männern worden sind als ich von dem Meinigen.

Chemnitz d. 18^{t} Oct. 58.

Von Richard erhielt ich bis jetzt immer noch gute Briefe, welche mir immer ein Beweis sind, daß er mit jener Frau in keiner Coresspondenz steht, wie lange es aber noch dauren wird ist immer ungewiss, ich habe keine Garantie, Letzthin schrieb mir die Tichatschek, bei denen unser Friedrich in Dienst trat und deshalb mit mir von Zürich nach Deutschland reiste, dass derselbe vom 1^{t} November an, höre und staune, bei Wesendonk's in Dienst trift. Ich muss Dir gestehen, dass mich das höchst verwunderte. Sähe es nicht zu kuriös aus, ich häfte Herrn Wesendonk sofort vor diesem Spitzbuben gewarnt.

Nebenbei ist es höchst unvorsichtig von Frau W. diesen frechen Kerl in Dienst zu nehmen, denn er war es ja, der mir einige Male sagte, dass Fr. W. hinauf zu meinem Manne gegangen sei, er solle es mir aber nicht sagen. — Diese Frau sollte froh sein, dass dieser Mensch weit weg war, und nicht davon an dem Ort, wo sie sich befand sprechen konnte. Was er von ihrem Benehmen gegen mich gesprochen, will ich nicht wiederholen, es ist zu stark. — Meine Magd und dieser Diener kannten aber dass Verhältniss — früher als ich, und Frau W. sollte doch etwas klüger verfahren.

Ich werde bei Tichatschek's wohnen, bis ich die kleine Wohnung, die mir dort von befreundeten Damen überlassen, eingerichtet haben werde. Es ist in der Marienstrasse Parterre 2 Stübchen, kleine Küche, für 80 Thlr. das ganze Jahr. Richard will zwar eine baldige Amnestie erreichen, dass ich bald wieder bei ihm sein soll, allein, und wie schon gesagt, ich kann es [nicht;] die Gemeinheiten, die ich ertragen musste, leben noch zu lebhaft in mir.

Dresden d. 21^{t} Decb. [1858]

Es sollte mich recht innig freuen, von Dir zu vernehmen dass es Dir gut geht, Dir nichts zu wünschen übrig bleibt. — Leider

kann ich das nicht von mir sagen, ich bin elend und krank durch jene Abscheulichkeiten geworden und werde mich sehr langsam, vielleicht gar nicht wieder erholen.

Ich lebe sehr eingeschränkt und sitze dennoch auf dem Trockenen. Mein guter Mann, scheint in Venedig selbst sehr viel zu gebrauchen wie das stets der Fall ist, wenn er allein lebt, daß nichts für mich übrig bleibt. —

Neujahr sollte ich Geld von ihm zugewiesen bekommen, gestern jedoch schreibt er mir, dass er es selbst nöthig gebrauche, recht hübsch das, doch ich bescheide mich und werde nicht gerade Hunger sterben, wenn ich nur Dach, und eine warme Stube habe. Richard ist viel krank in Italien, erst drohte ihm ein gastrisch nervöses Fieber, dass ihn 12 Tage in das Bett bannte. Seit beinahe 5 Wochen hat er eine große offene Wunde im Bein, die fortwährend eiderte und heftige Schmerzen dabei empfand. Von Auftreten ist gar keine Rede, er wird in und aus dem Bett getragen und kann natürlich nicht an Arbeiten denken. Der verhängnissvolle Tristan, den ich seines Anlasses wegen gar nicht liebe, scheint nur mit großen Unterbrechungen und Anstrengungen in das Leben gerufen werden zu können. — Wollen sehen was bis dahin noch alles geschied. Mir scheint es als ob bei solchen Arbeiten kein Glück dabei wäre, vielleicht irre ich mich hierin, wir wollen daher sehen, was das Ende bringt — und ob diese Oper den Leuten gefällt, ich wünsche es von Herzen! Doch einer ersten Aufführung beiwohnen, kann ich aus verschiedenen Gründen noch nicht.

Meine Kur hier wird noch sehr lange dauern, somit werde ich meinen Mann vielleicht nie wieder oder doch noch sehr lange nicht wiedersehen, ich brauche Ruhe und Frieden.

Richard schreibt mir viel und herzlich, ich ihm auch, dennoch aber wünsche ein Zusammen mit ihm noch sehr fern, ich würge immer noch daran aber es will nicht hinunter.

Dresden d. 12t März [59]
Marien Strasse No. 9.

Versteht sich sehen müssen wir uns, da Du mir so nah, vielleicht läßt sich das mit einer Lohengrin Aufführung dort vereinigen, zu der ich schon lange nach Berlin reisen wollte und wovon mich nur das abwechselte Unwohlsein der Sänger abhielt.

Dein Entzücken über die Musik Richard's wirst Du bald Gelegenheit haben, ihm mündlich aussprechen zu können, da er Anfang April wieder die Schweiz betreten wird und sogar bei Willes-Herrliberg wohnen wird, was sagst Du dazu? Doch muß ich Dich bitten, dies Geheimniss bei Dir zu bewahren, da mein guter Richard im strengsten Cognito dort wohnen will. —

Wenn er nicht ausgeht und nur im Zimmer stecken bleibt, dann glaub ich ist es möglich dass man seine nahe Anwesenheit nicht bemerkt. Er schreibt mir dass er die beiden Knaben Willes jetzt sehr liebt u. s. w. Seit lange schon bekomme ich wieder unfreundliche Briefe, der Grund davon ist mir nun klar.

Dresden d. 29t April 59.

Vorgefallen ist hier nichts was werth wäre Dir mitzutheilen, Du dagegen wirst in Zürich mehr erfahren haben — was Mich interessieren könnte und Du mir in Deinen Zeilen verschweigst. Ich finde Du hast recht, unwillkürlich fällt mir aber immer ein was auch Du kennst

„Die Welt will dass man sie betrüge
Durch ein erheuchelt fromm Gefühl.
Mit Anstand einen Frieden lüge,
Wenn's in der Brust auch dumpf und schwül."

Du siehst, mein Kind, wie ich darüber denke. — Doch zugestehen wirst Du mir, dass das Kommen nach Zürich von meinem eiteln Mann nicht das Rechte war, um dem Gerede, was sich jenes Weib durch gemeines Betragen zuzog, entgegen zu steuern, nichts weiter, so schrieb er mir, sollte es bezwecken. Die Harmlosigkeit des guten E. W[esendonk] macht mich jetzt lachen, sie haben die Rechnung ohne Wirth gemacht. Nur durch einen persöhnlichen Verkehr den ich mit dieser betreffenden Frau gepflogen hätte, wofür jedoch mich der Himmel in aller Ewigkeit bewahren möge, wäre geeignet gewesen ihr Leute in die jetzt verödeten glänzenden Räume wieder einzuführen. — So aber fürchte ich nun, dass ein neues Gerede entstehen wird, was keinem der Betreffenden zum Vortheil gereichen wird. Bald wird eine Wiederholung eines Besuches meinen weisen Gemahls aus dem nahgelegenen Luzern in Z. bei W. stattfinden, wozu nun eine zahlreiche Gesellschaft eingeladen werden soll, um diese durch das gute scheinbare Vernehmen mit dem schwachen Hausherrn mit Eclat auf den Mund zu schlagen. Schade, meine liebe Emma, dass ich Dir durch diese Mittheilung vielleicht den Genuss, mit Theil an der beabsichtigten Gesellschaft nehmen zu dürfen, raube. Indessen Dich kann das nicht treffen, Du hast mir ja bei Deinem Hiersein Deine Ueberzeugung ausgesprochen, dass ich im Irrthum über jene Geschichte bin. — Sei mir nicht böse, dass ich Dich ein bischen hänsle und halte Dich überzeugt, dass ich Deine edle Absicht nicht verkannt habe.

Schandau d. 26t July [1859]

Es ist möglich dass ich nächsten Winter nach Berlin gehe, um ihn dort zu verbringen, d. h. nur in dem Falle, wenn Richard nach Amerika ginge, was für ihn pecuniär gut wäre, und ihm auch als Künstler lieb sein müsste, weil er dort ein ausgezeichnetes Orchester zu seiner Verfügung bekommen würde, nach dem er so viele Jahre vergebens schmachtete. Dass er noch immer in Luzern sich aufhält, wird Euch nicht unbekannt sein, da ich vermuthe, dass er Deinem

lieben Manne öfter geschrieben haben wird. Durch die Unzuverlässigkeit meines lieben Mannes, wurden mir neue Kränkungen nicht erspart, wodurch mir ein Wiedersehen gerade nicht sehr bald wünschenswerth sein kann.

Mit dem Tristan wird Richard erst Anfang September fertig werden, also gerade in zwei Jahren — statt in einem. Möchte diesmal seine Muse von besserem, förderntеn Einflusse in der Ferne auf ihn wirken, als es in der unmittelbaren Nähe geschehen ist. — Leider sind die Kriegszeiten der Kunst nicht sehr vortheilhaft. Wagner schrieb mir, dass er den Nachtheil sehr hart empfinde, was auch schlimm für mich ist.

Bad Schandau d. 29[t] August [1859]

Die dummen neuen Aufregungen die ich noch vor meinem Fortgehen von dem schönen Dresden vor beinahe 3 Monnaten durch meinen guten Mann abermals erleiden musste, haben mich wieder bedeutend und für lange zurück gebracht, wie dies bei Herzleiden ja so leicht der Fall ist. Muss ich nun unter solchen Umständen, durch fortgesetzte Kränckungen, die meine Herzkrankheit verschlimmern und mir sogar des Nachts den erquickenden Schlaf raubt, nicht öfter rückwärts schauen? — Muss ich nicht alles Vertrauen verlieren, wenn mir das kaum Versprochene, dass mir nur noch Gutes begegnen soll d. h. keine Beleidigungen mehr zu ertragen habe, immer wieder gebrochen wird? Nein, meine gute Emma, da gehört ein ganz besonderer Charakter dazu, um noch zu vergessen — und gesund zu werden. Meinen Mann mit einem anderen tauschen, möchte ich nicht um eine Welt, im Gegentheil, — ich möchte in Ruhe und Frieden in einer Ecke der Welt mein bischen Leben vollend verbringen, glaube das.

Das herrliche kraftvolle Gedicht von Deinem trefflichen Manne schickte mir Richard, ich lieh es Auerbach, der hier mit seiner Familie lebt und sah es nicht wieder.

Richard ist noch immer in Luzern im Schweizerhof, man hatte ihn einige Wochen mit dem Viso auf seinem Pass aufgehalten, mittlerweile hat er die Lust nach Paris zu gehen etwas verloren, zumal auch da er erfahren, dass Olliviès noch nicht zurück sind. Wäre es dem Herwegh gar nicht möglich ihn, da er Euch doch so nahe ist, zu besuchen, oder hat er Euch nicht besucht? Gewiss, er würde sich recht sehr freuen, wenn er ihn eines Tages überraschte, rede ihm zu, ich bitte Dich.

Am 6t d. M. wurde endlich Lohengrin auf dem Hoftheater in Dresden zum ersten Male aufgeführt. Ich liebe diese Oper sehr, und die Hauptparthien wurden besser als in Berlin durchgeführt, deshalb hätte ich Dich an meine Seite gewünscht, um sich mit mir zu stärken. Ich muss mich öfter an Richards Werken erheben und erkräftigen, sonst könnte ich keinen freundlichen Brief an ihn schreiben (unter uns gesagt.) An mir hat er gewiss eine glühende Verehrerin seiner früheren Werken mir ist als hätte ich sie mitgeschaffen, da ich ihn während dem pflegen, alle häuslichen Sorgen allein auf meine Schultern nehmen durfte. Wie so ganz anders war es in den letzten Jahren unseres Beisammenseins.

Paris d. 14t November [59]
3, Rue d'Aumale.
ist unsere jetzige Addresse.

Allerdings war Richard krank, doch Gott lob, soweit wieder hergestellt, dass er mit mir einen Spaziergang wieder machen konnte und somit gedenkt er schon nächster Tage die Proben zu seinem Tannhäuser zu besuchen. Sein Kranksein überhaupt, welches volle 14 Tage dauerte, hatte er sich durch einige Anstrengungen, indem er mit den beiden Sängerinen die im Tannhäuser beschäftigt sind, ihre Parthien studierte, zugezogen, wozu er sich noch zum Ueberfluss etwas erkältet haben mochte und ihn, der ohnehin stets nervös aufgeregt ist, noch nervöser gemacht, dass er stark fieberte. Bett-

lägerig war Richard eigentlich nicht und ich hörte schon, dass die Zeitungsbläfter etwas stark übertrieben haben, was sich dadurch wiederlegen wird, dass Wagner sich den Deutschen hier zeigt, sie empfängt etc. Leider ist Richard ein sehr ungedultiger Patient der selbst dann, immer seinen Unmuth gegen mich ausströmen lässt. Nichts will er dulten, wenn man ihm güftlich etwas einredet, so z. B. hielt er sich nicht warm genug, wodurch er sich durch neue Erkältung eine Augenentzündung zugezogen, doch ist auch diese mit Hülfe unseres trefflichen Arztes glücklich überstanden, dass er gegenwärtig schreiben und lesen kann. Das meine Zeilen so spät erst an Dich gelangen, bifte ich mich zu entschuldigen, ich erhielt sie erst Montag und hafte viel mit Richard zu thun.

Unser Haushalt beschränkt sich bei der hiesigen Theuerniss wieder nur auf einen Dienstboten,

Paris d. 24t März [1860]

Wohl weiss ich, dass Du einen trüben Brief von mir nachsichtsvoll aufgenommen haben würdest, allein ich war nicht wohl und tief verstimmt, dass ich doch erst wieder etwas aufgefrischt Dir Nachricht von mir geben wollte. Von den Conzerten also, wovon das erstere d. 25t Januar staft fand, wirst Du Gutes oder auch Böses gelesen haben. Richard wurde von dem zahlreichen Puplicum enthusiastisch aufgenommen, und musste sogar in zwei Conzerten der Marsch aus dem Tannhauser wiederholt werden. Allen Nummer folgte ein nimmer endenwollendes Beifallklatschen. Es häfte mich glücklich gemacht, meine Liebesten, wo Du und Dein lieber Mann versteht sich, oben anstehet, an meiner Seite zu sehen. Doch war es mir leider nicht vergönnt. — Leider haften die Conzerte nichts weiter nach sich gezogen, als ein sehr bedeutendes Defizit, was bis jetzt noch nicht gedeckt werden konnte, da es mehrere Tausend Franc übersteigt. Die Einnahmen waren gross, doch die Kosten noch viel grösser. Denke

Dir, dass die Miethe für die drei Abende, ohne Beleuchtung und Bedienung, allein 8000 Franc, das Orchester mit den Proben eben so viel und der Chor 3000 kostete. Das Lokal worin die Proben gehalten werden mussten, und die Affichen u. s. w. noch nicht mit inbegriffen.

Gegenwärtig ist Richard in Brüssel, wohin er der Einladung nur sehr schwer folgte, dort soll er dieselben drei Conzerte in einem Zeitraum von 14 Tagen wiederholen. Es ist dies gewiss eine starke Zumuthung, immer wieder mit derselben Musick mit dem Einstudieren von vorne anfangen zu müssen. Brennte das Feuer ihn nicht zu hart auf die Nägel, er wäre hier in seiner Bequemlichkeit geblieben, so aber meint er doch ein paar tausend fr. von denen, die er hier verloren dort wieder zu gewinnen, ich will es wünschen! —

Das Schlimme sagte ich Dir im Voraus, nun höre von mir auch das Gute. Vor 12 Tagen kam der Befehl vom Kaiser, dass der Tannhäuser an der grossen Oper gegeben werden soll — und noch immer ist keine Übersetzung vorhanden, wieder arbeiteten zwei daran über zwei Monnate, doch wieder vergebens, alle Poesie ist mit den Übersetzen fort und war nur erst der 1t Akt fertig. Die Franzosen arbeiten nicht gern und wenn, dann recht langsam und leichtfertig. Der Director nun empfiehlt einen gewissen Waiss wir kennen ihn nicht, eben so nichts von seinen Producktionen.

Künftigen November müsste der Tannhäuser schon zur Aufführung kommen, 3—4 Monnate rechnet man zum einstudieren, Gott gebe seinen Segen! —

Ein kaiserlicher Befehl will hier viel sagen, allen erbärmlichen kleinlichen Chikanen mit einemmal überhoben zu sein, dies sowohl auch von den Sängern was den meisten Aerger erspart, da Richard keine Brillianten a la Meyerbeer zu verschwenden hat, seine Freigebigkeit hat er noch vor Kurzem bis zu der Frau des Feuilletonisten im J. de Débats, Berlioz, erstreckt, der er ein Paar

Brilliant Ohrgehänge schickte. Durch die Kunst, fürchte ich, wird es Wagner wohl schwerlich dazu bringen solche Geschenke machen zu können, das hat auch sein Gutes, bei Licht betrachtet. — Wagner sagte mir schon als sich ihm keine Aussicht eröffnen wollte, das eine seiner Opern in nächster Saison an der grossen Oper, wo die höchsten Tantiemen gegeben werden, dass wir Paris verlassen wollten, weil es nutzlos gewesen sein würde, wenn wir bei der grässlichen Theuerniss hier geblieben wären.

Mittwoch ist Bekannten und Freunden unser kleiner Salon erschlossen es kommen viel Leute; ausserdem sehe ich keine bei uns, die mir lieb sind. Blandine ist eine ganz gewöhnliche, ich will nicht sagen gemeine Person, die auch bei alle denen die sie kennen in keine guten Ruf steht, was zwar in Paris nichts sagen will, philisteröse, unter denen ich mich leider zählen muss, stösst [sie] eher ab als anziehen. Frau Ollivier besucht meinen Mann öfter, ohne anständiger Weise nach meiner Wenigkeit zu fragen; ich bin dergleichen gewöhnt und lass Alles geschehen ohne die geringste Notiz davon zu nehmen, nur kann ich es mir noch immer nicht verzeihen, dass ich hierher gekommen bin. Fällt in dieser Art wieder früher oder später, etwas Eclatantes vor, so reise ich nach der Schweiz wo ich bleibe. In meine Heimath gehe ich nicht; ich würde mich schämen müssen, da Alle mir abredeten hierher zu reisen und mir viel prophezeiten.

. . . Glaube mir, ich tausche meinen Richard mit keinem! — Im Gegentheil! Wie ich Dir schon gesagt, ich wohne im obersten Stock, weiss nichts von dem was unten geschied, bekomme meine Briefe von dem Diener auf mein Zimmer gebracht und interessiert meinen Mann durchaus nichts, was mich betrifft oder wer mir geschrieben, was man mir geschrieben etc. Als ich Deine vorletzten Briefe erhielt, worin Du mich um zwei Billetten für Mr. und Mad. Challemel ersuchtest, reichte ich Richard nur gebogen diese Stelle, weil ich schon mehreremals eine Fehlbitte um zwei Conzertbilletten

für einen gewissen Hn. Keften, Deutscher, dessen Knabe ein famoser Klavierspieler ist, gethan hatte, während ich hören musste, dass Frau Blandine ganz Logen zur Ausswahl fast aufgedrungen wurden.

Hans v. Bülow war fast zwei Monnate hier und gab in dieser Zeit 4 Conzerte die gut besucht und mit vielem Beifall aufgenommen worden, seine Frau wirst Du in Berlin besucht haben, sie ist auch ein etwas lüderliches Geschöpf, sie ist schuld, dass Ritter seine Frau verlassen hat, die arme junge Frau härmt sich ab.

Bülow sieht sehr elend aus, wir hatten ihn oft zum Essen. In Liszt's Mutter, die hier allein lebt, habe eine liebe alte Frau und Freundin kennen lernen, ich besuche sie oft und gewinne sie immer lieber, sie lebt ziemlich verlassen, die Enkelin kann keine Ehrenhüterin brauchen. Die Ollivier hat sich gegen Bülow scheusslich benommen, dass er ohne Abschied von ihnen reiste.

Dresden d. 15t Dec. 61.

Am 24 v. M. war der Tag unserer sogenannten Silbernen Hochzeit, den ich sehr traurig (solo) verbrachte. Könnte ich diese 25 Jahre aus meinem Leben streichen, dann vielleicht würde ich auch wieder lustig. Nun, man muss sich nicht versündigen und immer noch froh sein, dass einem das Fell nicht lebendig über die Ohren gezogen worden ist. —

Am Tage meiner 25jährigen Verheirathung also, erhielt ich von meinem Mann als Geschenk ein goldenes Armband und den Congé auf ein ganzes Jahr. — Dann sagt er, würden wir uns vielleicht in München oder am Rhein einmal sehen, einstweilen solle ich mich fest hier niederlassen, wozu ich aber von der hiesigen Behörde nicht einmal die Bewilligung bekomme. Man macht mir als der Frau eines Betheiligten von 49 schon jetzt auf einem kürzeren Aufenthalt Schwierigkeiten; so steht es noch im Königreich Sachsen.

In Paris ist mir durchaus nicht Gutes begegnet, erst Umzug, Richards Kranckheit, Tannhäuser Affäre — böse Laune von Seiten

R., dann Einpacken und wieder Abreisen, da hast Du alle meine angenehmen Erlebnisse von dort; die Schlimmsten jedoch verschweige ich Dir.

Von dem Misslingen des Tristan in Wien hast Du vielleicht directere Nachrichten. Die Sänger sind ein raares Völkchen, besonders für solche Aufgaben und Ander hat die Stimme bis auf einige Arien verloren. Isolde muss sich also noch gedulten, bis sich der geeignete Held für sie findet. Es ist und bleibt auch ein gar zu verliebtes eckliges Paar! —

Bis künftigen April bleibe ich hier, wohin ich dann meinen Wanderstab lenke, wissen die Götter! Das Alles dankt man den Tristan's.

VANITAS

VON PETER ALTENBERG

O Mann, falls Du Einer bist,

Sage niemals: „Ich werde geliebt!"

Sage immer nur: Ich liebe!

Das Erstere überlasse der zarten Frau, dem Walde und der Rose!

Sie sind vorhanden, um, schweigend, geliebt zu werden!

Du aber liebe! Das sei Deine Kraft, Dein Stolz!

Und wenn Du Gegenliebe findest,

So sei es nur gleichgültiges Echo Deiner Welt-Posaune!

Auch ohne Echo bist Du es!

NIEDER DIE NEUEN HEILIGEN!
VON KURT HILLER

In der Tat: das Seiende ist uns, als Problem, so reizlos wie nur etwas; wir lassen es aus Prinzip un-bedacht; es sei denn, daß wir uns seiner bemächtigen müssen — um des Seinsollenden willen. Wir sind keine Ontologen (τὸ ὄν: das, was ist): wir sind, mit einem Wort Benthams, Deontologen (τὸ δέον: das, was not tut). Denn Verbesserung der Welt: das ist der Geist.

Wir kämen zu dieser Geringschätzung alles bloß Metaphysischen, kämen wir nicht durch unser Blut dazu, auch auf kühlem Denkwege. Lehrt uns nämlich die Vernunft ihre eigene Ohnmacht; zeigt sie uns selber die Vergeblichkeit ihres angeborenen Bemühens, das Rätsel Dasein zu raten, Seele und Bewußtsein, Geburt und Tod, den Sinn der Welt zu erfassen; findet sie uns also hinsichtlich unserer wesentlichen und primären Befragungen mit einem Achselzucken in aeternum ab —: so lernt unsere Neugier (denn darüber kommen wir nie hinweg) auf die unwesentlichen und sekundären rasch verzichten. „Ich weiß, daß ich nichts weiß"; dieweil das, was ich wissen kann, im Verhältnis zu dem, was ich nicht wissen kann, so unendlich geringfügig ist, daß ichs mit gutem Gewissen für Nichts ansehen darf. „Ich weiß, daß ich nichts weiß" — dies Wort sie sollen lassen stahn; und sollen den, der es fand, nicht verunglimpfen, weil er ihrer schmierigen Zufriedenheit, ihrem erbärmlichen Behagen, ihrer bei aller „Geistigkeit" kläglich-niederen Glückssucht unaufhörlich im Weg ist; weil er, durch die Jahrtausende, denen allen in die Quere kommt, die, zu sauberem, sozusagen trockenem Denken teils zu dumm, teils zu faul, teils zu feige, sich um jeden Preis (und sei es auch um den Preis der Wahrheit) im Schlamme kosmischer Gallerten sielen müssen, als rechte Denkferkel; allen diesen protzigen Mystagogen; allen, die sich auf „Irrationalismus" etwas zugute tun; allen „intuitiven" Betrügern und Selbstbetrügern.

Dies nämlich muß, angesichts der vernunftfeindlichen Propaganda gewisser gefährlich-geistreicher Mönche und Kabbalisten, einmal unzweideutig ausgesprochen werden (umso unzweideutiger, je vieldeutiger jene orakeln): daß dieses vage, ekstatische, sich nie kontrollierende Denkfühlen, welches man da als eine Methode der Annäherung ans Absolutum preist, die „tiefer" sei als das Denken, in Wahrheit nur ein schlechteres Denken ist; genau genommen: ein psychologischer Vor-Zustand von „Denken"; und daß jene Renaissance des „Glaubens", auf die man hinarbeitet, — sollte sie, Gott behüte, eintreten — allerdings ein Gaudi für sämtliche Rückwärtser und Ausbeuter sein würde, nämlich: eine Renaissance der Denkunfähigkeit.

Dieser neue Katholizismus, dessen Häuptlinge (ihr Niveau in Ehren!) übrigens derart geschickt mit unseren Waffen, mit den Waffen der Skeptiker, zu hantieren verstehn, daß man auf den Gedanken kommt, irgend ein Orden habe ihnen fürs Leben Heidenmission auferlegt, ... dieser neue Katholizismus sucht, genau wie der alte, die Menschen vom Kampf um ihre irdischen Angelegenheiten dadurch abzulenken, daß er die als höchst nichtig bei ihnen anschwärzt . . . im Vergleich zu jenen „göttlichen", deren sie mittelst Selbsteinkehr, „innerer Schau" und Ekstase teilhaftig würden. Hier aber liegt der Betrug. Denn die Chancen aufs Absolute gingen uns, kraft unseres Denkens, ein für allemal verloren; was die Reflexion uns geraubt, kann die Ekstase uns nicht wiederbringen. Ihr „Schauenden", die ihr, aufs gute ehrliche Denken geladen, uns fortwährend von euren „Gesichten" giftig vorschwärmt, ohne uns je etwas vom Inhalt dieser Gesichte anzuvertrauen, — was schaut ihr nun eigentlich? Ich fürchte: Majestätisch-Gestaltloses, dessen Ungiltigkeit seit 1781 feststeht. Jede eurer „Visionen" ist mit der Vernunftkritik widerlegbar; jeder eurer Sätze ein fluoreszierender Denkfehler. „Gott", dieser peinlicherweise neuerdings so in Aufnahme gekommene Begriff, stellt sich ja unserm besten Wissen und Gewissen als Bezeichnung für ein Non liquet dar. Uns ist geläufig, daß Atheismus Irrsinn ist; aber wir können nicht wieder zu beten beginnen. Das Volk in der moralischen Praxis lähmen, indem man ihm Metaphysik in den Bauch redet, womöglich eine „schöne", — das ist die Methode der

Verdummung; gegen welche die plattesten Argumente der plattesten demokratischen Agitatoren im Recht sind. Es gibt keine Wahrheit: was hilft uns Schönheit; wir wollen Freiheit! Und lassen uns dieses Wollen von niemandem verächtlich machen; auch von unlautern Preziösen und schleimigen Egozentrikern nicht. Der intuitionistische Missionar sehe allemal ordentlich zu, wen er vor sich habe: wir werden uns von diesen neuen Pfaffen nicht bluffen lassen.

Da Erkenntnis des Höchsten uns versagt ist, bleibt erkennerisches Eingestelltsein schlechthin (also auf notwendig subalterne Objekte) ein Luxus. Mindestens solange Dringenderes noch der Erfüllung harrt. Gewiß, es gibt auch „Kultur des Denkens"; aber auf Kultur dürfen wir uns keineswegs einlassen, ehe die Zivilisation vollendet ist. Oder scheint es vielleicht nicht empörend, daß ein junger intellektueller Russe über „Die logische Struktur des Witzes" spintisieren kann, während in den Zuchthäusern seiner Heimat die Märtyrer des freien Geistes zu Tausenden dem Dreck, den Epidemien und der Viehischkeit ihrer Peiniger, in den Einöden Sibiriens die Ausgesetzten zu Tausenden dem Hunger langsam erliegen? Habt ihr denn, ins „Interessante" versponnen, den Blick fürs Notwendige völlig eingebüßt? Ist der Kot der „Kultur" so hoch in euch gestiegen, daß die letzte Flamme des Menschlichen aus euch wich? Über Barock und Rokoko, über Zaubertheater und Puppen schreiben feinsinnige Herren hochstehende Aufsätze — obwohl Massen unschuldig Arbeitsloser ohne Essen und ohne Obdach sind; obwohl nicht nur in Rußland gequält und geknutet wird; obwohl Homosexuelle verfolgt und uneheliche Mütter verstoßen werden; obwohl man in Gymnasien Köpfe der Knaben zugrunderichtet; obwohl der Krieg (um imaginäre Werte!) Leiber der Jünglinge und Seelen der Mädchen zerfetzt; obwohl Idioten Professoren sind und Börsianer Feuilletonredakteure; obwohl ohne Protest auf Monate in den Kerker geworfen wird, wer es wagt, das zutreffende Philosophem zu äußern: Erstgeborener der Königin sein ist kein Kriterium der Berufenheit zum Regieren.

Verbesserung menschlicher Zustände — das wird, dem Spott aller Snobs zum Trotz, das einzig würdige Ziel menschlicher Tätigkeit sein

weil es das einzige a priori erreichbare ist. Bedenkt man, daß wir sterben werden; ahnungslos ausgelöscht; daß alle Funktionen, kraft deren wir irgendwie Stellung zur Welt nahmen, unwiderruflich liquidiert sein werden —: bedenkt man das, so gewinnt die seiende Welt wahrhaftig nicht an Interesse. Was geht sie uns an; da wir in kurzem sie ja doch verlassen müssen. Aber helfen ... können wir; können den Schicksalsähnlichen, den Brüdern, dies geheimnisvolle Sein auf diesem geheimnisvollen Planeten erleichtern. Helfen — warum? Solche Frage würde erst dann Berechtigung haben, wenn man uns nachwiese, daß wir unterm Helfen Gewichtigeres verabsäumen; was aber hätten wir Dringenderes zu tun?

Schwimmet, o Freunde, durch das Meer der metaphysischen Ratlosigkeit hin zur Insel des Mitleids! Keines beschaulichen und larmoyanten Mitleids; sondern eines haßgeborenen, frischen, tätigen. Setzt euch für alle; und pflegt in euch jenen stahlfesten, spitzen, trockenen, wuchtvollorganisativen Rationalismus, der, wie auf dem Bild „La rivolta" des Malers Russolo, keilhaft mit seinem Winkel in das Gegebene stößt.

Dieser Rationalismus schließt die Ekstase nicht aus; nein, er bedarf ihrer. Die Ekstase ist der Motor, der die Maschinerie der praktischen Vernunft in Gang setzt; der sie in Gang hält; ihr Herz. Nur der Motor für sich bedeutet nichts; er bereichert die Welt um ein resultatloses Stampfen.

(Heinrich Mann in Ehrfurcht gewidmet)

JÜDISCHE TRAGÖDIE

EIN BESUCH IM DEUTSCH-JÜDISCHEN THEATER IN BERLIN

VON ULRICH RAUSCHER

„Und Haman sprach zum König Ahasveros: Es ist ein Volk zerstreut und teilet sich unter alle Völker in allen Ländern deines Königreichs, und ihr Gesetz ist anders, denn aller Völker und tun nicht nach des Königs Gesetzen; und ist dem Könige nicht zu leiden, sie also zu lassen. Gefällt es dem König, so schreibe er, daß man es umbringe." Buch Esther, Kapitel 3, Vers 8 und 9.

Nach vorn, an der Blumenstraße, im Osten Berlins, ist der fastnachtsbunte Eingang zu einem Kino. Die Bogenlampen bestrahlen die bunten Riesenplakate der Hauptschlager. Das Licht scheint eine Art Manegegeruch in sich zu tragen, der sich in den Vorhängen am Portal wie Fettflecken niedergeschlagen hat. Die ständigen Gäste schieben diesen Vorhang mit einer ungeduldigen Bewegung der linken Schulter und des Kopfs beiseite. Ein säulenhafter Portier scheint auf Störenfriede zu warten.

Geht man an diesem Prunkportal vorbei, so kommt man an den dunkeln Hofeingang. Hier liegt noch einiger Schneeschmutz, über dessen Haufen man stolpert, weil es kein anderes Licht gibt, als das einer offenen Tür im Hintergrund. Bäumchen sind wohl auch da und Brandmauern, über deren Firsten das ungewisse Feuer einer fernen Stadt schwelt. Man tritt durch die Tür, neben der der Käfig der Kasse und eine Garderobe sind, dann kommt das Büfett, das den Geruch dieses engen Vorraums bestimmt und dann der Theatersaal. Die Bühne hinter dem genienüberflatterten Vorhang ist klein, der Saal niedrig und die Decke durch kreuzweise Papierguirlanden noch mehr herabgezogen. Links und rechts sind, den Saalwänden entlang, Emporen mit einem kleinen Geländer. Man behält am besten den Mantel an, weil der Saal kaum geheizt ist. Er ist noch ganz leer, obwohl es der Zeit nach schon angehen sollte. Das Publikum scheint der Direktor gut gezogen zu haben. Langsam und

in großen Trupps rückt es an und es ist allmählich 9 Uhr, als nach einer gutgemeinten Ouvertüre der Vorhang aufgeht. Man gibt „Der zweite Haman", gespielt vom Deutsch-jüdischen Theater, das zuletzt in London auftrat.

Die Aufführung ist heute vom jüdischen Hilfsverein „Montefiore" aufgekauft. Der Zuschauerraum ist für den Anfang fast so interessant, wie die Bühne. Die unaufhörliche Völkerwanderung aus dem Osten in die westliche Kultur macht für einen Abend in diesem Saale halt. Er ist wie ein Lagerplatz auf dem mühseligen Marsch ins Gelobte Land. Da sitzen Männer und Frauen, denen Berlin noch nichts anhaben konnte, alte, orthodox-jüdische Ehepaare aus der Königstadt, er einfach und vernachlässigt, sie im dunkeln Festkleid, die ehrwürdige Perücke der verheirateten Frau wie einen Helm über der Stirn. Junge Leute, wie man sie bei uns im Süden in den Judendörfern sieht, ohne Krawatte, aber mit einem Stehkragen, halb Städter, halb Bauer. Andere zeigen schon die Glasur oder wie man den speckig schillernden Überzug nennen will, den der Berliner Spühlicht erzeugt. Cutaway und aufreizend gestreifte Beinkleider, bunte Socken und Uhrenarmbänder. Aber in einem sind alle gleich: die Nabelschnur zwischen ihnen und der Heimat ist noch nicht durchgeschnitten, wenn die „zu Haus" sagen, meinen sie nicht das Berliner Etappenquartier und alle sprechen und verstehen sie noch die Muttersprache: deutschjiddisch. Kein Arrivierter ist hier, nur Anmarschierende, nur Zukünftige.

Das Stück spielt in Polen zur Königszeit. Der Minister Clemens ist ein getaufter Jude und hat seinen alten Vater auch zur Taufe gezwungen. Wenn der Vorhang aufgeht, jammert der Alte, der seinem Sohn als Diener haushalten muß, um seinen verlorenen Väterglauben. Sich taufen lassen, das erlaubt die Regierung dem Juden, aber ein Zurück gibts dann nicht mehr. Minister Clemens wirft den Jammernden hinaus und empfängt ein betrunkenes Judenpaar, das ihm die Tochter Ruchel des frommen Rabbi Awigdor verkuppeln soll. Das Paar singt düster-erhabene Sabbatgesänge und ist ganz betrunken. Der Mann trägt den langen, schwarzen Leinenkittel, die Frau die weiße Haube der Verheirateten (eine frühere Generation als die Haarperücken im Zuschauerraum). Das

nächste Bild zeigt das Rabbinerhaus. Ruchel ist im Hochzeitskleid und soll getraut werden. Der Minister Clemens schleicht sich verkleidet als Glaubensgenosse ein, erspäht seine Gelegenheit und läßt kurz vor der Trauung Ruchel und den Rabbi verhaften. Der dritte Akt spielt im polnischen Königsschloß. Das Personal ist sehr vereinfacht: Ein König, eine Königin, ein Minister, ein Grande, ein Leibwächter, ein Page. Nicht zu vergessen: neben dem Thronsessel, auf einem Salonständer, eine künstliche Palme, die die Rolle der sagenhaften Königspracht übernommen hat. Clemens schlägt vor, die Juden auszurotten und dem König ist es recht. Da dringt der Bräutigam Ruchels in den Palast, klagt dem König die Verhaftung von Braut und Schwiegervater und beschuldigt den Minister des Amtsmißbrauchs. Der König trifft eine seltsame Auskunft: ehe er die Juden vernichtet und die Beschwerde untersucht, will er einen Juden für einen Tag zum König machen. Die lustige Person des Stücks, des Rabbis Diener Schojlick, bekommt ein Schlafmittel, wird in den Palast gebracht, erwacht als König und erlebt die allbekannte Jau-Komödie. Der König, im Gewand des Henkers, sieht während der Eintagsregierung seines spaßhaften Stellvertreters die Schurkerei des Ministers Clemens, dieses zweiten Hamans, läßt ihn zur Strafe hinrichten, befreit die gefangenen Juden, erlaubt dem greisen Vater des Schurken die Rückkehr zum Judentum und preist die Treue und Größe dieses Volkes. Musikanten, spielt auf! Tanz.

Ich habe kaum ein Wort vom Text verstanden. Ein ernster, alter Jude, der hinter mir saß und irgendwie zu der Schauspielergesellschaft zu gehören schien, erläuterte mir Vorgänge und Anspielungen fast Satz für Satz. Das Publikum hingegen ließ sich kein Wort entgehen, war ergriffen oder lachte unbändig und fühlte sich glücklich in seinem geistigen Eigentum. Diese Aufführung hatte aber mit den jüdischen Witzen und Stücken der Herrenfelds oder der Budapester Ensembles nicht das geringste zu tun. Dort geht schließlich aller und jeder Situationswitz (wenn er nicht, wie bei den Budapestern, in einer tüchtigen Zote endet) in dem typisch großstadthaften Zwiespalt auf: allzu neues jüdisches Geld mit firstclass-Sehnsüchten. Hier aber lag alles, Sprache, gesellschaftliche Anschauung, religiöses Leben, vor der Vermischung mit westlichem Wesen;

dort dreht sich im letzten Grund jedes Stück um mehr oder minder verfehlte Assimilationsversuche (die z. B. im „Professor Bernhardi" ganz gelungen sind und doch schmerzhaft-unsichtbare Grenzen nicht verwischen konnten), hier denkt kein Wort und keine Bewegung daran, sich nach andern Mustern zu modeln, hier ist das Getto, Heimat, Tradition, Vergangenheit. Was mich, dessen Hirn von Berliner Gegenbeispielen voll ist, an diesem Abend am meisten packte, war: dies Volk, das man in Berlin fast nur in Durchgangszuständen sieht, immer mit Neuem beschäftigt, Neues lernend, Neues verdauend, hastig Steuer- und Gesellschaftsklassen durcheilend, das ist hier auf einmal zu den „Müttern" zurückgeführt, das ruht auf einmal ausgewogen und sicher in einer geschichtsvollen Vergangenheit; all die jungen, jüdischen Leute, die so aufnahmebereit, so unbeschwert scheinen, als seien sie gestern ohne jede Vergangenheit und Voreltern auf die Welt gesetzt worden, haben eine Heimat, eine Muttersprache, einen Mutterboden, nicht jenes sagenhafte Jerusalem, sondern zusammengedrängte Dörfer und Stadtteile in Rußland, in Polen, in Ostpreußen oder Galizien, in denen jahrtausendalte Bräuche das Leben einhegen und über engverbundenen Gemeinden die Wälder jüdischer Vorzeit rauschen. Man sagt „Krotoschin" oder „Inowrazlaw", man sagt es spöttisch oder verachtend, aber keiner hat es erlebt oder gesehen und die meisten der Juden Berlins möchten am liebsten ihre Vergangenheit bis zum Wartsaal des Schlesischen Bahnhofs auslöschen. Aber hier, in dem Hintersaal der Blumenstraße, ist Krotoschin — und jeder Vergleich mit dem Bayerischen Viertel fällt zu seinen Gunsten aus.

Ein Berliner Jude, dessen Frau aus Wolhynien ist, hat mir erzählt, wie er dort, bei seinen Schwiegereltern, ein Pogrom erlebte. Ich sah auf einmal: aus Bequemlichkeit oder aus Scham für meine Zeit und meine Mitchristen hatte ich die Schauer des „Rabbi von Bacharach" leichthin auf die Rechnung Heinescher Kunst gesetzt und bei den Pogromberichten nicht viel anders die Tragödie dieser russisch-jüdischen Menschheit distanziert-künstlerisch empfunden. Nun aber erzählte dieser Herr, der hier, an dem Berliner Wirtshaustisch, ein angesehener, jedem ebenbürtiger Mann ist, daß er ein paar Tausend Kilometer östlicher

rechtloses Freiwild sei. Daß er eine Grenze, die sieben Stunden Fahrt von meiner Wohnung entfernt liegt, nicht als Angehöriger seines akademischen Berufs überschreiten darf, sondern nur unter dem Vorwand irgendeiner kaufmännischen Vertretung. Daß in jener russischen Provinz, in der Kiew liegt, Tage voraus in der Stadt die Gerüchte von kommenden Judenmetzeleien umgehen. Daß sich die Bewohner der jüdischen Stadtviertel, Mann und Weib und Kind, bis an die Zähne wappnen müssen, weil Polizeioffiziere oder betrunkene Studenten jeden Augenblick das Zeichen zum Pogrombeginn geben können und kein Militär und keine Obrigkeit es ihnen wehren werden. Der Herr erzählte von den herzbangen Nächten, den scheuen Patrouilliengängen (denn auch das Waffentragen zum Schutz der Metzeleien kostet den Juden drei Monate Gefängnis), er erzählte von den tapferen Frauen seiner Familie, von den Kindern, die vor den Haussuchungen die Waffen wegschmuggeln mußten, von den Opfern dieser scheußlichen Schlachten — und in dem Theatersaal färbten diese Berichte all die ungelenken, spassenden Vorgänge blutigrot: hier spielte sich eine kindlich einfache, der Empörung und des Hasses bare Dramatisierung der jüdischen Tragödie ab, aber hinter jedem Wort, jeder Gebärde spürte man die in Resignation oder Fatalität gebundene Klage eines Volks, das kein Elend umbringen und kein guter Wille seines Fluchs entbinden kann. Ewig stehen Hamans Worte über seinem Schicksal: „Gefällt es dem König, so schreibe er, daß man es umbringe!"

Haman, das ist der unsterbliche Feind der Juden. Sind sie ihm gewachsen? An Unsterblichkeit sicherlich. Aber hier auf der Bühne (und diese deutsch-jüdische ist mehr als irgend eine andere das Abbild eines Lebens) wurde sehr merkwürdig gegen Haman gekämpft. Eigentlich nur mit Edelsinn. Diese Juden auf der Bühne waren alle sehr anständige, ehrenwerte Menschen, das sittliche Recht war sicherlich auf ihrer Seite. Aber ist Kampf nicht Empörung, Haß, Wut; ist irgendein Buch der Menschheit reicher an brausenden Verfluchungen, als das Alte Testament? Wo blieben diesen Enkeln die Gewitter des grollenden Jeremia? „Ich will wider Euch streiten mit ausgereckter Hand, mit starkem Arm, mit großem Zorn, Grimm und Unbarmherzigkeit. Und ich will die Bürger

dieser Stadt schlagen, beide Menschen und Vieh, daß sie sterben sollen durch eine große Pestilenz. Denn ich habe mein Angesicht über diese Stadt gerichtet zum Unglück und zu keinem Guten, spricht der Herr." Vor dem zweiten Haman erzählen diese Juden nur von ihrem Recht. Was ist Rechthaben, wenn man nicht den blutigen Mut zu jeder Ungerechtigkeit hat? In einer Pause sang die Frau Direktorin ein Pogromlied. Es klang ziemlich entschieden und der Refrain, so sagte mein Dolmetsch, drückte jedesmal die Zuversicht der Juden aus, dem Verderben doch mit Jehovas Hilfe zu entrinnen. Aber diese freudige Melodie klang wie ein — Gassenhauer, leicht, gefällig, tändelnd, ohne die gelben Feuerbrände aus hundert Pogromnächten. Man sagt sich: dies Volk muß, nicht nur in Rußland, um alles kämpfen, um seine Religion, seine bürgerliche Stellung, um das Recht, das mit uns geboren wird. Es ist immer in Kampfstellung, die babylonische Gefangenschaft zieht mit ihm, wie eine gespenstische Bundeslade. Und doch hat es in jedem Augenblick Lust, sich selbst zu verspotten, persifliert es, durch Betrunkene oder einen Spaßmacher, die Lieder und Gebräuche seiner Religion und findet für die Verherrlichung des endlichen Sieges, der Errettung aus der Hand seiner Feinde, in seiner Kehle keine andern Töne, als operettenhafte Tändeleien! Ist das Entartung oder die Unbesorgtheit der letzten Stücke? Ist dies uralte Volk ausgebrannt, ins rein Gehirnliche verflacht oder zeigt sich bei ihm die rührende Überwindung landläufiger Ängste, wie sie denen eigen ist, die immer in des Todes Hand stehen?

Diese Schauspieler, so erzählte mein Gewährsmann, können nicht lesen. Die Rolle wird ihnen so lange vorgesprochen, bis sie sie können. Sie sprechen nur jiddisch, das Hochdeutsch, mit dem sich der Königshof auszeichnen sollte, war von der bedenklichsten Art. Die Königin z. B. als sie den falschen König von seinem plötzlichen Gottesgnadentum überzeugen wollte, bemerkte: „Der Arzt sagte mir, Du wirst alles vergessen haben und er hat getroffen!" Aber es war eine sehr schöne Königin, wie Esther gewesen sein wird:

Esther ist schlank wie die Feldpalme,
Nach ihren Lippen duften die Weizenhalme
Und die Feiertage, die in Juda fallen.

Ich habe oft an die Lasker-Schüler denken müssen. In ihr dröhnt es nach, wie aus den „schwülen Gewittergründen des Alten Testaments", von ihren Visionen müßte die jüdische Tragödie durchbebt sein, die noch keiner gedichtet hat. Aber es handelt sich nicht um Literatur in dem schlechtgeheizten Saal an der Blumenstraße. Es geht hier um ein Volk, seine Vergangenheit und seine Zukunft, die sich in tausend Fällen nicht mehr reimen wollen. Während die Schauspieler in dem seltsam kräftigen Idiom aller Juden der Welt den Fall Haman abhandelten, habe ich mit schmerzhafter Eindringlichkeit den Fall Juda erlebt. Hinter den verblichenen Kulissen klang es wie der Marschtritt eines Volkes. Vor der schmalen Rampe ruhte ein Trupp der Rastlosen einen raschen Abend aus. Aber hinter der Bühne, draußen vor der Tür, auf allen Straßen der Welt ging — so deutlich hörte mans, wie unendliche Begleitung zu der Weltsprache der Schauspieler — der Marsch weiter: in den engen Gassen der östlichen Gettos nahmen hunderte junger Menschen, ohne einen Pfennig in der Tasche, von der Sabbatruhe des Elternhauses Abschied: Tausende fuhren von all den dumpfen Judenstädten nach Westen, der Zukunft entgegen: auf den eiligen, wimmelnden Asphaltstraßen der Weltstädte kamen sie an, mit spürenden Ohren, mit napoleonischem Willen: immer im Marsch, im Vorwärtseilen tauschten sie den schäbigen Rock gegen einen modischen, den gesetzestreuen Glauben gegen ein flaches Klugsein, die innige Zugehörigkeit zu Volk und Gott gegen eine zeitliche und ewige Heimatlosigkeit und dieser zum Zeichen und Denkmal schufen sie dies neue, westliche Berlin, die dröhnende Arena ihres Tausend-Jahre-Rennens und ihre Schuld ist es nicht, wenn an einem Hinterhof, auf einer spärlich beleuchteten Bühne, die Gespenster ihrer vergessenen Vergangenheit die Historie von Esther und Haman spielen, als trügen sie aus dem Geisterreich die Abenteuer und Heldentaten eines verschollenen Volkes herüber, hinter dem Rücken der mechanisierten Gegenwart und vor die sehnsüchtigen Gesichter der Wenigen, die es nach einer verlorenen Heimat verlangt.

DIE SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEIPRESSE

EINE POLITISCHE KULTURFRAGE

VON HANS ADOLF SCHAARSCHMIDT

Ich habe den folgenden Artikel einigen führenden Männern der sozialdemokratischen Partei gezeigt und von Herrn Südekum eine Erwiderung zugesagt erhalten, die ich im nächsten Heft veröffentlichen werde.

Die Parteien sind das Vehikel des politischen Lebens. Das Vehikel der Parteien ist ihre Presse. Von der Größe und Wirksamkeit ihrer politischen Zeitungen hängt zum großen Teil die Schlagkraft einer Partei ab. Der Liberalismus lebt in Deutschland als politische Partei beinahe ausschließlich von der Presse, die die großen Städte beherrscht und über ihre Grenzen immerhin recht weit hinausdringt, wenn auch nicht so weit, wie manche Großstädter glauben. Die Reaktionäre, als die „geistig schwerfälligen Elemente", sind geradezu durch ihre literarische Bedürfnislosigkeit gekennzeichnet: sie haben keine gute Zeitung, weil sie keine gebrauchen. Wenn übrigens die preußischen Junker außer dem Berliner „Lokal-Anzeiger" noch andere geschickt gemachte journalistische Organe hätten, würde ihre Macht noch viel größer sein, als sie ist. Genau dasselbe gilt von den Klerikalen. Auch das Zentrum hat nur wenige gute Zeitungen, daneben fast gar kein Mittelgut und viel Unqualifizierbares. Der Abstand zwischen der „Kölnischen Volkszeitung" und der landesüblichen Kaplanpresse ist sternenweit.

Den Reaktionären annähernd gleich in der Diskrepanz zwischen der Zahl ihres stimmenden Anhangs und der Gestaltung und Verbreitung ihrer Presse ist ihr politisches Gegenspiel, die eigentliche Massenpartei der Sozialdemokratie. Mit 4¼ Millionen Wahlstimmen bei den letzten Reichstagswahlen geht sie allen anderen Parteien weit voraus. Während aber nicht daran gezweifelt werden kann, daß die liberale Presse mehr Leser als die liberalen Parteien aller Schattierungen zusammengenommen Wähler haben, ist es bei der Sozialdemokratie umgekehrt. Den 4¼ Millionen Wählern steht nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Abonnenten auf sozialdemokratische Zeitungen gegenüber. Auch die Zahl der Blätter ist noch immer gering. Was will es besagen, daß die Partei über ungefähr 70 Tagesblätter und einige Zentralorgane, darunter eine sogenannte

„wissenschaftliche Revue", verfügt? Es kommt noch lange nicht auf jeden fünften oder sechsten Wähler ein regelmäßiger Bezieher sozialdemokratischer Zeitungslektüre. Die Leser der gewerkschaftlichen Fachorgane sind hier nicht zu nennen, einmal wegen des unpolitischen Charakters der Blätter, dann aber auch wegen der dabei unvermeidlichen Doppelzählungen. In den Berichten der Parteileitung an die verschiedenen allgemeinen und Landesparteitage wird zwar immer mit unverhohlenem Stolz auf die wachsende Verbreitung der Parteiblätter hingewiesen. Den genauen Kenner der Dinge kann das aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß hier zweifellos eine Schwäche der Partei liegt, auch wenn man berücksichtigt, daß früher diese Scharen zum Teil wohl überhaupt keine Zeitung gelesen haben. Die jetzt erzielte Verbreitung der sozialistischen Presse in Deutschland hat gerade ausgereicht, die alte belehrsame Broschüren- und Buchliteraturen der Sozialdemokratie zu verdrängen, läßt aber eine wirkliche Massenbeeinflussung durch die Zeitung noch kaum erkennen.

Spürt man den Ursachen dieser für das politische Leben in Deutschland nicht unbedeutenden Tatsachen nach, so findet man sie in der gewollten Eigenart der sozialdemokratischen Blätter als reiner Parteiorgane, d. h. als Zeitungen, die sich an eine schon auf ein bestimmtes Programm, ja eine bestimmte Weltanschauung festgelegte Leserschaft wenden. Nichts ist dafür kennzeichnender, als die in den Parteiblättern mit ewig gleichbleibender Regelmäßigkeit wiederkehrende Bemerkung am Schluß von Notizen: „Kommentar überflüssig". Überflüssig für wen? Für Leser, die so fest in der Parteianschauung wurzeln, daß man ihnen die Schlußfolgerung aus dem Mitgeteilten ohne weiteres selbst überlassen zu können glaubt. Wollte man sich auch an die doch immerhin noch in der Mehrheit befindlichen anderen Menschen wenden, dann wäre ein Kommentar in vielen Fällen keineswegs überflüssig. Alte Überlieferung spiegelt sich in dieser charakteristischen Einzelheit: die sozialdemokratische Presse diente ursprünglich in der Tat durchaus esoterischen Zwecken. Nämlich der bloßen Mitteilung an die Mitglieder des engeren Parteiverbandes. Das ist einmal sehr notwendig gewesen und darauf beruhte lange Zeit hindurch ihre Stärke, jetzt ihre Schwäche. Denn was dem gefesteten Parteimanne seine Zeitung besonders wert und lieb macht, stößt den noch nicht für das

Programm gewonnenen Leser oft geradezu ab. Die schwer zu erfüllende Aufgabe wäre also die Vereinigung zweier Leistungen: Schaffung einer programmatisch sicher geleiteten, doch aber auf breite Massen der für das Programm noch nicht Gewonnenen reizvollen und anziehenden Zeitung.

Die direkte Folge des Umstands, daß sich die sozialistische Presse beinahe ausschließlich an den naturgemäß begrenzten Kreis der bereits parteimäßig Organisierten wendet, ist der verhältnismäßig hohe Preis der Blätter. Darum sind diese nicht recht konkurrenzfähig gegen die Lokal- und Generalanzeigerpresse. Für den Arbeiter ist es ein großer Unterschied, ob die Zeitung im Monat 50, 60 Pfg. oder 1 Mark kostet. Die Differenz macht gerade einen Laib Brot aus. Der hohe Preis erklärt sich aus der verhältnismäßig geringen Verbreitung und der damit eng verbundenen geringen Inserateneinnahme, also aus einem verderblichen Zirkel. Die sozialdemokratischen Zeitungen wenden sich in erster Linie an die Arbeiterschaft, den für Massenkonsum entscheidenden, aber nicht im eigentlichen Sinn des Wortes besonders „zahlungsfähigen" Käuferkreis. Die Konkurrenz behauptet wenigstens, *sie* habe die zahlungsfähigeren Abonnenten. Daher fließen ihr die meisten gut bezahlten Inserate zu, wobei noch das Vorurteil vieler Geschäftskreise gegen das reine Parteiblatt zu berücksichtigen ist. Gut bezahlte und zahlreiche Inserate ermöglichen die Hinauswerfung von viel Papier, das vermarkten der Ware zu niedrigem Preise, sie sind die Grundlage des eigentlichen Zeitungs*geschäfts*. Viele sozialdemokratische Zeitungen verschmähen offensichtlich die Ausbildung ihres Betriebs zum eigentlichen *Geschäft*. Die Gründe mögen ehrenwert sein, aber die Ehrwürdigkeit ist noch kein Beweis für die Richtigkeit. Bemerkenswert war die Unruhe, die sich im Parteipressewald erhob, als jüngst die „Münchener Post" als erste sozialdemokratische und bisher einzige Zeitung die Abonnentenversicherung begann.

Der verhältnismäßig hohe Preis erklärt, wie gesagt, neben der Parteibegrenzung viel von der — immer in Beziehung zu den Verbreitungsmöglichkeiten angesehenen — geringen Verbreitung der sozialdemokratischen Presse, aber nicht alles. Wenn es auch volle Anerkennung verdient, daß sich diese im allgemeinen gegen Sensationsmache ablehnend verhält, und niemals auch in dem Teil unter dem Strich dem schlechten Geschmack

so viel Opfer bringt, wie viele mit ihr konkurrierende Zeitungen, so brauchten manche der Blätter doch nicht so langweilig und einseitig zu sein, wie sie tatsächlich sind. Es gibt nur wenig gute Journalisten unter den führenden Männern der Sozialdemokratie, keinen einzigen Zeitungsorganisator großen Stils, der es verstanden hätte, die geschäftliche Sauberkeit und Unbestechlichkeit mit einer nicht sensationellen, wohl aber interessanten, nicht schlaffen, aber auch nicht geschmacklosen Schreibart zu verbinden und die Blätter drucktechnisch auf die rechte Höhe zu heben. Man mag über die Scherl, Mosse, Ullstein, Girardet, Hirth denken wie man will: die sozialdemokratischen Zeitungsverleger könnten von ihnen ganz gewiß viel lernen. Ein einziger Sozialdemokrat scheint tatsächlich das Zeug zu einem Zeitungsorganisator großen Stils zu haben: aber Georg Bernhardt gehört der Partei jetzt nicht mehr an. Diejenigen sozialistischen Zeitungen, die über die engen Grenzen ihres Erscheinungsortes hinaus überhaupt lesenswert sind, kann man an den Fingern einer Hand herzählen. Dagegen wird man vielleicht einwenden, daß auch von den Zeitungen der anderen Parteien oder von den parteilosen Blättern dasselbe gilt. Immerhin wächst auf sozialdemokratischem Boden nichts was man — die Eigenart der genannten Blätter betrachtet — mit der „Kölnischen Zeitung", mit der „Frankfurter Zeitung", mit dem „Berliner Tageblatt", den „Hamburger Nachrichten", der „Rhein.-Westf. Zeitung", der „Deutschen Tageszeitung", der „München-Augsburger Abendzeitung", selbst mit der „Täglichen Rundschau" oder dem „Schwäbischen Merkur" vergleichen könnte.

Der Schaden, der daraus erwächst, ist unabsehbar. Besonders leiden unter dem jetzigen Zustand die Intellektuellen, um dieses viel mißbrauchte Wort hier einmal zu verwenden, die in der aufstrebenden Masse des Volkes die Unterlage und Gewähr für eine freie Kultur der Zukunft sehen und den Befreiungskampf der Geknechteten mit tiefer innerer Teilnahme verfolgen, oder besser gesagt: verfolgen würden, wenn es ihnen nicht an der notwendigsten Information selbst über das bloße Tatsachenmaterial fehlte. Wo hört denn unsere heranwachsende Jugend, soweit sie nicht aus Arbeiterhäusern stammt, die Stimme führender Geister der gewaltigen Kulturbewegung,

nachdem den sozialistischen Schriftstellern auch noch die Mitarbeit an „bürgerlichen Blättern“ so gut wie ganz unmöglich gemacht worden ist? Es berührt mindestens sonderbar, daß die Sozialdemokratie die „Weltfremdheit“ oder den Klassengeist, der aus den wohlhabenden Kreisen stammenden Richter und Verwaltungsbeamten, Pfarrer und Lehrer, Ärzte und Künstler beklagt, aber auch gar nichts tut, um eine bessere Kenntnis ihrer Ziele und ihrer Politik auch in diesen Kreisen verbreiten zu helfen!

Wenn man die besonderen Schwierigkeiten berücksichtigt, die sich der Schaffung eines großen sozialistischen Tagesorgans in Deutschland entgegenstellen, so würde es unzweifelhaft als eine beachtenswerte Leistung anzusehen sein, wenn die Sozialdemokratie wenigstens über ein Blatt verfügte, das der politisch und sozial angeregte Mensch unbeschadet seiner Parteizugehörigkeit, lesen „müßte“. Aber das ist tatsächlich nicht der Fall. Am allerwenigsten kann man das von dem sogenannten Zentralorgan, dem Berliner „Vorwärts“ sagen. Von ihm zu sprechen, muß selbst dem begeisterungsfähigsten Parteimann Verlegenheit bereiten. Mit seinen 140 000 Abonnenten marschiert er so ziemlich am letzten Ende der größeren Berliner Blätter. Zum Schaden der politischen Kultur Deutschlands ist er in der langen Reihe der in Parteibefangenheit absichtlich einseitig gemachten sozialistischen Tagesblätter vielleicht das einseitigste, dabei zeitungstechnisch rückständig und oft von einer peinlichen Unzulänglichkeit und Geschmacklosigkeit in seinem Ausdruck. Von Zeit zu Zeit rühmen sich dessen seine Redakteure, oder irgend ein Wahlverein zwischen Rixdorf und Oranienburg erkennt darin einen besonderen Beweis von „Gesinnungstüchtigkeit“. Der unbefangene Beobachter wird sich dem nicht anschließen können, sondern muß im Hinblick auf die Verhältnisse der deutschen inneren und äußeren Politik ehrlich beklagen, daß es an einer großen sozialistischen Zeitung bei uns zurzeit noch gebricht, daß daher so wenig von der großen Kulturbedeutung der sozialistischen Bewegung außerhalb ihrer eigenen Reihen zu erfahren ist. Einer großen Partei sollte es doch möglich sein, den Bann eines königlich preußischen Bahnhofsverbots kraft eigener Leistung zu brechen.

Der Verlag von Georg Müller wird zum fünfzigsten Geburtstag seines größten lebenden Autors ein „Wedekind-Buch“ herausgeben. Herr Joachim Friedenthal stellt es zusammen und fügt selbst eine Biographie Wedekinds hinzu. Gebeten um einen Beitrag für diesen Band, den Äußerungen von Max Liebermann, Heinrich Mann, Thomas Mann schmücken werden, habe ich den folgenden Aufsatz zur Verfügung gestellt, der vor jetzt gerade drei Jahren entstand: gelegentlich der ersten Aufführung der „Büchse der Pandora“ in Berlin. Ich gebe ihn hier mit einigen durch die Zeit bedingten Veränderungen.

DER PANDORA-DICHTER
VON WILHELM HERZOG

> Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
> Fliehe mit abgewendetem Blick!
> Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
> Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück.
>
> Epimetheus in Goethes Pandora.

So paradox es manchem Gehirn klingen mag: in Wedekinds Werk sind Goethische Züge. Der Ungläubige, der jedoch Wedekinds Verwandtschaft mit Klinger und Lenz zugibt, denke an deren Jugendwerke, wo eine an den „Götz“ erinnernde Atmosphäre weht.

Wedekind liebt es denn auch, Goethe seine Verehrung heimlich einzugestehen, ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen durch Wiederaufnahme entlegener Worte, die er in dem Sprachschatz der Goethischen Schriften fand. Dieser berüchtigte Satanist ist ein intimer Kenner des Mignon-Dichters und er verehrt ihn, wie etwa die Romantiker Arnim, Brentano, Steffens den alten Weimarer Herrn verehrt haben mögen. Goethe selbst hätte sich diese Schätzung trotz seiner Antipathie gegen alles „Ungesunde“, Hypochondrische und Pathologische wohl gefallen lassen, ja, er wäre vermutlich den krausen Wegen Wedekindscher Phantasie williger, jedenfalls unbefangener gefolgt, er hätte über die Sprünge und Pirouetten dieses seltsamen Geistes treffender und liebevoller geurteilt als die heutigen Nicolaiten an der Spree, aus denen sich ein großer Teil der Kritik und des gebildeten Publikums zusammensetzt.

*

Seien wir gerecht: es ist im Laufe der letzten Jahre Manches besser geworden. Wie selbst Ibsen-Pioniere es aufgegeben haben, in Strindberg nur einen lallenden Alkoholiker zu sehen, so vergleichen sie auch nicht mehr Wedekind mit Skowronnek. Das wurde immerhin erreicht. Sie anerkennen, wenn auch widerwillig, daß man es hier vielleicht doch schließlich wohl gar — obschon mit einem „Dirnendramatiker", so doch — mit einem Dichter zu tun haben könnte.

Ich habe mich oft gefragt, woher diese perpetuierliche Sicherheit in der Feindschaft bürgerlich achtbarer Menschen gegen einen wirklichen Künstler, also gegen einen Sonderbaren, Irregulären, Nicht-Normalen stammt? Mit den andern vertragen sie sich, dieser befremdet und stößt sie ab.

*

Weshalb? Weil er ihren Vorstellungen von Moral nicht entspricht? Weil er ihre ästhetischen Bedürfnisse nicht befriedigt? Weil er kein „Gemüt" hat? Weil ihnen Fulda oder Schönherr besser schmeckt? Es ist kaum je anders gewesen. Sehr langsam und immer widerstrebend hat die Gesellschaft einen in ihre Mitte aufgenommen, von dem sie mit Recht und mit klugem Instinkt spürt, daß er gegen sie sein muß. Schon sein Profil ist ihnen verdächtig. Nun glaube ich keineswegs, daß jeder Gebildete unbedingt ein nahes Verhältnis zu Wedekind haben muß, nur die Aufrichtigkeit und den Ernst dieses Dichters sollte keiner antasten dürfen. Gebildete Menschen sprechen milde und anerkennend von den Werken justizrätlicher Seichtheit oder von den behaglichen Humoresken des Otto Ernst, jener glücklichsten Formel des deutschen Spießers.

Aber sobald sie die Unerbittlichkeit eines Geistes spüren, da streiken sie, da wehren sie sich, da werden sie wild. Man nimmt ihnen ihre heiligsten Güter: den Glauben an die sittliche Weltordnung, den Glauben an den Staat, an die Gerechtigkeit, an die Jungfräulichkeit ihrer Töchter, ihrer Schwestern, ihrer Bräute ... Eine so ekelhafte Anhäufung von Lastern gibt es in der Welt nicht. Der Dichter übertreibt, lügt, entstellt, färbt ... Sagen sie. Gewiß gibt es Mädchenhändler, gewiß gibt es Kokotten, gewiß gibt es betrügerische Bankiers, Falschspieler, Erpresser, ja wir sind bereits so weit gekommen, anzuerkennen: daß es Homosexuelle, daß es Lesbierinnen gibt. Aber: hat der Dichter ein Recht, uns eine solche Gesellschaft vor-

zustellen? Darf er uns in eine solche Atmosphäre führen? Ihr lebt zwar unter Kokotten, betrügerischen Bankiers, fragwürdigen Börsenspielern, Hochstaplern, ihr geht auch — euch zum Vergnügen — das Nachtleben von Berlin anschauen, ihr besucht alle Kabaretts, alle Bauernschenken, alle Bars: dort trefft ihr wieder mit der Gesellschaft zusammen, die ihr doch lieben müßt, sonst würdet ihr sie nicht aufsuchen? Ihr liebt sie ja auch auf der Bühne, wenn irgend ein Schmierant oder Zotenreißer euch tändelnd an seinem geilen Gängelbande führt ... Wenn aber ein Dichter kommt und euch die Abgründe zeigt, an denen ihr vorübertaumelt, in die einer von euch zuweilen heruntergerissen wird, dann schreckt ihr zurück, dann revoltiert ihr über den unsittlichen Dichter. Und ahnt nicht einmal, wie weit dieser Gestalter von jeder Anklage, von jeder Entrüstung entfernt ist. Dieser Künstler jammert nicht über die Welt: er will sie nicht einmal bessern: er hat keinerlei erzieherische Absichten, und die Schaubühne erscheint ihm kaum als „moralische Anstalt".

Er will einen Ausschnitt der Welt festhalten, und es ist für ihn gewiß charakteristisch, aber im Grunde gleichgültig, welchen Ausschnitt er wählt. So wie es für die Qualitäten eines Malers gleichgültig ist, ob er den Golf von Capri oder eine elende brandenburgische Pfütze malt. Meistens malt aber (das hat sich nach und nach herausgestellt) der Kitschier den Golf von Capri, und der ernst mit den Werten seiner Kunst ringende Maler versucht sich an der Pfütze.

Lassen wir euern Lieblingsdichtern den Golf von Capri: und gestehen wir dem Pandora-Dichter die Pfütze zu. Sie ist in ihrer Häßlichkeit bunter, fesselnder, reicher und schöner, so etwa wie ein Goyasches Capriccio mit allerhand lichtscheuem Gesindel uns schöner dünkt als ein Gemälde der Venus von Thumann.

Ihr aber liebt die Thumanns. Und wem immer ihr Freund oder Feind seid, welcher politischen Partei immer ihr angehören möget, darin bewahrt ihr die Solidarität. Ihr seid einig. Ihr seit die Apostel der Schönheit, ihr hütet die Kunst. Und es ist eure Pflicht, dem Eindringling, dessen ernstes Gesicht euch befremdet, die Tür zu weisen, denn nur ihr wißt, und euch ist anvertraut, was gut ist und edel und schön.

*

Um eurer Güte, eurem Edelmut, eurer Schöne zu entfliehen, wende ich mich zurück zu Goethe.

Ihm war Pandora das Sinnbild der Schönheit in einem sehr weiten Begriff. Denn Schönheit galt ihm nichts anderes als das Wesen aller Dinge, die Notwendigkeit aller Erscheinungen. Alles Häßliche, alles Gemeine, alle Roheiten des Lebens vereinigt mit dem Zarten, Weichen und Glücklichen des Daseins kristallisierte sich ihm erst zu dem ewigen Gesetze der Schönheit.

Und Wedekind, ein später Nachfahr der Lenz, Arnim und Brentano, abstruser und romantischer als der Apolliniker von Weimar, wirft in seine Pandorabüchse alle Scheußlichkeiten dieser Erde, aber er macht zu ihrer Trägerin die vollkommene Schönheit: Lulu oder Eva oder Mignon, das Urweib, die alle Männer an sich zieht und sie vernichtet, die sie ausbeutet und von ihnen ausgebeutet wird, die beglückt und zerstört, das alles und nichts erlebt, die neutral bleibt von ihrem ersten sexuellen Erlebnis bis zu ihrem furchtbaren Ende. Hunderte von Männern stürzen über sie hinweg. Deren Leidenschaften verkrampfen sich in ihre „Seele", denn sie ist nicht nur Körper, nicht nur Dirne; aber sie ist ohne Seele, ohne Gefühl, ohne Charakter in dem Sinne der Männer. Die Männer, die sie anbeten, und die Weiber, die sie umschwirren, erwarten andere Reaktionen von ihr.

Sie aber geht durch all das — durch alle Wünsche, Begierden, Enttäuschungen, Demütigungen — hindurch: nichts berührt sie, kein Tod, kein Mord, kein Gefängnis, sie kehrt immer wieder durch nichts befangen zu ihrer Bestimmung zurück.

Und diesen Dämon, dieses neutrale Wesen hat der Dichter in eine Welt gestellt, die zittert und ächzt, die ziellos ihren unbestimmten Trieben folgt, die hin und her pendelt, die an den Abgründen des Lebens entlang torkelt . . . Der Erdgeist beherrscht sie. Und wie Mücken um eine Bogenlampe, so schwirren Männer, Frauen und halbwüchsige Kinder um Lulu, um ihren guten und um ihren bösen Dämon, der sie alle mit hinabzieht in den ewigen Strudel des Todes, und alle folgen ihr in den Schlund: Gymnasiasten und Athleten, Kunstmaler und Börsianer, exotische Prinzen, Chefredakteure und deutsche Dramatiker, und als tragischste und rührendste Gestalt: eine adlige Lesbierin.

Ein Höllensturz. Von Brueghel eher als von Dürer. Das Wirrsal des Chaos tut sich auf. Menschenleiber fallen unerhört. Den Triumphzug und das Ende des Weibes gestalten diese Erdgeistdichtungen. Und mit einer Unerbittlichkeit sind alle diese Vorgänge gesehen, daß sie einem oft den Atem benehmen. Wedekind sieht das sexuelle Leben als den Urgrund aller unserer Triebe, unserer Begierden, unserer Sehnsüchte, und er muß also als Künstler, da er dieses Weltbild zu zeichnen versucht, die Ausschweifungen, ja die Entartungen und Perversionen der Erotik und der Sexualität in seinen Bezirk einbeziehen; ja, er würde fälschen, wenn er davor zurückschreckte.

*

Aber gerade das gibt ihm seinen Wert: daß er, ein Feind aller Kompromisse, hart und streng das Superlativische wagt: daß er — als ein Rigorist des Gefühls — bis zu den Tiefen des menschlichen Lebens hinabsteigt. Es wäre eine besondere Aufgabe, wollte man zeigen, wie es ihm gelingt, sein Weltbild zu gestalten. Mit welchen technischen Mitteln er ein Drama konstruiert, wie er die Menschen reden, schweigen, aneinander vorbeisprechen, stocken, zaudern, handeln läßt, — kurz: wie dieser nervöse, abkürzende, sprunghafte Stil der gleichwertige Ausdruck für seine „seltsam-gespannte Seele" ist.

Kaum je vor ihm haben die Deutschen von der Bühne herab einen so gefährlich-subjektiven, zynisch rücksichtslosen Bekenner gehört. Und was tun sie? Sie halten sich an seine jedem oberflächlichen Blick zugänglichen — Schwächen und fühlen nicht die gewaltige Leidenschaft, die hier zu ihnen spricht. Ein Mensch demaskiert sich, er lärmt, er schreit — sie verlachen ihn.

Wedekind hat ein Werk geschrieben, das diese Tragik zu bannen suchte. Es heißt: „So ist das Leben". Er wird diese Dichtung nach jedem neuen Zusammenstoß mit der Außenwelt bestätigt finden; aber er hat so viel Kraft in sich, daß er mit einem Satz, mit jedem neuen Werk über diese grinsende Menschheit hinwegspringt und an die kommende Generation appelliert, die ihm gehören wird.

POLITIK

DER LETZTE MONAT

Als der Kriegsminister im Reichstag „seinen alten Kameraden" in Schutz nahm und es nach ehrwürdigem Muster dem Urteil des Hauses überließ, was zu dem Liebknechtschen Angriff auf einen Toten zu sagen sei: — da wird der selige Generalleutnant von Lindenau in den ersten Verwesungsgasen ironisch geschillert haben. 101 Gläubiger waren, neben dem Vertreter Seiner Majestät, schmerzbewegt an seinem Grabe gestanden und wenn sie schluchzend zu einander sagten: Wir haben viel verloren!, so meinten sie insgesamt eine Million. Die X-tausend Mark eingerechnet, die der Verewigte dem Doktor Soundso zurückzahlen sollte, wenn der nicht „durch die Gnade S. M. des Königs bis spätestens 1. Juli 1914 zum preußischen Medizinalprofessor ernannt worden" sein sollte. „Ich habe den Entschlafenen als Soldat und Mensch hoch geschätzt und habe noch Großes von ihm erwartet" depeschierte der Kaiser. Es ist eingetroffen.

Der Kriegsminister hat, im Bezug auf die nicht vorhandenen jüdischen Reserveoffiziere gesagt: „daß dieser Zustand an sich verfassungswidrig ist, muß ich natürlich zugeben". Er hat sich geirrt. Im Stenogramm muß er nur zugeben, daß er verfassungswidrig s c h e i n e! Ist eben eine offene Soldatennatur, geradezu biderb. (Hätten sich die Herren Juden an Lindenau gewandt!)

Der Kriegsminister hat gesagt, der Ehrenschild der Firma Krupp sei rein. Er wurde in einem anderen Kassenschrank aufbewahrt als die Kornwalzer. Die Firma Profitlich, Konfektion en gros, wünscht ebenfalls von Liebknecht angegriffen und von Falkenhayn verteidigt zu werden. Sie hat die Beschaffung eines Ehrenschildes in Aussicht genommen.

Der Kriegsminister hat seine Villa, die das Militärkabinett auf eine gar zu berlinsche Geschäftsart sich zulegen wollte, vom Reichstag nicht gekriegt. Er ist ganz verwundert. Er wußte von nichts. Er kennt sich nix aus. Terraine Tor!

Der neueste Minister des Innern von Loebell hat in seiner ersten Rede die Besorgnisse zerstreut, als wäre er fähiger als seine Kollegen. Er will

Preußen vor der Fremdenlegion und einem demokratischen Wahlrecht schützen. Dafür hat er versprochen, die bürgerlichen Parteien nicht mehr als herkömmlich anzuschnauzen. Sie sollen ruhig ihre Meinung sagen, rief er leutselig, es werde schon nichts schaden. Die Liberalen loben sein offenes Wesen und werden ihn loyal bekämpfen.

Der Reichstag hat die Besoldungsvorlage abgelehnt, hat jedoch in seiner bürgerlichen Mehrheit von einem nationalliberalen Professor feststellen lassen, daß lehnen keineswegs stürzen sei, vielmehr einen Zwischenzustand bezeichne, ein Hängen oder Lehnen, dem man schon aus Gründen der Solidarisierung ein Ende machen, ihn also in den gesicherten Bezirk des Kompromisses überführen müsse. Daraufhin hat die Regierung nachgegeben, und hat ihren ursprünglichen Entwurf annehmen lassen. Die ältesten Parlamentarier erinnerten sich keines solch ersprießlichen Zusammenarbeitens.

Der Geschäftsführer der Großen Berliner Kunstausstellung hat dem Vertreter des „Journal des Débats" die Eintrittskarte verweigert. Er schrieb unter anderem in dem Absagebrief: „Wir haben nicht das geringste Interesse, weiterhin in der kulturwidrigen und gehässigen Weise behandelt zu werden, wie es in Frankreich zur Gewohnheit geworden ist". Der energische Mann heißt Wiest, was kein Druckfehler ist. Daß er den Franzosen die Große Berliner verheimlichen wollte, zeugt von vaterländischem Empfinden. Aber auch von Courtoisie. Er wollte das welsche Blatt vor der Umwandlung in ein Journal des Débâcles bewahren.

Der Abgeordnete Wendel schloß seine sehr gute Rede zur Auswärtigen Politik mit dem Ruf: „Vive la France!" Die Rechte lachte. Da sie aber nicht den Takt hatte, sich bei diesem Hochruf zu erheben, blieben die Sozialdemokraten auch beim Kaiserhoch sitzen. Es haben ihrer schon so viele wegen des Kaisers sitzen müssen, daß man ihnen kaum einen Vorwurf machen kann, wenn sie's auch diesmal taten.

Die auf der „Vaterland" versammelten Journalisten haben an Wilhelm II. ein Telegramm geschickt. Es wurde von drei völkischen Schriftleitern bei hohem Seegang übergeben.

ABNER

KRITERIUM DER KULTUR

„Wenn es wahr wäre, daß unser Kulturfortschritt es dahin gebracht hätte, daß wir nicht mehr mit demselben Vertrauen auf unser Heer in den Krieg ziehen könnten, mit dem unsere Väter auf das Heer von 1870 sahen, — wenn das wahr ist, verzeihen Sie mir das Wort, dann kann mir die ganze Kultur gestohlen bleiben." So, am 6. Mai 1914, im Reichstag der Herr von Falkenhayn. Die Kultur wird wohl das Klügste tun, wenn sie erwidert, daß ihr unter solchen Umständen der ganze Kriegsminister gestohlen bleiben kann. Aber schließlich hat der Herr nur ausgesprochen, was dem gesamten regierenden Mittelstand geläufig ist. Sogar die „Liberalen" möcht' ich zählen, die im Herzen andrer Meinung sind. Ziel der Kultur: alle ihr Unterworfenen darauf abzurichten, ohne Murren unschuldige Mitmenschen totzuschießen und sich ohne Murren unschuldig von Mitmenschen totschießen zu lassen. Wissenschaften, Kunst, Philosophie, ja Religion —: ihr einziger Sinn: willige Kriegsknechte heranzuziehn. Eine Kultur, die das dumpfe Dunkel des Sklavengehorsams etwa erhellen, die den Menschen fragend machen würde, zum Beispiel nach dem vernünftigen Grund des Tötens und Sichtötenlassens fragend, — eine solche Kultur, als eine die Disziplin lockernde, wäre überhaupt nicht ernst zu nehmen. Das Geistige hat Berechtigung . . selbstverständlich nur als Mittel zu Zwecken der Soldateska. Darum Akademien; darum Universitäten; darum Gymnasien; darum Volksschulen. In der Kultur etwas anderes, womöglich etwas Entgegengesetztes, zu sehen als einen Apparat zur Erzeugung von Manneszucht, das ist extravagant, das ist einfach Gehirnfatzkentum. Der Mensch hat für den König dazusein, und nicht der Staat für die Menschen. Patriotismus heißt: mit Begeisterung das vollführen, was der beschränktere Teil der Bevölkerung dem weniger beschränkten auferlegt. Die, welche unausgesetzt dahin streben, blühende Organismen mit rohesten Werkzeugen massenweis zu vernichten, das sind die „positiven Köpfe"; wir, die wir alles Lebendige schützen wollen, die wir täglich das Lebendigste neu erzeugen (denn was ist lebendiger als der Geist?), sind „destruktiv", gefährlich und lächerlich

GORGIAS

KUNST

Die Münchener Presse hat so ziemlich unisono das Lob eines Siebzigjährigen verkündet, zu dessen Ehren die Galerie Caspari eine große — über achtzig Stücke zählende — Kollektiv-Ausstellung organisiert hat: des Malers Albert von Keller. Und wo man eine auswärtige Zeitung oder eine Zeitschrift aufschlug, fand man Ähnliches: von bedingter Bewunderung bis zu den Ausbrüchen des reinsten Entzückens. Die Keller-Ekstase begann mit der Einrichtung des Keller-Kabinetts in der neuen Pinakothek. Der Wert dieses Kabinetts besteht. Auch die Ausstellung bei Caspari hat eine gewisse Bedeutung — wenn diese Bedeutung sub specie aeternitatis auch als eine sehr lokale Sache erscheint. Man kann nun geneigt sein, über Kellers Malerei auch allerlei Liebenswürdiges zu sagen. Aber wenn sie in der Kritik und im Publikum die Begeisterung erregt, die man in diesen Tagen konstatiert, dann wird es zur Pflicht, die Anerkennung — sogar gegen ein ursprüngliches Gefühl — aufs Äußerste einzuschränken und gegen verstiegene Einschätzungen zu protestieren, die geradezu ein Unfug werden. Dazu ist es wahrlich an der Zeit, wenn selbst Kritiker mit so besonnener Wertung und so freiem Horizont wie Uhde-Bernays das nötige Nein nicht mehr finden können. Ich wüßte in der Ausstellung bei Caspari kaum ein halbes Dutzend Bilder, die es verdienen, geschätzt zu werden. Es sind darunter just die Dinge, die am wenigsten von der Stichmarke Keller an sich haben und ganz unbefangen ein Stück Naturerlebnis aussprechen. Ich denke an die reizende „Akanthusbank", an die kleine Häuseransicht aus Venedig und derlei Dinge. Von den Arbeiten, die in einem betonten Sinn von Keller sind, haben vielleicht bloß die Versionen der kleinen Pariserin und Dinge wie die Idylle aus dem Besitz des Herrn Prager oder wie das Residenztheater eine gewisse Gültigkeit. Aber wenn man sich vorstellt, wie Menzel dies Stückchen Theater gemalt haben würde, dann wird es um Keller sehr, sehr still. Und bei der genannten Idylle, bei allerlei Bacchanalien hat man das Gefühl, daß Makart, der Skizzierer, dergleichen Aufgaben wahrscheinlich reicher gelöst haben würde. Enfin — es bleibt nicht viel. Um-

somehr häuft sich um die wenigen Dinge, an die man glauben könnte und die ein reines künstlerisches Gefühl, eine ursprüngliche Anschauung, und eine unpreziöse Malerei enthalten, erstickend eine Menge von Dingen, für die man beim besten Willen kein besseres Wort finden kann als das glatte Wort Kitsch. Was da an Damenbildnissen, Akten, Kreuzigungs-Visionen, überhaupt an galantem Spiritismus verbrochen wird, ist gar nicht zu beschreiben. Bildnisse der Frau Bosetti, der entzückenden Ellen Richter sind einfach beelendend minderwertig: eine Malerei von roher Nichtigkeit. Daß ein bekanntes Münchener Familienblatt, das ehedem unter dem Namen „Jugend" gegründet wurde, dem staunenden Deutschland gerade diese Dinge reproduziert, versteht sich beinahe von selbst. Aber man soll einen Maler nicht restlos für seine Bewunderer haftbar machen. Es sind im Werk Kellers malerische Qualitäten, wenn diese Qualitäten auch lediglich — ihren scheingeistigen Ansprüchen zum Trotz — den materiellen Reiz eines schönen Emails haben. Daß man in diesen Qualitäten aber je etwas Außerordentliches sah, läßt sich nur erklären, wenn man den Mut hat, den Kunstgeist der guten Stadt München im Ganzen etwas niedriger, etwas mehr in der Richtung aufs Provinzielle einschätzen als es bei den ein wenig komischen Hohepriestern der münchnerischen Tradition zu geschehen pflegt. Ein koloristisch sublimer Genremaler und Halbminiaturist — das ist die Formel für Keller in seiner besten Zeit. Und auch diese Formel bezeichnet einen Stern dritter Größe.

Die Kollektion von Bildern des in München lebenden Österreichers Jagerspacher, die seit einigen Tagen bei Caspari zu sehen ist, wird nach der Kollektion Keller zur wahren Erlösung. Hier ist sicher ein schwerfälligeres Talent. Aber diese Bilder sind im äußeren Maß — das ist keineswegs gleichgültig, weil es hier ein Streben nach größerer Vorstellung bedeutet — und in der Intensität der malerischen Auffassung viel wertvoller als alles, was von Keller da oben hängt. Keller hat es mit Stevens zu tun, Jagerspacher mit Manet. Das bezeichnet das Verhältnis. Jagerspacher begreift das Vorbild gewiß nicht ganz; zu einer bedingungslos malerischen Deutung der Dinge im Sinn Manets gelangt er nicht, und mitunter stört das Dramatisch-Psychologische, das Äußerliche empfindlich — um so empfindlicher, als die malerische Differenzierung sehr weit ge-

trieben ist, um so empfindlicher, als diese Bilder beinahe etwas von der noblen Klassik eingesessener Galeriewerke an sich haben. Aber die Ansprüche dieser Malerei sind so schwer ernst, so voll von lauterer Mühe um das malerisch Bedeutende, so reich an edlem konservativem Instinkt, daß man selbst das Unzulängliche daran mit Freude erlebt, wenn man von der schlechten Blague der Malereien Kellers im ersten Stock droben zurückkehrt.

Der Kunstsalon Thannhauser hat im Monat Mai etwas Unverantwortliches getan. Diese Galerie, die uns Kollektiv-Ausstellungen von Cézanne, von Picasso geboten und das Neue seit Jahren zumeist mit vornehmer Auswahl gezeigt hat, brachte es über sich, zum zweiten Male eine Kollektiv-Ausstellung von Sachen des Kunstmalers Fritz Gärtner-München-Mallinckrodt zu veranstalten. Kein Wort ist scharf genug, diese Ausstellung — die in der Münchener Kritik selbstverständlich wieder Hymnen auslöste — zurückzuweisen. Die Galerie Thannhauser sollte sich zu gut sein, diese Maschinen eines Ehrgeizigen auszustellen, der nicht eine Fläche von der Größe eines Handrückens mit guter Malerei bedecken kann und dabei „Erde und Eisen", Ackerbau und Industrie und Handel mit der verblüffendsten Hemmungslosigkeit quadratkilometerweise auf die schöne Leinwand bringt. Schade, daß gerade Thannhauser sich herbeiläßt, dies betriebsame Unvermögen zu fördern.

Die Galerie hat darum vieles gutzumachen. Die Kollektion von neuen Arbeiten Karl Hofers, die seit einigen Tagen bei Thannhauser zu sehen ist, ist ein hocherfreulicher Anfang dazu. Man hat lange nicht mehr so Schönes gesehen. Hofer, in dem wir eines der bedeutendsten Talente der jüngeren Generation achten dürfen, hat lange mit den Einflüssen zu tun gehabt, denen er in den besten Traditionen begegnete. Die Geschmeidigkeit seiner glänzenden Begabung ließ einen eigenen Willen nicht recht aufkommen. Diese Ausstellung bei Thannhauser zeigt den angehenden Vierziger zum ersten Male auf einem Niveau, von dem ich sagen möchte, es bekunde die Ausreifung eines eigenen Stils. Vielleicht ist dieser Stil so bezwingend, weil er sehr konziliant ist. Er bezwingt nicht, indem er niederschlägt. Er ist unmittelbar gewinnend und darum wohl irgendwie verdächtig, begrenzt zu sein. Allein, lassen wir das einstweilen. Was bei

Thannhauser zu sehen ist, erscheint ohne Ausnahme höchst erquicklich, erscheint klar, voll, elegant, beglückt, erscheint irgendwie vollendet und als ein Kapitel aus dem Besten, dessen das junge Deutschland zurzeit fähig ist.

Eine Überraschung brachte der zu wenig aufgesuchte Kunstsalon des Numismatikers und Antiquars Weizinger an der Sophienstraße. Ende April war dort eine Kollektiv-Ausstellung von Bildern des Münchener Landschafters August Seidel zu sehen, der von 1820 bis 1904 gelebt hat und damit ungefähr der Generation Schleichs und Spitzwegs angehört. Seidel ist von Rottmann und der heroisch-romantischen Landschaft ausgegangen, hat sich dann namentlich dem Einfluß Constables ausgesetzt und schließlich das Niveau der Malkultur von Barbizon erstiegen — ehe er die Kunst der Barbizon-Schule kennen gelernt hatte. Seine französische Reise fiel erst ins Jahr 1863. Ein Zeugnis für die Objektivität der Kunstentwicklung: was in der Zeit liegt, das geschieht allenthalben. Nur so erklärt es sich, daß Seidel sich in der relativen Ungunst der Münchener Verhältnisse heimlich durchsetzte — wie Schleich und Spitzweg, die mit ihm die besten Werte der Münchener Malerei von der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bedeuten. Im übrigen erinnerte diese Ausstellung daran, daß die Geschichte der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts trotz allem noch nicht entgültig geschrieben ist. Je höher wir die französische Kunst schätzen, desto mehr haben wir die Pflicht, in unserem Land alles das zu suchen, was dieser Kunst durch eigene Kraft nahe ist.

Die Münchener kritische Rundschau, die sich durch eine intelligente Kunstkritik auszeichnet, organisiert in dem Bestreben, positive Kritik zu treiben, Ausstellungen von Werken junger Künstler. Die erste Ausstellung bringt — bei Dietzel am Maximiliansplatz, der zurzeit übrigens auch eine Anzahl der wundervollsten Negerplastiken, darunter eine grandiose Tanzmaske von Madagaskar, zu zeigen hat — eine Reihe von Arbeiten des Malers Oskar Coester. Die Serie enthält einige Stücke, die ein angenehmes, aber sehr abhängiges kleines Talent ankündigen. Der Einfluß, dem Coester sich aussetzt, ist erhaben, aber gefährlich: Marées. Ich finde zu viel Wörtliches in dem Versuch zu eigenen Übersetzungen,

auch wieder viel Oberflächliches. Aber diese Bildchen sind, abgesehen von den üblen Grisaillen, eines Besuches wert, und vor allem ist das Prinzip derartiger Ausstellung ein wertvolles Novum.

Der Kunstsalon Gurlitt in Berlin widmet sich mit einer begrüßenswerten Entschlossenheit, die ihm in den neuen Berliner Kunstbewegungen eine entscheidende Rolle gibt, immer mehr der Pflege der jüngsten Kunst. Im März und im April sah man dort Kollektionen von Erbslöh, Heckel, Hettner, im April und Mai Kollektionen von Schmidt-Rottluff, Kanoldt und Weinzheimer.

Der Kunstsalon des sehr regsamen Herrn Flechtheim in Düsseldorf hatte Ende April und Anfang Mai eine Kollektiv-Ausstellung von Werken des feinen französischen Neo-Impressionisten Maximilian Luce, während des Monats Mai eine Ausstellung von Arbeiten des — wenn die knappe Bezeichnung zulässig ist — deutschen Neo-Impressionisten Paul Baum und etlicher rheinischer Expressionisten. Der Salon scheint sich immer mehr zu einem der führenden Institute in Deutschland zu entwickeln — Symptom der Erneuerung des rheinischen, insbesondere des Düsseldorfer Kunstlebens, das so lange in stagnierenden Überlieferungen liegen geblieben war.

In Paris sind Neugründungen von Kunstsalons an der Tagesordnung. Im „Cicerone" werden gelegentlich eines Aufsatzes über Pariser Frühjahrs-Ausstellungen die Namen und teilweise auch die ungefähren Programme dieser neuen Salons mitgeteilt. Hier die Firmen: Malpel, Sagot, Levesque, Rosenberg, Guillaume. Diese Salons pflegen die neue Bewegung. In der neuen Galerie Louis Legrand ist nach diesem Pariser Referat dem Salon Druet eine Konkurrenz erwachsen, da Legrand die Führer des Herbst-Salons — Guérin, Manguin, Camoin, Flandrin im Haus des Gil Blas um sich versammelt. Die neue Galerie Manzi brachte eine Kollektion zum Gedächtnis der Morisot, Vollard eine Kollektion der Miß Mary Cassatt, dieser vielleicht bedeutendsten Frau aus dem Gefolge der klassischen Impressionisten.

Miethke in Wien brachte eine große Kollektiv-Ausstellung von Arbeiten des Franzosen Derain, der seit seinen kubistischen Tagen die feinste Renaturalisierung seiner Kunst durchgemacht hat.

Aus den Zeitschriften registriere ich: einen sehr guten und reich illustrierten Aufsatz Sauerlandts über Nolde in Heft 7 der Seemannschen „Zeitschrift für bildende Kunst".

Ich notiere schließlich ganz kurz die neuen kunstgeschichtlichen Werke, die mir aus der seit Neujahr erschienenen Kunstliteratur die wesentlichsten zu sein scheinen. Voran steht für mich die zweite Auflage des ersten Bandes der Entwicklungsgeschichte Meier-Graefes, in der ich das weitaus bedeutendste Werk der Kunstgeschichtschreibung der letzten Generation verehre. Die neue Auflage ist eine Neubearbeitung; der Band ist beinahe neu geschrieben. Zufälligkeiten der ersten Auflage sind nicht mehr da; das Ganze ist gesättigter, formschwerer und im Gedanken teilweise stark umgeprägt. Ich erwähne weiter den prachtvollen Delacroix Meier-Graefes, vielleicht das stärkste monographische Bekenntnis Meier-Graefes, übrigens ein Werk auch von großem illustrativem Reichtum, das einzige Delacroix-Werk, das meines Erachtens überhaupt in Betracht kommt, rein zeitlich das erste deutsche (beides Piper); dann den ebenmäßig und klug geschriebenen Leibl Waldmanns (Bruno Cassirer), des neuen Direktors der Bremer Kunsthalle, den Liebermann von Hanke (Bruno Cassirer), der das Buch Schefflers überholt, das große Werk von Karl Voll über die französischen Illustratoren des 19. Jahrhunderts, eine gründliche und geschmacksichere Arbeit (Holbein-Verlag), die soeben erschienene deutsche Ausgabe der Impressionisten Durets, das Feuerbachbuch von Uhde-Bernays (Insel), den Poussin Friedländers — dies Buch jedoch weniger wegen der Darstellung, die mir arm zu sein scheint, als wegen der wissenschaftlichen Vollständigkeit des Werks und der ungeheuren Wichtigkeit des Themas (Piper), die Arbeit Hamanns über die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, ein wie alle Arbeiten Hamanns mit ungewöhnlichem Kulturgefühl geschriebenes Buch, endlich die große Publikation der Holzschnitte Daumiers mit einem informativen Text und einem ausführlichen Katalog von Arthur Rümann (Delphinverlag). Von Mappenwerken ist vor allem die Lithographienmappe Caspars („Passion", Delphinverlag) und das vom Sturm publizierte Heft mit Reproduktionen der Werke Kandinskys zu nennen.

WILHELM HAUSENSTEIN

MUSIK

ERNST VON SCHUCH †

Es sind drei Jahre her, daß ich diesen Mann gehört habe, und doch ist mir, als wäre es gestern gewesen. Er dirigierte damals das erste Abonnementskonzert der Musikalischen Akademie, und ich war in die Vormittagsprobe gegangen, weil ich am Abend anderweitig gebunden war. Aber nach der Probe kaufte ich mir ein Billett für den Abend. An erster Stelle stand das 10. Conzerto grosso Händels in D-moll. Ich will die Interpretation des letzten Satzes daraus getreu deskribieren, wie ich sie in der Erinnerung trage. Denn alles ganz Inkommensurable wird durch trockene Demonstrierung am deutlichsten gemacht. Zuvor für den Laien noch dieses: der letzte Satz besteht aus einem gavottenartigen Thema, das einmal in der primitiven Doubleform variiert wird. Jeder Vorder- und jeder Nachsatz wird wiederholt, so daß eigentlich viermal dasselbe gesagt wird. Derartige Stücke so vorzutragen, daß man die Wiederholungen nicht merkt, gelingt nur einem phantasievollen Dirigenten, einem Musiker von Gefühlswitz, wie Hans von Bülow zu sagen pflegte. Und nun nehme man die Partitur zur Hand und notiere sich folgendes:

Vordersatz des Themas mezzoforte, in ruhig schreitendem Tempo, vorletzter Takt Crescendo, im letzten Takt zur ursprünglichen Stärke zurück. Die Wiederholung ganz wenig langsamer und piano. Der Nachsatz im ersten Tempo und mezzoforte, vom dritten Takt an entschiedenes crescendo, in den beiden letzten Takten Einlenken zum früheren Mezzoforte. Die Wiederholung wie die vorige, nur noch etwas langsamer (der rhythmisch pointierte Vortrag wirkt hier mit feinem Humor). Der Vordersatz der Variation beginnt etwa um die Hälfte schneller als das Haupttempo und — ein höchst geistreicher Chiasmus! — p i a n o, während die Wiederholung mezzoforte beginnt. Der Nachsatz setzt wieder piano ein, vom vierten Takt an Steigerung in Tempo und Stärke, so daß bei Beginn der Reprise bereits presto und forte erreicht sind. Die Reprise setzt

diese Steigerung über prestissimo und fortissimo bis an die letzten Grenzen des Möglichen fort.

Zwei Züge fielen an dieser Vortragsweise auf: ein bis zum nervösesten Raffinement gesteigerter Esprit und ein triebhaft wildes Temperament. Und diese Züge kehrten in allen Interpretationen Schuchs wieder, ihre Vereinigung ergab das Wesen dieses Naturells. Er hatte die feinsten Finger für alles Filigran, und er hatte das atemversetzende Draufgängertum eines Zigeuners, höchste Kultur und stärkstes Temperament. Beide Eigenschaften bedurften einander, jede allein hätte ihren Träger in die Irre geleitet. Aber das Beste an ihm war doch der leidenschaftliche, unbändige Musikant. Er führte ihn immer wieder zu einer naiven Wiedergabe dessen zurück, was er mit scharfem Intellekt zerlegt hatte. Mit schwächerem Temperament wäre er von der Fülle seiner Erkenntnisse erdrückt worden. Haydnsche Ecksätze, Webersche Ouvertüren, Italienisches und Französisches, Smetana und Richard Strauß, aller Esprit und aller Elan hatten in Schuch einen Interpreten, mit dem sich keiner vergleichen konnte. Wenn er freilich Mozartsche Adagios, Beethovensche und Schubertsche Sinfonien dirigirte, fühlte man die Grenzen seines Wesens. Vor Aufgaben, die nicht mit Geist und Temperament allein zu lösen waren, versagte er. Sein Empfinden wurde trocken, sein Temperament äußerlich, und wenn er mit der Eroica begann und mit der Ouvertüre zur „verkauften Braut" schloß, so hatte für den Abend Smetana über Beethoven gesiegt. Aber wie konnte der Mann den Böhmen interpretieren! Smetana unter anderen Dirigenten heißt Schneidigkeit, Schmiß, gute Unterhaltung. Smetana unter Schuch war ein Rausch, ein Taumel, eine Orgie. Wenn es vorbei war, wunderte man sich, daß der Saal noch stand und alles ruhig auf seinen Plätzen saß. Er war, was Goethe eine Natur nannte, eine einseitige, ganze, in ihrer Art unvergleichliche und unvergeßliche Begabung. Er war das stärkste Temperament, das außer d'Albert zu uns gesprochen hat, und unter allen, die ihm durch Geist und Grazie verwandt waren, der größte Musikant.

ALEXANDER BERRSCHE

CURIOSITÄTEN

Aus der 14. Fortsetzung des Romans „Das deutsche Blut" von Horst Bodemer (Münchner Neueste Nachrichten, 16. Mai 1914, Morgenblatt): ... „Packt man den Hinterpommer beim rechten Ende, kann man mit ihm machen, was man will. ... Und was für den Mann galt, galt auch für das Weib, — die Jungfrau Elisabeth Gutzmin!"

Münchner N. N., 17. März 1914:

Ich darf nach meinem Herzen wählen!
Die Schablone ist mir verhaßt! In meiner Brust sprudelt ein frisch-freier Bergquell! Auf diesem Wege suche ich mir ein liebes, treues, hingebendes Weib, das gleich mir dem Odem der herrlichen Gotteswelt lauschen will und den ewigen Frühling auf allen Teilen der Erde sucht. Ich bin gebildet, musikalisch, tapfer gegen jeden Feind, ein Schutz dem Freunde. Alter 27 Jahre, symp. Gestalt, blond. Vermögen 700000 Mark. Anfrage seriöser Damen unter „Weltreise 88584" an die Expedition erbeten. Vermittlung dankend abgelehnt.

Münchner N. N., 31. März 1914:

Intelligente Dame
hübsche Erscheinung, schw., 29 J., kath. tüchtige, spars. Hausfrau, wünscht sich mit nur gutsit. Männchen, nicht über 50 J., mit guter Herzensbildung, am liebsten ausw., bald zu verehel. Bild erwünscht. Briefe u. „Naturfreundin 106007" an die Expedition.

Münchner N. N., 31. März 1914:

Frische dunkle Dame
(50 Jahre) mit 50000 Mk. Vermögen, sucht passenden Herrn Beamten in gleichem Alter. Briefe u. „Herbstglück 107353" an Exp.

Münchner N. N., 26. März 1914:

Vornehmer Herr
hübsch. Besitztum, geordn. Verhältnisse, reines Vorleben, sucht sich zu verheiraten. Anonym und Vermittler zurück. Briefe u. G. 100437 a. d. Exped.

Berliner Tageblatt, April 1914:

Nordlandreise für rituell lebende Juden
3. bis 19. Juni 1914. Herrliche Fahrt durch die romantischsten Fjorde Westnorwegens bis hinauf zum Nordkap. Preis der Reise, die sich durchaus erstklassig gestalten wird... Die Reise steht unter Aufsicht des Hamburger Oberrabbinats! Der für die Reise gecharterte erstklassige, mit allen Vorkehrungen der modernen Schiffsbaukunst versehene Salondampfer „Kong Harald" faßt ca. 100 Passagiere und ist nur für die jüdischen Teilnehmer reserviert. Die Reise kann nur von statten gehen, wenn bis Ultimo April mindestens 70 Passagiere gebucht sind. Es wird daher dringend gebeten, die Anmeldungen unter allen Umständen im April erfolgen zu lassen!!! Man verlange den ausführlichen Prospekt der Reise vom Veranstalter Reisebureau Walter Bamberger, Hamburg 36.

BÜCHER, DIE DAS FORUM EMPFIEHLT

Die Sagen der Juden. Gesammelt und bearbeitet von Micha Josef Cin Gorion. *Die Erzväter.* Literarische Anstalt Rütten u. Loening.

Soldan-Heppe: Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer. Zwei Bände. Georg Müller.

Michel de Montaignes Gesammelte Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Einleitungen und Anmerkungen unter Zugrundelegung der Übertragung von Johann Joachim Bode herausgegeben von Otto Flake u. Wilhelm Weigand. Acht Bände. Georg Müller.

Jonathan Swift: Prosa-Schriften. Vier Bände. Erich Reiß Verlag.

Generalfeldmarschall Hermann von Boyen: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813. Zwei Bände. Verlag Robert Lutz.

Homers Odyssee. Griechisch und deutsch in zwei Bänden. Deutsch von Johann Heinrich Voß, bearbeitet von E. R. Weiß. Tempelverlag.

F. M. Kircheisen: Napoleons Untergang. Erster Band 1812. Verlag Robert Lutz.

Jules Michelet: Die Frauen der Revolution. Herausgegeben und übersetzt von Gisela Etzel. Mit einer Einleitung, einem Nachwort und Anmerkungen von Dr. Richard Kühn und mit 16 Beilagen in Tiefdruck nach alten Stichen und Lithographien. Verlag Albert Langen.

In Memoriam Gustave Flaubert von Caroline Franklin-Grout, Guy de Maupassant, Edmond und Jules de Goncourt, Emile Zola. Herausgegeben von Dr. E. W. Fischer. Kurt Wolff Verlag.

Paul Fechter: Der Expressionismus. Mit 40 Abbildungen. R. Piper u. Co.

DAS HAUS WAHNFRIED ODER LA RECHERCHE DE LA PATERNITÉ EST INTERDITE

Wenn sie jedoch erlaubt wäre? Dann wiche die Weihe und — weh uns — Wahnfried wankte.

Viele besorgte Gemüter raunten seit langem Unheilschwangeres. Jetzt jedoch — ward solches je erhört? — klagt Isolde gegen ihre Mutter. Und kein Tristan springt ihr bei. Siegfried hingegen ist Beistand und holder Hort Mamas. Die Meistersinger verhalten sich neutral.

Worauf klagt kläglich Isolde? Auf daß anerkannt werde (was niemand nirgends bestritt, weil sich bisher nur wenige darum kümmerten), daß sie das erste von den drei außerehelichen Kindern Wagners sei.

Ihr Anwalt äußert, genialen Naturen wie Richard und Cosima W. sei so etwas schon erlaubt, und bringt Belege: ein Gedicht an Isolde von Richard Wagner, dessen Vaterschaft jedoch man wiederum ohne Besinnen Oskar Blumenthal zuschiebe, unwiderlegbare Stellen aus Briefen Cosima und Richard Wagners, Zitate aus Biographien der hohen Priester. Nach Carl Fr. Glasenapp, dem obersten der Vorsänger, „kam im Jahre 1864 der Zusammengehörigkeitssinn von Wagner und Cosima v. Bülow zum Durchbruch". Zum Durchbruch kam er; und Isolde wurde geboren: am 10. April 1865.

Aber: als sie achtundvierzig Jahre alt geworden ist, schreibt ihr der Bruder durch den Anwalt einen Brief und adressiert ihn: Frau Isolde Beidler, geborene v. Bülow. So Siegfried, der Thronfolger, die Geburtsurkunde schwingend.

Nun sollte man ja diesen ganzen Familienklatsch weit von sich weisen; man hätte ein Recht darauf zu äußern: wir wünschen euere schmutzige Wäsche nicht zu sehen. Verschont uns. Keinen von uns interessiert es, ob Isolde von Wagner oder von Bülow erzeugt worden ist. Schweigt! Manch einem, wenn er zu wählen hätte, wäre es lieber, einen so feinen Kerl wie Hans v. Bülow zum Vater gehabt zu haben.

Aber wirtschaftliche Fragen stehen auf dem Spiel. Die Verteilung der Tantiemen. Und darum muß ein öffentlicher Prozeß geführt werden. Zwischen einer 77jährigen und einer beinahe 50jährigen, zwischen Mutter

und Tochter, und das in einem Hause, von dessen heiliger Weihe man jahrzehntelang nicht müde wurde zu orakeln, zu dem man pilgerte wie zu einen Wallfahrtsort, der entweiht würde, wenn man ihm das teuerste Gut, den Parsifal, stähle, und es dem Volke vorwärfe. Jede Zeitung füllt ihre Spalten mit diesem Zwist, entrüstet sich über den Skandal und erklärt, der Ekel steige ihr hoch.

Nichts von Empörung, nichts von Ekel. Schicksal. Bedauernswertes, aber ehrliches Schicksal. Denn: nicht nur das Talent ist im Hause Wahnfried erblich, sondern auch die Illegitimität.

Es ist das Gesetz der ewigen Wiederkunft. Nietzsche behält recht.

Bis zum Urgroßvater Isoldens können wir die Schicksalslinie verfolgen. Nach Batka („Richard Wagner"): „Gottlob Friedrich [d. i. der Urgroßvater] will höher hinaus. Er studiert in Leipzig Theologie. Aber der Umstand, daß ihn seine Braut, die Tochter eines Schulhalters, noch vor der Hochzeit mit einem Sohne beschenkte, dürfte ihn zur geistlichen Laufbahn just nicht empfohlen haben." So schon der Urgroßvater.

Isoldens Großvater und Richard Wagners Vater aber war wie es scheint und wie ebenfalls Nietzsche dunkel ahnte — nimmermehr Adolf Wagner. Seiner Frau, der anmutigen Bäckerstochter Rosine Pätz aus Weißenfels, gefiel gar wohl der Maler und Schauspieler Ludwig Geyer, und, wenn nicht alle Zeichen täuschen, ihm gebar sie ein halbes Jahr vor dem Tode ihres Mannes einen Sohn, den man Richard nannte und der — wie er in seiner Autobiographie selbst erzählt — bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre Richard Geyer hieß.

Genau so wie Isolde bis zu ihrem achtundvierzigsten — Wagner; und wie sie mit Recht zu Richard Wagner Vater sagte, so spricht Richard noch in spätem Mannesalter von seinem Vater Geyer.

Es ist das Gesetz der ewigen Wiederkunft. Nicht kleinliche Streitsucht, nicht unverständlicher Zorn einer Greisin, nicht Siegfrieds Rache entfachte also diesen Kampf zwischen Mutter und Tochter, sondern das Schicksal selbst waltet wie weiland über dem Hause des Agamemnon über dem Hause Wahnfried, und unserer Zeit fehlt nur der Offenbach, um es mit seiner erschütternden Tragikomik in Musik zu setzen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog
Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München

DAS FORUM

1. Jahrgang *Juli 1914* *Heft 4*

TAGEBUCH

VON WILHELM HERZOG

DER RITTER VON POSSART

Der Zensor irgendeiner deutschen Stadt verbietet einer Theaterdirektion die Aufführung eines Dramas. Das ist sein gutes Recht. Denn wozu, fragt der Unbefangene, hätten wir einen Zensor, wenn er nicht dann und wann etwas verbieten dürfte. Lassen sich mündige Menschen ohne Widerspruch diese Institution gefallen, so ist kaum ein Grund vorhanden, sich zu entrüsten, wenn sie zuweilen ihre Existenzberechtigung zu erweisen strebt. Schließlich ist der Zensor ein vom Staat bezahlter Beamter, der sich für seinen Gehalt irgendwie erkenntlich zeigen muß, der ihn jedenfalls nicht umsonst haben will. Es scheint also unklug und auch ungerecht, in jedem Verbot immer nur die brutale Ignoranz des Zensors sehen zu wollen.

Der jüngste Fall: der Münchener Zensor verbietet der Direktion des Schauspielhauses die Aufführung von Wedekinds „Simson", den Friedrich Kayßler während seines Gastspiels den Münchenern zeigen wollte. Allzu hitzige Freiheitsfreunde wenden ein, dieses Drama sei bereits in Berlin, in Wien, in Zürich und gar in Posen gespielt worden, ohne bisher sichtbaren Schaden der Sittlichkeit dieser Städte zuzufügen. Nicht einmal die Posener und Züricher Delilas hätten sich merklich vermehrt. Das ist jedoch eine — unter dem Deckmantel der Aufklärung — ganz jesuitische Argumentierungsart, die wir lieber nicht aufkommen lassen wollen. Wir leben nicht in Posen, sondern in München. Und der Münchener

Zensor wird schon seine Gründe für das Verbot haben; er wird es sich sehr genau überlegt haben und sich der Verantwortung bewußt gewesen sein, wenn er es für notwendig hielt, die Bürger einer Stadt, der so oft wie kaum einer anderen das Wörtchen Kunst vorangetragen wird, zu schützen gegen das in Wedekinds Werk versteckte Gift.

München aber ist nicht nur eine Kunststadt, München hat auch einen Zensurbeirat. Und hier kompliziert sich der Fall ein wenig. In diesem Beirat sitzen die ehrenwertesten Männer der Stadt: Professoren, Dichter, Schulmänner, Schauspieler mit Künstlern und Gelehrten von Weltruf. Welche Pflichten, welche Rechte dieser Beirat besitzt, wird Leuten, die der Zensuratmosphäre ferner stehen, allerdings nicht ganz klar. Es gab auch schon mehrfach kleine Revolutionen; einige Herren traten aus, andere ein. Aber schließlich: Zensor und Beirat blieben bestehen und beisammen und kamen nunmehr zu ihrer jüngsten Tat, dem Verbot des „Simson" ohne die knappste Angabe von Gründen. Grün werden sich die Zensoren von Berlin, Wien, Zürich und Posen ärgern, daß sie keinen Beirat haben.

Jedoch: was wäre ein Münchener Beirat ohne Se. Exzellenz — „lassen wir den Titelschnickschnack beiseite" und sagen wir einfach — was wäre ein Beirat ohne den Herrn Generalintendanten Geheimrat Prof. Dr. Ernst Ritter von Possart? In dreiundfünfzig Jahren redlichster Pflichterfüllung hat er sich seine allerorten gerichtsnotorische Fähigkeit zum Sachverständigen erworben, an 217 Bühnen hat er nach seiner eigenen Aussage gewirkt. Und wo er hinkam, da wurden sie kraft seines Adlerblickes und seines sittlichen Einflusses zu moralischen Anstalten. Wo immer ein Übel nach Abhilfe schreit, da findet er die würdigsten Worte; wo der Kunst eine Gefahr droht, da ist er ihr Siegfried; wo Theatermädchen unzüchtig be-

rührt werden, da hebt er die Hand hoch, da kennt er keine Gnade, da verdonnert er selbst den, von dem er als Sachverständiger, als rettender Engel, hilfeflehend angerufen wurde. Er weiß es wohl, der Menschheit Würde ist in seine Hand gegeben und er bewahret sie. Allezeit bescheiden und gerecht, auf seinem dornenvollen Posten sich seiner Pflicht bewußt, verkörpert Ritter von Possart sozusagen alle Tugenden auf -heit und -keit in sich, als da sind: Ehrlichkeit, Frömmigkeit, Anspruchslosigkeit, Sittlichkeit und viele andere mehr. So lebt er vor unserem Auge, so wird er weiterleben, ohne zu schwanken, in der Geschichte. Als er einmal von einem Neugierigen gefragt wurde, wodurch ihm sein glänzender Aufstieg gelungen sei, antwortete er schlicht: „Durch Demut, junger Freund."

Nörgler nennen ihn zuweilen einen Komödianten voll falschen Pathos. Mit Unrecht. Gewiß, er liebt die große Geste und er ähnelt selbst vor Gericht einem schwungvollen Festredner, aber er braucht das Pathos nur, um für seine leidenschaftliche Überzeugung den gebührenden Ausdruck zu finden. So hat er, den der Zensor um Rat zu fragen pflegt, Wedekinds Tragödie „Simson" als eine Schweinerei empfunden, die nicht auf die Bühne gehöre, und da er ein ehrlicher Mann ist, so hat er diese seine Überzeugung, hoffen wir, pflichtgemäß auch dem Münchener Zensor gegenüber nicht verschleiert.

Das „Berliner Tageblatt" wußte bereits kurz nach dem Bekanntwerden des Verbots zu melden, daß man Herrn von Possart als Urheber des Verbotes ansähe. Diese Behauptung, die von Münchener Blättern übernommen wurde, wies Herr von Possart in einer Zuschrift an die Redaktion der „Münchener Zeitung" zurück und er schloß mit den Worten, er müsse die ihm zugeschriebene ‚Schuld' „in jedem Sinne in Abrede stellen". „In jedem Sinne" sollte ein so vorsichtiger Mann nur selten äußern, selbst wenn er nicht so unvorsichtig wie in diesem Fall gewesen wäre. Die Berichtigung des

Herrn von Possart in der „Münchener Zeitung" stammt vom 22. Juni. Einen Tag darauf empfing ich von dem Direktor des Münchener Schauspielhauses, Herrn J. G. Stollberg, den folgenden Brief:

München, den 23. Juni 1914.

Sehr geehrter Herr Herzog!

In Angelegenheiten „Simson"-Zensur und Herr von Possart sei es mir als einem der Meistbeteiligten gestattet, zu der Erklärung des Herrn von Possart in der Münchener Zeitung vom 22. Juni 1914 Ihnen einige ergänzende Worte zu sagen, deren Verwertung ich ganz Ihrem Ermessen überlassen möchte. Für jedes Ihnen mitgeteilte Wort stehe ich natürlich ein.

Es ist ja wohl unbestreitbar, daß ein Gutachten über Theaterangelegenheiten von Herrn von Possart, dem großen Schauspieler und gewesenen langjährigen Leiter einer der ersten Bühnen Deutschlands, bei den Behörden schwer ins Gewicht fällt. Wir haben das erst kürzlich in einem hiesigen Theaterprozeß selbst erlebt. Herr von Possart hat mir nun persönlich mitgeteilt, daß er ganz energisch für das Verbot von Wedekind's „Simson" gestimmt habe, weil er der Ansicht sei, daß eine solche Schweinerei nicht aufs Theater gehöre.

Nachdem er diese Ansicht auch ohne Zweifel in seinem Gutachten und wie es heißt, in denkbar heftigster Form Ausdruck gegeben hat, so wird man das Polizeiverbot ganz begreiflich finden. Von den Zensurbeiräten sind viele für die Freigabe des Werkes mit vielem Temperament eingetreten; u. A. die Herren Geheimrat Dr. Crusius, Professor Hofmiller, Josef Ruederer, Professor Toni Stadler u. a. m. Aus diesen Kreisen wird mir auch versichert, daß Herr von Possart mit Heftigkeit für das Verbot gestimmt habe. Nicht unerwähnt möge bleiben, daß die Herren Geheimrat Crusius, Josef Ruederer und Professor Toni Stadler

auch noch nach dem Polizeiverbot sich bemühten, das Werk zur Aufführung frei zu bekommen, leider ohne Erfolg.

Wir erleiden durch dieses Verbot auch einen großen pekuniären Verlust. Das Werk wurde bekanntlich, ohne Anstoß zu erregen, in Wien und Berlin aufgeführt. An ein Verbot in München konnte niemand denken und so haben wir im Vertrauen auf die Freigabe sämtliche Dekorationen und Kostüme anfertigen lassen, was eine Summe von vielen tausend Mark verschlungen hat. Zudem war das Werk am 13. März ds. Js. der Zensurbehörde eingereicht worden und erst am 16. Juni, also nach drei Monaten, und knapp vor Beginn des Gastspiels Kayßler erhielten wir zu unserer Überraschung das Verbot. Wir haben nunmehr eine Beschwerde an das Ministerium des Innern eingereicht und wissen nicht, ob sie Erfolg haben wird.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr ganz ergebener

J. G. Stollberg.

Auf die Mitteilung des Herrn v. Possart an Herrn Stollberg, daß dessen Auffassung von seiner Stellungnahme zu dem Wedekindschen Werke unrichtig sei, erwiderte Herr Stollberg in dem folgenden Brief, den er mir zur Veröffentlichung zur Verfügung stellt:

München, den 23. Juni 1914.

Seiner Hochwohlgeboren
Herrn Generalintendant Dr. Ernst Ritter v. Possart,
München, Maria Theresiastraße.

Sehr geehrter Herr Generalintendant!

Ich bekenne mich zum Empfang Ihres geschätzten Schreibens vom 22. Juni und erlaube mir folgendes zu erwidern:

Meine Auffassung von Ihrer Stellungnahme zu dem Verbot des Wedekindschen Dramas „Simson" kann keine un-

richtige sein, denn sie wurde mir von Ihnen selbst bei unserem jüngsten Zusammentreffen auf der Trambahn diktiert, indem Sie mir erklärten, Sie hätten mit aller Energie für das Verbot des genannten Werkes gestimmt, weil Sie es für eine Schweinerei hielten, die nicht auf die Bühne gehört.

Wenn Sie dieses Urteil — und diese Annahme ist ja berechtigt — auch bei der Behörde ausgesprochen haben, so ist das Verbot der Polizei bei Ihrer Bedeutung, und bei dem Umstande, daß das Gutachten eines so hervorragenden Mannes schwer ins Gewicht fällt, sehr erklärlich. Es versteht sich nun ganz von selbst, daß ich Ihre Ansicht sofort dem Dichter mitteilte, und es versteht sich ebenso von selbst, daß der Dichter alle jene Schritte unternimmt, die er zur Wahrung seiner Interessen für notwendig hält.

Es wird auch von einwandfreier Seite versichert, daß Sie auch in Zensorkreisen mit großer Energie für das Verbot eingetreten wären.

Mit vorzüglichster Hochachtung bin ich

Ihr ganz ergebener

gez. J. Georg Stollberg.

Man kann über Herrn v. Possart denken, wie man will. Er ist in den Augen vieler Tausender ein großer Künstler, und selbst anspruchsvollere Köpfe schätzen an ihm die Technik seiner Sprechkunst. Er repräsentiert immerhin einen Typus, der ausstirbt: erfolggekrönt, mächtig, umjubelt nimmt er jugendfrisch in jeder Saison von neuem zum unwiderruflich letzten Male Abschied. Dieser Ehrgeiz, diese liebenswürdige Eitelkeit in dem gern sich statuarisch Gebärdenden hat etwas Rührendes, etwas Menschliches, worauf seine Schauspielkunst nicht gerade ausgeht.

Die Ansichten des Herrn v. Possart über moderne Literatur zu bekämpfen, kann trotz ihrer altmeisterlichen Derbheit nicht unsere Aufgabe sein. Umdrängt von den Bildern aus dem Schrumpf-Prozeß mag der Herr Sachverständige auch Wedekinds Tragödie als eine „Schweinerei" angesehen haben. Und nichts schiene mir unvernünftiger, als diesem in einer anderen Welt als der unsrigen lebenden Meister jemals seines Urteils wegen einen Vorwurf zu machen. Daß er's aussprach, war nicht klug von ihm; daß es, was das Wahrscheinliche ist, dem Verbot des Zensors zugrunde liegt, ist das Einzige, was uns interessiert.

Dem Zensurbeirat der Stadt München gehören als Mitglieder außer Herrn v. Possart die folgenden Herren an:

Dr. Hans Schnorr von Carolsfeld, K. Direktor der Hof- und Staatsbibliothek

Oberstudienrat Professor Dr. Johannes Nicklas

K. Geheimer Hofrat Dr. Bernhard Ritter von Arnold, Oberstudienrat

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Max von Gruber

Geheimer Hofrat Professor Dr. med. Emil Kraepelin

Professor Jocza Savits, Oberregisseur

Professor Richard Graf du Moulin-Eckardt auf Bertoldsheim

Freiherr Mensi von Klarbach, Chefredakteur

Baron von Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller

Schriftsteller Wilhelm Weigand

Professor Adolf von Hildebrand, Bildhauer

Studienrat Dr. Georg Kerschensteiner, Schulrat und Schulkommissär

Fritz Basil, K. Regisseur und Hofschauspieler

Professor Dr. phil. Josef Hofmiller, Mitherausgeber der „Süddeutschen Monatshefte"

Josef Ruederer, Schriftsteller

Geheimer Hofrat Dr. Otto Crusius, Herausgeber des „Philologus"

Professor Toni Stadler

Professor Dr. phil. Karl Voll

K. Geheimrat Professor Dr. med. Friedrich von Müller

Hofrat Dr. med. Graßmann.

Es sollen noch einige andere Herren diesem Kollegium angehören. Max Halbe und Thomas Mann sind vor einiger Zeit ausgetreten. Ob die hier aufgeführten einundzwanzig Beiräte sich jedesmal aktiv beteiligen, entzieht sich meiner Kenntnis. Bei Wedekinds „Simson" sollen alle gefragt worden sein. Aber selbst wenn neun Zehntel des stattlichen Kollegiums für die Freigabe eines Werkes eintritt, so braucht sich die Polizei — nach den gesetzlichen Bestimmungen — nicht daran zu kehren. Sie hört auf Herrn v. Possart, und pfeift, wenn es ihr paßt, auf Kraepelin und Adolf Hildebrand.

Und hier, scheint mir, das Problem dieses Falles zu wurzeln: bedeutende und vielbeschäftigte Männer, die in diesem Beirat vertreten sind, geben sich zu einer Tätigkeit her, deren Unfruchtbarkeit ihnen längst aufgegangen sein muß. Sie opfern Arbeit, Zeit und ihren gesunden Verstand. Wofür? Damit die Polizei, „wie dies ihr Recht und ihre Pflicht ist", sagt Herr v. Possart, selbständig entscheide.

Es gibt nur einen Weg, den man diesen Herren raten kann zu gehen: das ihnen übertragene Ehrenamt mit Dank zurückzugeben und Herrn v. Possart als alleinigen geheimen Rat neben dem Zensor walten zu lassen. Wir wollen dann ein kräftiges deutsches Manneswort nicht tragisch nehmen und in Geduld abwarten, wer schließlich Sieger bleiben wird in dem Kampf des Ritters Ernst mit Simson, dem Feinde der Philister.

SCHRIFTSTELLER IBSEN UND „BAUMEISTER SOLNESS“

EIN KRITISCHER ESSAY VON FRANK WEDEKIND

Auf meinen Wunsch hat mir Frank Wedekind für das Forum die Veröffentlichung dieses Essays überlassen, der viel zu wenigen bekannt geworden ist, obwohl er bereits vor acht Jahren von Karl Kraus in seiner „Fackel“ zum zweiten Male gedruckt wurde.

Das genial gezimmerte Gewölbe des um die Jahrhundertwende beliebtesten Gesellschaftskritikers unterminiert diese 1902 entstandene Abhandlung. Sie ist der erste Schuß, den ein prophetischer Dichter — lange vor der offiziellen Kritik — gegen die berühmteste Theaterfestung abzufeuern wagte.

Nebel fallen. Und wir sehen das Bild — nicht des Dichters, der den „Brand“, „Peer Gynt“ und „Kaiser und Galiläer“ schuf, sondern — dessen, der mit einem still spekulierenden Hirn begabt das dramaturgische Genie Sardous geerbt hatte und der um 1900 dem gebildeten deutschen Bürgertum kraft seiner unsinnlichen, aber fortschrittlich-freisinnigen Ethik und seiner geheimnisvoll-kahlen Pseudomystik zum — wie sagte man? — „Magus aus dem Norden“ werden mußte, während Strindberg und Hamsun, jene beiden nach dem Tode Tolstois aufwühlerischsten Genies, von einem ganz schmalen Kreis gelesen und verehrt wurden. In Parenthese: Und heute? Den Surrogaten gehört die Gunst des gebildeten Publikums. Kellermanns ohne Hamsun nicht denkbare Romane werden eine Viertelmillion Käufer gefunden haben, wenn Knut Hamsun grade die zweite Auflage seiner „Mysterien“ erklommen haben wird.

In Frankreich hörte ich seinerzeit mehrfach von berufenster Seite das nämliche Urteil in den verschiedensten Variationen über die Stellungnahme des französischen Publikums gegenüber Ibsen: Der alleinige Grund für die Möglichkeit, daß Ibsen bei uns in Frankreich Anerkennung gefunden, war der, daß man ihn nicht verstanden hat.

Hätte man ihn verstanden, man hätte sich von vorneherein mit Händen und Füßen gegen ihn gewehrt. Man erlaube mir, diesem Ausspruch vorerst einige Aufmerksamkeit zu schenken, bevor ich an die gewissenhafte mathematische Lösung und Enträtselung einer Charade gehe, wie sie Ibsen der Welt in seinem „Baumeister Solneß" vorgelegt und zwar mit der entschiedenen Prätension und Hoffnung, daß sie nicht gelöst und verstanden werde.

Die künstlerische Qualität, durch die sich Ibsen bei den Franzosen Eingang und Achtung verschaffte, war in erster Linie die Stimmung in seinen Kunstwerken. Dieser Vorzug konnte dem fein empfindenden Romanen nicht entgehen, aber dabei blieb es auch. Erst mit der Zeit kam man dahinter, daß der Skandinavier all den Elementen gegenüber, die dem Romanen das Leben schätzenswert und teuer machen, die Verkörperung des Geistigen, Schönheit, Sinnlichkeit, die Heiligkeit der Leidenschaft, die Untrennbarkeit von Seele und Leib, daß Ibsen diesen sakrosankten Rassebesitztümern gegenüber der verständnislose Barbar, der beschränkte Bilderstürmer, der mit seiner Kritik in der Enge des eigenen Horizontes befangene Nörgler war. Greifen wir einen von Ibsens ethischen „Schlagern" heraus, wie die Sentenz, mit der Nora die Frau Linden bei ihrem ersten Besuch regaliert: „Den Einen liebt man und mit dem Anderen möchte man gerne zusammen sein." Bei dieser Antithese langt der Franzose sofort bei einer Beschimpfung dessen an, was er unter Liebe versteht. Was heißt es, eine Zigarre lieben? Sie gerne rauchen. Was heißt ein Leibgericht lieben? Es gerne essen. Was heißt, eine Person lieben? Ohne ihren Besitz nicht leben können; und dazu gehört doch wohl das Zusammensein! Wieso kann Nora trotzdem behaupten, daß sie den betreffenden Mann liebt? Weil — weil er nun einmal zufällig ihr Mann geworden ist. Dieses „Zufällig", dieses „in der Welt nicht wissen, was wollen" ist nun bei Ibsen sehr wohl mit einem normalen, gutveranlagten Exemplar der Spezies Mensch vereinbar. Er erblickt darin eventuell

noch gar etwas menschlich Wertvolles, einen ganz besonderen Reiz den Ausdruck einer feineren Natur. Für den Franzosen ist es bei seinen Begriffen von Selbstbewußtsein und Menschenwürde damit nicht vereinbar, auch wenn es sich nicht um eine Nora, sondern um eine Köchin handelt. Das „Zufällige“, das „Nicht wissen was wollen“ ist für ihn der Ausdruck der Rasselosigkeit, der Schlechtigkeit im qualitativen Sinn. Wenn Nora ihren Mann aus praktischen Gründen geheiratet hat, so hat sie nicht das Recht, sich darüber in irgendwelchem Zweifel zu befinden, wenn sie nicht sofort jedes Interesse verlieren will. Und nun kommt die Hauptsache. Ibsen kann es nicht leugnen, daß er in seiner Nora ein persönliches Ideal gezeichnet hat, einen Charakter, der für ihn leibliche und geistige Reize besitzt. Für den Romanen aber fängt die Schönheit erst da an, wo die Rasse beginnt, wo die Menschen einen ihnen in Fleisch und Blut übergegangenen Begriff ihres eigenen Wertes, ihrer persönlichen Eigenart, ihrer leiblichen und geistigen Direktive besitzen. Alles, was darunter steht, ist schlechtes Menschenmaterial, ist nicht der Beachtung wert, ist uninteressant. Und wie kommt es nun, fragt sich der Franzose, daß Ibsen einer so häßlichen Erscheinung ein ganzes Drama widmet? Weil Ibsen keine schöneren Frauen kennt, antwortet er sich. Und nach dieser Erwägung kommt er zu dem Schluß, daß ihm eine Madame Forestier im „Bel-Ami“ am kleinen Finger lieber ist, als sämtliche Ibsenschen Frauengestalten. Noras gibt es überall in der Welt, aber man geht ihnen aus dem Wege, auch bevor man Ibsen gelesen hat. Das sind die Gefühle, mit denen der Romane das Drama aus der Hand legt.

Vor einiger Zeit sagte mir einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller, daß er die Hilde Wangel in „Baumeister Solneß“ für die einzig lebenswahr gezeichnete Frauengestalt in Ibsens sämtlichen Dramen halte. Das veranlaßte mich, der Dame etwas näher zu treten. Mir waren andere Frauenfiguren bei Ibsen, wie die behagliche Gina Ekdal, die verbitterte Frau Linden und selbst

Hilde Wangel als herzloser Backfisch in der „Frau vom Meere" mit dem leisen Ansatz zur moral insanity weit eher durch diesen Vorzug aufgefallen. Ein von vornherein auf das Formlose angelegter, extravagant gedachter Charakter wie der der Hilde Wangel im „Baumeister Solneß" erschien mir schon an sich als ein künstlerisch nicht eben schwer zu bewältigendes Problem. Aber wo läge in ihrer Zeichnung etwas speziell gut Getroffenes, ein intimerer Zusammenhang mit der Natur, etwas wie innere, zwingende Notwendigkeit? Die Lösung des Widerspruches zwischen meiner Ansicht und der jenes bedeutenden Schriftstellers schien mir anfänglich banal, entbehrt vielleicht auch doch nicht alles Interesses.

Die Vermännlichung der Frauenfiguren hat in Ibsens Familiendramen von Stück zu Stück gradatim zugenommen. Die Stufenleiter wäre etwa: Frau Alwing, Nora, Lona Hessel, Hedda Gabler und Hilde Wangel. Der Dichter, seinem Beruf entsprechend im Wesentlichen rezeptiv, verfällt leicht darauf, an einer Frau nicht dasjenige zu lieben, was sie Weibliches an sich hat, sondern was sie Männliches an sich hat. Ein eklatantes Beispiel dafür ist eine vollkommen aus der Phantasie gezeichnete Figur in Gottfried Kellers „Sinngedicht", eine Lucie, die aber Lux genannt wird, eine Erscheinung, die nicht einen wahren Strich an sich hat, und deshalb, wie sich wohl mit Recht schließen läßt, umsomehr die persönliche Sympathie des Autors verkörpert. Es läßt sich die Frage aufwerfen, ob und inwieweit nicht auch Mignon, diese mit aller Zartheit angelegte Traumerscheinung, ihre Entstehung einer solchen Anwandlung zu danken habe. Das Urteil eines der berufensten Autoren über Hilde Wangel im „Baumeister Solneß" schien mir nach einem einzigen Blick auf seinen eigenen Charakter auch nichts anderes zu erklären, als daß in diesem Falle seine persönliche Sympathie mit seiner künstlerischen Kritik durchgegangen.

Mir war Hilde Wangel vom ersten Moment an als eine oberflächlich individuell maskierte Allegorie erschienen. Dieser Ein-

druck verstärkte sich bei nochmaliger Lektüre des Stückes, und so kam ich denn dazu, ohne meinem Empfinden den geringsten Zwang anzutun, das Personenverzeichnis des „Baumeister Solneß" in folgender Weise zu interpretieren:

Baumeister Halvard Solneß — Schriftsteller Henrik Ibsen.

Frau Aline Solneß, seine Gattin — die alte, dramatische Schule (Ibsen als Theaterinstruktor in Christiania).

Dr. Herdal, Hausarzt — Ibsens Objektivität.

Knut Brovik, ehemals Architekt, jetzt Assistent bei Solneß — die alte Generation.

Ragnar Brovik, sein Sohn, Zeichner — die junge Generation.

Kaja Fosli, seine Nichte, Buchhalterin — Ibsens Familiendrama.

Fräulein Hilde Wangel — Ibsens Jugendidealismus.

Ich kann heute kein Porträt Ibsens mehr sehen, ohne das sardonische Lächeln in seinen Zügen direkt auf die Aufnahme zu beziehen, die sein Baumeister Solneß beim Publikum fand. Er führt uns eine Handlung vor, die, gestehen wir uns das offen, im wirklichen Leben durchaus ohne Sinn und Verstand ist. Den klarsten, einfachsten Sinn und Verstand hat sie auf einem anderen Gebiet als dem der wirklichen Welt, nämlich im Innern einer Menschenseele. Die Personen sind mehr oder weniger willkürlich erdachte abstrakte Begriffe. Der Autor verwischt mit großer Vorsicht alle Spuren, die den Mutterboden, auf dem seine Pflanze gewachsen ist, verraten könnten, und erlebt den Triumph, daß man seine künstlichen Figuren gerade deshalb, weil sie niemandem recht begreiflich sind, für ganz besonders lebenswahr, für ganz besonders gut individualisiert hält. Man möge mich nicht falsch verstehen: führte irgend eine Person ein wesentliches Wort im Munde, das nicht direkt ihrer abstrakten Mission entspräche, ich würde mich besinnen, ein solches Urteil zu fällen. Aber nachdem man den Schlüssel gefunden, entpuppt sich das ganze Schauspiel als Rechenexempel, und das Menschliche, das Wirkliche, das

Lebendige an den Personen ist nichts als oberflächliche Draperie durch Gesten und Ausdrucksweise. Um nun zu verstehen, wie das Stück trotzdem auf einen gewitzigten, vielleicht durch Ibsens Lektüre selber am subtilsten gewitzigten Leserkreis wirken konnte, erlaube man mir folgendes Gleichnis:

Ein Komponist, der schon durch verschiedene Klavierpiecen unser lebhaftestes Interesse erregt, lud uns ein, seine neueste Komposition anzuhören. Er spielte, und wir waren stumm vor Staunen. Jeder erinnerte sich, etwas ähnliches, sei es auch nur im Traum, schon einmal gehört zu haben. Aber es war zu abstrus. Dennoch wagte niemand zu lachen, da sich ein gewisser Gedanke, eine gewisse Harmonie dem Stück nicht absprechen ließ. Aber eine solche Eigenart, eine solche Gewagtheit, eine solche Monstrosität der Harmonie hatte noch keinem in den Ohren geklungen. Nachdem sich unser Freund zur Genüge an der Bestürzung in den Gesichtern geweidet, erklärte er uns seinen Trick. Er hatte vor unserem Erscheinen das Klavier derartig verstimmt, daß kein Ton mehr das war, was er gewesen. Auf dem so zugerichteten Instrument hatte er uns eine seiner uns längst bekannten Sonaten vorgespielt.

Die innere und äußere Harmonie, die das Ibsensche Drama aus seiner mütterlichen Laboratoriumsatmosphäre in die wirkliche Welt mit hinübergenommen, sichert ihm unter allen Umständen die Qualität eines Kunstwerkes. Sie ist zugleich aber auch dasjenige Element, welches den Leser befangen hält, indem es ihn irreführt. Der „Baumeister Solneß" als Drama, ist kein Mensch, sondern ein Homunkulus. Das erfreulichste dabei ist der Umstand, daß sich der Autor in keinem seiner bisherigen Werke so aufrichtig zeigt, soviel Selbstkritik und sogar Selbstironie übt wie hinter der Maske, mit der er sich in diesem Drama unkenntlich macht und in undurchdringliches Dunkel hüllt.

Der Gang der Handlung ist folgender — die Sprache versagt mir. Ich frage mich, ob es eines anständigen Menschen nicht un-

würdig ist, den alten Zauberer zu entlarven. Übrigens, wenn ich es tue, so tue ich es aus zwei Gründen. Erstens aus angeborener Abneigung gegen Symbolismus und Mystizismus, denen Ibsen in dem Stück übrigens auch ein Schnippchen geschlagen hat. Denn daß die symbolistische Richtung unserer Tage die Veranlassung zu „Baumeister Solneß“ war — so wenig der Baumeister Solneß in seiner mathematischen Konstruktion mit dem, was die Symbolisten anstreben, zu tun hat —, steht für mich außer Frage. Ibsen fürchtete, wie wir gleich von ihm selbst hören werden, die junge Generation möchte sich seiner Führung entziehen, und hatte daher nichts eiligeres zu tun, als in Symbolismus zu machen, ebenso wie er sich seinerzeit, auch seiner eigenen Aussage gemäß, nicht aus eigener Sympathie, sondern nur deshalb dem Familiendrama zugewandt hat, um sich der jungen Generation zu vergewissern. — Was mich zweitens dabei bestimmt, ist die Tatsache, daß, so ungesund, so verwirrend, so geschmackverderbend das Stück auf jeden Unbefangenen wirken muß, sich andererseits kaum eine amüsantere, instruktivere, geistvollere Lektüre auf der Welt denken läßt, als „Baumeister Solneß“ wenn man den Personen die obenerwähnten Abstrakte substituiert. — Der Gang der Handlung ist folgender:

Schriftsteller Ibsen (Baumeister Solneß) steht im Begriffe, ein neues Stück zu schreiben (ein neues Haus zu bauen). Der Stoff des Stückes ist seine eigene Person. (Das Haus ist ein neues Wohnhaus für den Baumeister.) Dabei kommt ihm das Eigentümliche seiner Lage zum vollen Bewußtsein. Er hat seinerzeit die alte Generation siegreich überwunden und sie sich, nachdem sie völlig lahm gelegt war, dienstbar gemacht. Er ist weit davon entfernt, die Vorzüge des alten Brovik zu unterschätzen: „Der ist nämlich ausgezeichnet zu verwenden bei Berechnung von Tragfähigkeit und Kubikinhalt.“ Das bezieht sich auf die geschlossene Form und die künstlerische Wirkung, auf die sich die Alten so gut verstanden. Aber zu fürchten hat Solneß von der alten Generation

nichts mehr. Das enfant terrible ist der Sohn des Alten, die junge Generation, die Ibsen aus vollem Herzen zugejauchzt hat, die er jahrelang in seinem Bann gehalten, und die nun mit jedem Tage von ihm abzufallen droht. Das Mittel, mit dem er sie gefesselt, war das Familiendrama (Kaja Fosli: „steht im Arbeitszimmer am Pulte, im Hauptbuch eintragend; sie ist ein zartgebautes, junges Mädchen von einigen zwanzig Jahren, aber von kränklichem Aussehen; ein grüner Schirm schützt ihre Augen.") Wie das zugegangen, erfahren wir aus folgendem Gespräch zwischen Ibsen und seiner Objektivität — genannt „Hausarzt" —, bei dem ich nichts als die Personennamen ändere:

Ibsen: Jetzt passen Sie nur auf. Eines Tages also kommt dieses Familiendrama zu ihnen (das heißt zur alten und zur jungen Generation) herauf, um etwas auszurichten. War früher nie hier gewesen. Und als ich sah, wie herzlich die zwei (nämlich die junge Generation und das Familiendrama) in einander vergafft waren, da kam mir plötzlich der Gedanke: Hätte ich nur das Familiendrama hier im Bureau, dann bliebe vielleicht auch die junge Generation bei mir sitzen.

Ibsens Objektivität: Glauben Sie nicht, daß sie (das Familiendrama) es tat, um mit ihrem Bräutigam beisammen zu sein?

Ibsen: Anfangs war das auch meine Idee. Aber, nein, so verhielt es sich nicht. Der jungen Generation entglitt das Familiendrama sozusagen vollständig — als es erst hierhergekommen war, zu mir.

Ibsens Objektivität: Da glitt es wohl zu ihnen hinüber?

Ibsen: Ganz und gar . . . Aber auf die Dauer fällt mir die Sache verdammt lästig. Begreifen Sie wohl. Da muß ich tagtäglich herumgehen und tun, als ob ich — Und es ist ja eine Sünde gegen das arme Ding. (Heftig.) Aber ich kann nicht anders. Denn rennt es mir fort, so macht sich auch die junge Generation auf den Weg.

Ibsen sagt darin mit klaren Worten, wie wenig er im Grunde genommen für das Familiendrama übrig hat. Er beherrscht es: „Es fühlt, wenn ich hinter ihm bin und es ansehe. Es bebt und zittert, so oft ich nur in seine Nähe komme." — Die alte dramatische Schule (Frau Solneß) sagt von ihm, dem Familiendrama:

Du kannst recht froh sein, Ibsen, daß du das Fräulein da bekommen hast.

Ibsen: Ja freilich, die läßt sich zu vielerlei Dingen verwenden.

Die alte Schule: Es scheint so.

Ibsens Objektivität: Tüchtig in der Buchführung (!) nebenbei?

Ibsen: Na — einige Übung hat sie sich immerhin angeeignet in den 2 Jahren. Und dann ist sie gutmütig und willig zu allem, was man von ihr verlangt.

Die alte Schule: Das muß allerdings eine große Annehmlichkeit sein —

Ibsen: Das ist es auch. Besonders wenn man nicht verwöhnt ist in dieser Beziehung.

Was die „Buchführung" heißen soll, darüber kann kein tantiemenfreudiger Dramatiker im Zweifel sein. — Wie Ibsen von der jungen Generation denkt, das ergibt sich aus seinem Gespräch mit der alten Generation, die ihn bittet, den Jungen doch selbständig arbeiten zu lassen.

Die alte Generation: . . . (ungeduldig) Aber er muß doch auch einmal Gelegenheit bekommen, auf eigene Hand zu arbeiten.

Ibsen (ohne ihn anzusehen): Glauben Sie, daß die junge Generation alle die rechten Anlagen hat?

Die alte Generation: Nein, sehen Sie . . . denn Sie sagten ja nie so viel wie — wie ein ermunterndes Wort über ihn. Aber dann scheints mir wieder, es ist unmöglich anders. Er muß die Anlagen haben.

Ibsen: Nun ja, er hat aber doch nichts gelernt — recht gründlich. Außer dem Zeichnen, versteht sich. (Zeichnen, Abzeichnen, im Gegensatz zu Bauen, Komponieren: das Realistisch-Formlose der jüngeren Literatur.)

Die alte Generation (blickt ihn mit geheimem Haß an und sagt mit heiserer Stimme): Sie hatten auch nicht recht viel vom Fach gelernt, damals, als Sie bei mir in Dienst standen. Aber Sie machten sich dennoch auf den Weg. (Er holt mühselig Atem.) Und kamen vorwärts. Und überholten sowohl mich wie — wie so viele Andere.

Ibsen: Ja, sehen Sie, das fügte sich nun so für mich.

Die alte Generation: Darin haben Sie recht. Alles fügte sich für Sie. Dann können Sie es aber auch nicht übers Herz bringen, mich ins Grab gehen zu lassen — ehe ich sehe, wozu die junge Generation taugt.

Und nun Ibsen vor der Peripetie des ersten Aktes seiner eigenen Objektivität gegenüber.

Ibsens Objektivität: ... Wissen Sie was, Herr Ibsen, Sie haben wahrhaftig Glück gehabt.

Ibsen (mit einem scheuen Blick auf ihn): Jawohl, aber das ists, eben, wovor mir so entsetzlich graut.

Ibsens Objektivität: Es graut Ihnen? Darum, weil Sie Glück haben?

Ibsen: Früh und spät ist mir angst und bang. Denn einmal muß doch wohl der Umschwung kommen, verstehen Sie.

Ibsens Objektivität: Ach was! Woher soll denn der Umschwung kommen?

Ibsen (fest und sicher): Der kommt von der Jugend.

Ibsens Objektivität: Pah! Die Jugend! Sie sind doch wohl noch nicht abgenutzt, sollte ich meinen. O nein — Sie stehen jetzt so festgemauert da wie vielleicht niemals zuvor.

Ibsen: Der Umschwung kommt. Ich ahne ihn. Ich fühle, daß er näher rückt. Irgend einer drängt sich heran mit der Forderung: Tritt zurück vor mir! Und alle die anderen stürmen ihm nach und drohen und schreien: Platz gemacht — Platz — Platz! Jawohl, passen Sie nur auf, Doktor. Eines Tages, da kommt die Jugend hierher und klopft an die Tür. —

Ibsens Objektivität (lachend): Ja, du lieber Gott, was dann?

Ibsen: Was dann? Ja, dann ists aus mit dem Schriftsteller Ibsen. (Es klopft an der Türe links.) —

Wer eintritt, ist aber nicht die vom Dichter so gefürchtete junge Generation, sondern Ibsens eigener Jugendidealismus: Hilde Wangel.

Daß diese Hilde Wangel, als menschliches Wesen genommen, nun eine im höchsten Grade bedenkliche Person ist, weit eher ein hysterisches, älteres Fräulein, denn ein junges Mädchen, und Bewegung und Denken so hart und klapprig, daß einem eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken schauert, ein weiblicher Straßenjunge, an dessen Seite sich die erste, beste Straßendirne noch als Lady ausnehmen würde, das hat jedenfalls einen psychologisch tieferliegenden Grund als das ganze Drama. Übrigens ist die Figur zudem verzeichnet. Der Autor kennt solche Naturen von ihrer Außenseite her und phantasiert etwas hinein, was sich

unter keinen Umständen darin befindet. Eine Hilde Wangel ist in der Realität ein oberflächliches Geschöpf mit kurzem Gedächtnis und kurzen Sinnen. Der absolute Mangel weiblicher Reize bringt bei derartigem Temperament eine absolute Flachheit und Banalität der seelischen Funktionen mit sich. Solche Naturen gleichen einem seichten Wasser, das über holperige Kiesel fließt und daher eine bewegte Oberfläche zeigt. Eine Hilde Wangel wird nie einen Menschen auf zwei Gerüste schicken, um ihn eventuell herunterfallen zu sehen. Dazu gehört eine andere körperliche und geistige Konstitution. Sie ist im Gegenteil die erste, die in Ohnmacht fällt, wenn eine Maus im Zimmer erscheint oder ein Kind aus der Nase blutet.

Ibsens Jugendidealismus kommt, um seine Sachen ausbessern zu lassen, hat natürlich keinen Koffer, aber etwas Wäsche im Ranzen, die gewaschen werden muß, „denn sie ist sehr schmutzig". Die alte dramatische Schule, Frau Solneß, empfängt das Mädchen mit überraschender Zuvorkommenheit, schon aus Abneigung gegen das Familiendrama. Ibsen fragt seinen Jugendidealismus, ob er nicht die Stelle als Buchhalterin annehmen will, aber davon will der Jugendidealismus nichts wissen: „Da kommen sie schön an! Nein, ich danke". Auf Koffer und Geld „pfeift" Hilde Wangel, und das gefällt dem alten Herrn so recht an ihr. Und nun erinnert Hilde den Baumeister daran, wie er die Kirche in Lysanger baute. Kirche heißt hier idealistische Kunst. Ob diese Kirche, auf deren Turmspitze der Baumeister gesungen haben soll, daß es sich wie Harfen anhörte, das historische Schauspiel „Kaiser und Galiläer" sein soll, muß sich aus Ibsens Lebensgang leicht eruieren lassen. So viel ist sicher, daß er seither keine Kirche mehr geschaffen hat, sondern nur noch „Heimstätten für Menschen" d. h. Familiendramen. Und nun fragt ihn sein Jugendidealismus:

Konnten Sie denn nicht über den Heimstätten da so ein wenig — so Kirchtürme machen?

Ibsen (stutzt): Was meinen Sie damit?

Ibsens Jugendidealismus: Ich meine — etwas, was emporzeigt — frei in die Luft hinauf. Mit dem Wetterhahn in schwindelnder Höhe.

Ibsen (grübelt ein wenig): Merkwürdig genug, daß Sie das sagen. Denn das ist's ja eben, was ich am allerliebsten möchte.

Sein Jugendidealismus (ungeduldig): Aber warum tun Sie's denn nicht?

Ibsen (schüttelt den Kopf): Die Menschen wollen's nicht so haben.

Sein Jugendidealismus: Denken Sie nur — daß sie das nicht wollen!

Ibsen (in leichterem Ton): Jetzt baue ich uns aber ein neues Heim. Hier gerade gegenüber.

Sein Jugendidealismus: Für Sie selber?

Ibsen: Jawohl. Es ist beinahe fertig. Und auf dem ist ein Turm.

Sein Jugendidealismus: Ein hoher Turm?

Ibsen: Jawohl.

Sein Jugendidealismus: Sehr hoch?

Ibsen: Die Leute werden gewiß sagen, daß er zu hoch ist: für ein Wohnhaus wenigstens.

Sein Jugendidealismus: Den Turm da will ich mir ansehen. Gleich morgen früh.

Hier haben wir es also mitten im Drama wieder mit dem Drama selber zu tun. Das Haus ist schon beinahe fertig, das Drama ebenso. Es ist ein Haus für den Baumeister selber, d. h. die Hauptfigur im Stücke ist der Dichter selbst. Das Problem ist, ob es dem Dicher gelingt, das Stück im realen Leben wurzelnd und dabei doch mit einem Fingerzeig nach Oben als Kunstwerk zu vollenden. Dabei versteht er sich zu einem rührenden Selbstbekenntnis: „Je mehr ich jetzt darüber nachdenke — da kommt's, mir vor, als wäre ich lange Jahre herumgegangen und hätte mich damit abgequält, — hm — auf etwas zu kommen — so etwas Erlebtes" (aber sofort wie der Fuchs, der seinen Bau verläßt, verwischt er wieder die Spur im Sande): „von dem ich meinte, ich müßte es vergessen haben. Aber nie fand ich heraus, was das sein könnte".

Dann kommt er auf seine Befürchtung zurück: „. . . daß die Jugend zu mir hereinstürmen wird."

Sein Jugendidealismus: Dann meine ich, sollten Sie einfach herausgehen und der Jugend aufmachen . . . (was es de facto, ohne es zu ahnen, ja schon getan hat). Freilich, daß die Jugend zu Ihnen hereindürfte. So in aller Güte.

Ibsen: Nein, nein! Die Jugend — sehen Sie — ist die Wiedervergeltung . . .

Sein Jugendidealismus (erhebt [illegible] an und sagt, indem [illegible] um seine Mundwinkel zuckt): Können Sie mich zu etwas brauchen, Baumeister?

Ibsen: Ja, jetzt kann ichs wahrhaftig: Denn Sie kommen auch gleichsam unter einer neuen Fahne, scheint es mir. Jugend gegen Jugend also! —

Hilde Wangel muß in der Kinderstube schlafen, da der Baumeister, wie im zweiten Akt auseinandergesetzt wird, genau genommen kinderlos ist.

Zu Beginn des zweiten Aktes finden wir die alte dramatische Schule (Frau Solneß) damit beschäftigt, dem Jugendidealismus „die Sachen auszubessern". Der Plan zu dem vorliegenden Drama, das jetzt eben geschrieben wird, reicht also schon sehr weit zurück. Ibsen ist übrigens der letzte, der die alte dramatische Schule unterschätzt. Er hatte auch, wie wir gleich sehen werden, zwei Kinder von ihr.

„Aline hatte auch ihre Anlage zum Bauen . . . Keine Häuser und Türen und Pfeiler — nichts von dem, was ich selber treibe . . . Kleine Kinderseelen aufzubauen, Hilde. Kinderseelen aufzubauen, so daß sie groß werden in Gleichgewicht und in schönen, edlen Formen. So daß sie sich erheben zu geraden, erwachsenen Menschenseelen. Das wars, wozu Aline Anlagen hatte. Und das alles, das liegt jetzt da ungebraucht — und unbrauchbar für immer."

Ibsen macht sich allen Ernstes Gewissensbisse wegen der Verwüstungen, die sein Familiendrama in der Kunst angerichtet. Aber er ist ja genau genommen nicht schuld daran. Die Geschichte

trug sich nämlich folgendermaßen zu: Die alte dramatische Schule besaß als Erbe von ihren Eltern her „eine garstige, alte Räuberburg", „einen großen, häßlichen, dunkeln Holzkasten", den Ibsen, als er heiratete, mit ihr zusammen bezog. Diesen alten Holzkasten hätte der junge Hausherr nun um alles gerne abbrennen sehen und setzte seine Hoffnung auf eine Ritze, die sich auf dem Dachboden im Kamin befand. Die alte dramatische Schule sollte bei dem Brande nicht umkommen; besaß der Hausherr doch selber zwei Kinder von ihr, Zwillinge. Sie sollte das Haus von ferne mit abbrennen sehen. So kam es aber nicht; der Brand brach nicht bei der Ritze, sondern in der Kleiderkammer aus; das Haus brannte nieder, die alte dramatische Schule wurde gerettet, die Zwillinge aber starben an den Folgen des Brandes.

Wer die Zwillinge sind, liegt auf der Hand. Es sind die Dramen „Brand" und „Peer Gynt", das eine das Schicksal eines Menschen, der moralisch hypertrophiert und darüber intellektuell verwildert, das andere das Schicksal eines Menschen, der intellektuell hypertrophiert und darüber moralisch verwildert — religiöser Wahnsinn und moral insanity. Beide Stücke sind in Versen geschrieben und Ibsen mag es mit Recht dem Untergang der alten Kunst und der lebhaften Teilnahme, die sein späteres Familiendrama fand, zur Last legen, daß diesen beiden von echter, großer Poesie inspirierten Werken nicht die ihnen gebührende Anerkennung zuteil wurde.

Die Feuersbrunst in der garstigen, alten Räuberburg brach nicht infolge der Ritze im Kamin aus, sondern das Feuer entstand in der Kleiderkammer; das heißt mit nüchternen Worten: die Kunst von gestern ging nicht an den inneren Schäden zu grunde, die Ibsen in ihr entdeckte und an denen er sie gerne hätte sterben sehen, sondern der Dichter gesteht offen ein, daß seiner Ansicht nach nur die veralteten, äußeren Formen, die veralteten Kostüme den Umschwung ins Leben gerufen. Wie kläglich sich nun aber

die alte dramatische Schule zu diesen Tatsachen stellt, erfahren wir aus folgendem Geständnis der Frau Aline Solneß:

Ach nein, Fräulein Wangel; reden wir nicht mehr von den zwei Kleinen, Über die sollten wir uns bloß freuen. Die haben es ja jetzt so gut, wie man es nur wünschen kann. Nein, es sind die kleinen Verluste im Leben, die Einem weh tun bis in die Seele hinein. Wenn man das alles verliert, was andere Leute fast für gar nichts achten ... Wie ich Ihnen sagte, lauter Kleinigkeiten. Da verbrannten z. B. alle die alten Porträts an den Wänden. Und alle die alten, seidenen Kleider, die der Familie weiß Gott wie lange gehört hatten. Und die Spitzen der Mutter und der Großmutter — die verbrannten auch. Und denken Sie nur, die Schmucksachen (schwermütig) und dann alle die Puppen!"

Der Jugendidealismus: Die Puppen?

Die alte dramatische Schule (mit tränenschwerer Stimme): Ich hatte neun wunderschöne Puppen (= die neun Musen!)

Der Jugendidealismus: Und die verbrannten auch?

Die alte dramatische Schule: Alle miteinander! Ach, wie ich mir das zu Herzen nahm!

Der Jugendidealismus: Hatten Sie denn alle die Puppen aufgehoben, von der Zeit an, da Sie klein waren?

Die alte dramatische Schule: Aufgehoben, nein. Ich und die Puppen, wir blieben immer beisammen.

Der Jugendidealismus: Nachdem Sie erwachsen waren?

Die alte dramatische Schule: Ja, lange nachher.

Der Jugendidealismus: Auch nachdem Sie verheiratet waren?

Die alte dramatische Schule: O ja. Wenn er (Ibsen) nicht dabei war, dann — da verbrannten sie ja aber, die armen Dinger. Die zu retten, da dachte niemand dran.

Von dem neuen Stück, das Ibsen schreibt, hält die alte dramatische Schule „gar nichts".

Ibsen (verstimmt): Das ist allerdings verdrießlich für mich zu hören; denn ich habe es doch wohl hauptsächlich um deinetwillen geschrieben („gebaut").

Die alte dramatische Schule: Im Grunde tust du noch viel zu viel um meinetwillen.

Ibsen (mit einer gewissen Heftigkeit): Nein, nein, so was darfst du durchaus nicht sagen, alte dramatische Schule! Du wirst schon sehen, wie gut du dic hzurechtfinden wirst in dem neuen Stück („da drüben im neuen Hause").

Die alte dramatische Schule: Ach Gott — ich mich zurechtfinden —!

Über die junge Generation (Ragnar Brovik) vernehmen wir im zweiten Akt und zwar aus dem Munde des Familiendramas, daß sie [illegible] nicht [illegible] wenig zu Hause bleiben und auf den Arzt (! !) warten. Aber nachher da wolle er herkommen und sich erkundigen" — und über die alte Generation (der alte Brovik), daß es ihr schlecht geht: „Er läßt sich recht sehr entschuldigen, daß er den Tag über liegen bleiben müßte." Ibsen: Ach was, entschuldigen. Der soll nur ruhig liegen bleiben.

Das Familiendrama hat übrigens tückische Augen, wie die alte dramatische Schule beiläufig bemerkt. Ibsen beschwichtigt seine alte, treue Genossin: „Die? — Das arme, dumme Gänschen!" — alles unter dem erfrischenden, befreienden Einfluß, den sein wiedergekehrter Jugendidealismus auf ihn ausübt.

Und sein Jugendidealismus vermag den Dichter nun auch dazu, ferner seiner Engherzigkeit, seines Neides gegenüber der jungen Generation, die sich um alles in der Welt Geltung verschaffen will, Herr zu werden. Hilde Wangel kriegt den Baumeister Solneß so weit herum, daß er unter die Pläne seines Lehrlings Ragnar Brovik ein anerkennendes Wort schreibt. Damit schließt der zweite Akt.

Ibsen fürchtet die Jugend nicht mehr, da er in dem vorliegenden Stück ein Werk zu schaffen hofft, das ihn wieder über jede Konkurrenz emporhebt. Er selbst hegt zwar noch immer Zweifel, aber sein Jugendidealismus läßt ihm keine Ruhe: „Ist es wahr, daß mein Baumeister sich nicht getraut, nicht so hoch steigen kann, wie er selber baut?" — (Das heißt, daß derDichter vielleicht nicht imstande wäre, die hochragenden Konstruktionen seines Geistes mit wirklichem Leben auszufüllen.) Ibsen: Ich glaube, es ist bald kein Winkelchen in mir, das vor Ihnen sicher sein kann.

Zu Beginn des dritten Aktes steht die Sache sehr schief. Ibsens Objektivität (Hausarzt Herdal) spricht noch einmal vor, um den Dichter von seinem unsinnigen Unternehmen, bei dem er den Hals brechen kann, abzubringen. Dabei droht der Jugendidealismus plötzlich wieder abzureisen, bevor das Werk noch vollendet ist. Die alte Generation ist über Nacht glücklich am Schlage gestorben; aber die junge Generation kommt dafür mit einem Kranz angelaufen, mit ebendemselben Kranz, den Ibsen an der Turmspitze seines neuen Werkes aufhängen will. Er reißt seinem Schüler den Kranz ohne weiteres aus den Händen. — Die alte dramatische Schule läuft angsterfüllt umher und weiß nicht, was sie anfangen soll. Das Familiendrama (Kaja Fosli) bekommt endgültig den Abschied. Mit seinem Jugendidealismus, der sich endlich doch entschlossen hat, bis zum entscheidenden Moment da zu bleiben, schmiedet der Dichter Pläne für die Zukunft, nämlich künftig nur noch Luftschlösser zu bauen, d. h. nur noch aus der freien Phantasie heraus poetisch zu schaffen, da das doch das dankbarste und behaglichste sei, aber — wie der eingefleischte Realist noch zu bemerken sich nicht enthalten kann — „mit einer Grundmauer darunter".

Dabei fragt ihn sein Jugendidealismus: „Warum nennen Sie sich denn nicht Dichter (Architekt) wie die anderen?!" (weil immer nur von Baumeister, Schriftsteller die Rede ist.) Ibsen: Habe dazu nicht gründlich genug gelernt. Was ich kann, habe ich meistens selber ausgeheckt.

Baumeister Solneß steigt dann wirklich das Gerüst seines eigenen Hauses hinan, um den Kranz aufzuhängen, gelangt auch richtig bis zur Spitze, fällt herunter und bricht den Hals.

Das ist die vernichtende Kritik, die der Schriftsteller zum Schluß über sein eigenes Werk ausspricht, und die uns, wenn das Werk dieses Kommentares nicht absolut bedürftig wäre, jedes Wort ersparen würde. Vergegenwärtigen wir uns, daß es sich bei

dem Herabstürzen um nichts anderes als um ein schließliches Mißlingen des Werkes handeln kann. Wozu das noch wiederholen, wenn es der Dichter selbst eingesteht? Aber das sind alles Winkelzüge, Vermummungen, Kniffe und Mystifikationen, die mit dem Wesen der ernsten Kunst nichts zu tun haben. Ohne Zweifel ist jede große Kunst, Faust, Hamlet, Antigone, symbolisch; aber dadurch, daß sie Menschenarten symbolisiert, nicht abstrakte Begriffe; dadurch, daß sie klare, große Normen fürs Leben zu schaffen sucht, nicht dadurch, daß sie mit dem Leser Verstecken spielt. Nimmt man das Stück als dasjenige, was es ist, so steht die Symbolisierung darin auf der Stufe derjenigen, mit der uns in den Texten „Die schöne Helena" und „Orpheus in der Unterwelt" trojanische Helden vorgeführt werden, die nicht im Traum daran denken, für trojanische Helden genommen werden zu wollen. Nimmt man es aber als das, was es sein soll, so ist es eine Spekulation auf die Kurzsichtigkeit jenes oberflächlichen Lesers, der eine gemalte Architektur von einer in Stein aufgeführten nicht zu unterscheiden weiß. Ginge Ibsen ehrlich zu Werke, wozu dann die Geheimniskrämerei von kleinen Teufelchen und Eifersuchtsszenen, für die, wenn der Schleier fällt, kein Sinn und Verstand mehr übrig bleibt? Warum läßt er den Baumeister dann als nicht ganz bei Trost, als an seinem eigenen Verstande zweifelnd erscheinen, während der Dichter, der ihm Modell steht, nirgends mehr kalter, bewußter Verstandesmensch war als gerade in diesem Werke? Das sind alles Schleichwege, die den Leser hindern sollen, ihm hinter die Geheimnisse seiner Technik zu kommen. Unsere jungen Mystiker und Symbolisten mögen irregeleitete Toren sein; denn sie suchen das Licht in der Finsternis. Jedenfalls meinen sie es ehrlich mit der Kunst und glauben ihr Bestes zu tun. Der „Baumeister Solneß", vom ernsten Kunststandpunkt aus betrachtet, behält leider auch für den begeistertsten Ibsenschwärmer viel Ähnlichkeit mit bewußter Falschmünzerei.

WORTE EINES REPUBLIKANERS
VON GEORGES CLÉMENCEAU (IN „L'HOMME LIBRE")

ÜBERSETZT VON HEINRICH MANN

II.

Dr. Lebon hat durchdringenden Geistes eine strenge und oft nur zu gerechte Analyse angestellt mit der Psychologie der Menge, also der Mehrheiten. An einem stößt er sich besonders und in mancher Hinsicht wohl mit Grund: daran nämlich, daß von dem weniger einsichtigen Teil der Menschheit verlangt wird, er solle die Leitung des einsichtigeren übernehmen. Wenn man die Frage so stellt, nimmt sie sich freilich übel aus. Will man aber behaupten, daß die Monarchen und die sie stützenden Oligarchieen in der ungeheuren Mehrheit der Fälle mehr Einsicht in die Bedürfnisse ihrer Völker bewiesen haben als in ihre eigenen unmittelbaren Interessen? Wer die Nationen befreit hat von dem wütenden Eigennutz der einen und der Lakaienart der andern, das ist der den Großen unbekannte Denker, der allzulange nicht Wort noch Stimme hatte, und den Rodin dargestellt hat, ungeheuerlich an verklärter Lebenskraft und wie geschwellt von Explosionsstoff.

Die Explosion hat stattgehabt, der Mensch hat das Maß der Vernunft gelegt an seine Herren und an sich selbst, und etwas von seiner Vernunft ist tief eingedrungen in das dunkle Gewimmel jener Herden von Geschöpfen, die allzu lange nur werdende Menschen waren. Und seit dem Tage sind die denkenden Menschen am Werk für die fühlenden Menschen, sind dabei, sie höheren Zielen näher zu bringen und ihre Erkenntnis so sehr zu vergrößern, daß sie eines Tages wahrhaft imstande sein werden, sich selbst zu regieren, was sehr viel schwerer ist, als andere zu regieren. Bis dahin begehen die akademischen Verächter der Menge das schwere Unrecht, daß sie gegen die Fehler der Menge weniger nachsichtig sind als gegen die von prachtstrotzenden Herrschern, die durch Unwissenheit nicht entschuldigt waren wie die Menge, und sie trotzdem nur vermittelst der organisierten Gewalt und nur zum eigenen Vorteil regiert haben.

Die Laster, die in den ungeordneten Massen zu entdecken nicht schwer ist, sind, vervielfältigt, die gleichen wie im Einzelnen. Und beim Einzelnen wie bei der Masse verrät sich die Spur der Geistesart ehemaliger Herren, deren Unmenschlichkeit uns allzu lange zur Unmenschlichkeit erzogen hat. Aber das wird sich ändern. In der Demokratie, wie wir sie schon heute sehen, ja in den gestaltlosen Massen schreitet auf unzähligen Vermittelungswegen, die immer zu vermehren unser Stolz ist, die Entwicklung des Rechtes weiter, wie sie aus den großen Werkstätten des Gedankens hervorgeht. Und was die Geister davon erfassen können, geht Schritt vor Schritt in die vom Volk erteilten Mandate über, deren Inhaber beauftragt sind, die Regierungshandlungen mit ihrem Wesen zu durchtränken. Dieser in die Masse vordringende Widerschein des Lichtes, das aus den größten Gehirnen fällt (sie selbst sind zu idealistisch für das Stück Empirismus, das zum Regieren gehört) — dies eben ist hier das Erforderliche. Denn den Fortschritt von oben herab zu verfügen, wäre zwecklos, wenn die Menge mit ihrem Sehnen nach Befreiung nicht auch imstande ist, im praktischen Leben sich den Begriffen höherer Freiheit anzupassen, und das erfordert von ihr eine einmütige Willensanstrengung. Eben darum haben alle gelehrten Verherrlichungen der Autokratie ihren Zusammenbruch nicht einen Tag lang aufgehalten, so wenig das Gerede sogenannter Intellektueller gegen die Demokratie nur einen einzigen Augenblick die Menge aufhält, die geführt von einer ihr verwandten Elite, der Herrschaft der Vernunft entgegengeht.

DER KÜNSTLER ALS PÄDAGOG
VON ANNETTE KOLB

Die expeditive Art, mit welcher die sehr beschäftigten oder sehr wertvollen Leute die soziale Seite ihres Lebens liquidieren, habe ich schon früh bewundern gelernt: sie hat nichts mit Ungeselligkeit zu tun; sie sind im Grunde ebenso gesellig, wie die Tagediebe. Aber ein Stachel, eine innerliche Eile treibt sie an, sich dem Zusammensein mit ihren Mitmenschen — gleichsam

mit der Uhr in der Hand — zu entziehen. Denn sie sind der Kürze des Lebens, wie der 10 Talente, deren sie walten, vielfach unbewußt vielleicht, stets eingedenk.

Aber ich weiß: den Größeren gegenüber jeder Distanz entraten ist das modernste. Nun, ich begebe mich noch immer zu Hildebrand wie ein anderer einen Turm besteigt, weil ihn dort eine stillere Luft umweht: Dinge, die ihn unten ärgern, sind hier auf eine Weile um ihre Existenz gebracht; und mag er sich auch selbst hier oben unwichtiger dünken, so lobt er sich doch gerade so unbewußte Pädagogen wie einen Aussichtsturm oder wie Adolf Hildebrand.

Zwar ist es empfindlich, lediglich durch den Kontakt, mit einem anderen des Abstandes bewußt zu werden, den er durch seine Verdienste oder seinen Wert zwischen sich und uns geschaffen hat. Worte, die man zu verlieren gewohnt ist, steigen befremdend in jener Zone unseres Bewußtseins auf, die man Gewissen nennt, und vergeudete Stunden wollen sich mit einem Male wie Rechnungen präsentieren. Dies alles nur, weil man sich in Gegenwart eines Menschen sieht, der wie jeder andere Mensch — ich wünsche nicht zu übertreiben — seine sichtlichen Grenzen hat, jedoch nicht anders, jedoch genau als wie ein Berg, der seine scharfen Linien in den Himmel zieht, ausschließend, was nicht zu ihm gehört.

Auf ein so hohes Niveau hat Hildebrand seine Beschränkungen gebracht. Von einem Berg zu versichern, daß er eine Erhöhung sei, könnte nicht öder sein, als von Hildebrand behaupten zu wollen, er sei „gut"; so sehr ist er es implicite; oder wenn einer sich bemüßigte, von ihm zu sagen, er sei „nicht eitel", denn der Mangel an Beziehung zur Eitelkeit und an Talent zur Selbstbespiegelung ist ja gerade der Grundton seines Wesens. Es fehlt ihm jedes Verständnis für das Unwichtige, jede Fähigkeit sich ihm zuzuwenden, er sieht und hört und merkt es nicht. Er hat für das Belanglose so wenig Einstellung, wie das Auge einer Ziege für die Schönheiten einer Landschaft. Aber die beste Idee der Atmosphäre, in die er hineinragt, geben wohl die weiten, gedankenvollen Schweifungen seiner Brunnen und Monumente, seiner kleinen Tempel vor dem Münchener Nationalmuseum, der mitten im Alltag wie ein mystischer Kreis seine verträumte und abgewandte Stille zieht, und ihn vielleicht am stärksten enthält.

Über jenes ebenso beliebte wie gedankenlose Axiom man müsse den Künstler vom Menschen trennen, habe ich mich schon als Kind erbittert, lang bevor ich noch ahnte, wie weit sich die Dependancen des Musentempels (Vorhöfe, Stallungen, Ökonomie etc.) ausdehnen können. Wer innerhalb des Bezirks die Pferde schirrt, gehört natürlich auch noch zum Personal, und es wimmelt im ganzen Revier. Still wird es erst vor der inneren Halle, in die nur die wenigsten von uns, oder nur auf Augenblicke Zulaß finden. Hier wie in der sichtbaren Welt kommt eben alles auf Rangstufen an. So kann einer mit knapper Not ein Künstler sein. Wer es aber in erster Linie ist, dessen äußeres Leben hat etwas Ungefähres und Zufälliges, als könnte ebensogut ein anderes, viele andere für ihn denkbar sein. So weit grenzt sein Selbst über das Maß der ihm zugemessenen Tage hinaus, so wenig erschöpfen und enthalten sie ihn. Von seinem Leben trennt ihn jene latente Unaufmerksamkeit, welche andere von ihrer Erkenntnis abhält, und so viel stärker mit ihrem Dasein sich identifizieren und verketten läßt. Es tut mir leid, eine solche Platitude sagen zu müssen. Aber man verkennt doch im allgemeinen immer noch, wie sehr der Grad der Künstlerschaft den Künstler als Menschen bestimmt — und verschlingt.

So ist das Gedankliche, und im Gedanklichen das Architektonische bei Hildebrand so überwiegend, daß sich ihm auch die Dinge, Menschen und Ereignisse niemals außer Proportion darstellen. Nie widerfährt es ihm, daß er sie zu leicht oder zu wichtig nimmt. Sein für die Form so passioniertes, so machtvoll gestaltetes Auge trägt diesen Sinn auch in die Welt des Unsichtbaren über, und ist auch da, vergleichend wägend immerzu tätig, richtige Dimensionen einzuhalten, sie wieder herzustellen, das Ueberflüssige, das Unwesentliche von den Dingen ausscheidend, naiv und schöpferisch um ihre Perspektive und ihre Harmonie bemüht.

Eine Angelegenheit, die mich sehr stark beschäftigte, bis sie mir alles verstellte, rückte plötzlich wieder in die richtige Distanz, als ich eines Abends mit Hildebrand zusammensaß. Nicht etwa, daß es mir in den Sinn gekommen wäre, sie ihm zu erzählen, sondern was mich wieder ins Gleise hob, war der überspringende Funke seines Intellekts, dessen wunderbare, den wirren Schwankungen des Persönlichen entzogene Helle das Maß der Dinge so still und unselbstisch kündet.

NACHTRAG ZU MEINEM NACHTRAG ZU PRODROMOS
VON PETER ALTENBERG

Wenn Dir der Duft der Haare einer Frau, ihre zarte Achselhöhle, ihr süßer Nabel, ihre Innenhände, ihre Innenkniee, ihre zarte Fußsohle, ihr süßer Mandel-Atem, nicht ebenso wertvoll sind wie das Ganze — — — dann, dann, siehe, hast Du ein schlechtes Geschäft gemacht. Es gibt wertvolle Schmuckstücke, die man in herrliche einzelne Teile zerlegen kann, und jeden einzelnen herrlich benützen und genießen kann!

Lukullus-Diner: Soupe Crême d'orge; Asperges de Eibenschitz et Pudmeritz; Bries gratiné sauce Parmesan; Zander-Filets, sauce pomo d'oro salée; Crême de framboises; Gervais, Camembert, Roquefort, Chester; Café au lait; Kurfürstlicher Magenbitter „Danziger Lachs"; das Recht, seiner schönen Nachbarin, vom servierten Kaffee an, ganz sachte und zart die Hand auf ihr Knie legen zu dürfen!

„Herr Peter, was spricht man denn Stunden lang mit dieser Person, ein so intelligenter Mensch, was Sie sind?!?"

„Dasselbe, was man mit der Antilope spricht, der Gazelle und dem Kolibri! Man bewundert sie!"

„Langweilen Sie sich nie mit ihr?!"

„Nein, sie mit mir!"

Eine angezogene Frau hasse ich wegen ihrer Kompliziertheit, und eine ausgezogene wegen ihrer Primitivität! Wenn man einmal eine angezogene Frau fände, die man sich nicht ausgezogen wünschte, und eine ausgezogene, die man sich nicht angezogen wünschte! — — — Das wäre das Glück!

Wenn ich sogar mit Beethoven beisammen sitze, so schaue ich doch unwillkürlich, ob er kurzgeschnittene ganz reine Fingernägel habe!

Später erst sage ich mir beschwichtigend, er habe die IX. Symphonie gedichtet.

Eine Frau muß absolut einen nach süßen Mandeln duftenden Atem haben! Diese Tragödie müßte man einmal schreiben, wo eine Frau sämtliche herrlich tiefen Eigenschaften einer wertvollsten Frau habe, und nur einen unidealen, wenn auch noch nicht ganz schlechten, Atem! Aber dazu sind unsere Dichter zu wenig — — — Dichter! Die halten noch bei den Komplikationen der Seele, ha ha ha ha!

Treue ist ein Wort, das die Männer wegen bequemer Selbsttäuschung, und die Frauen wegen Geld erfunden haben!

Nur die sehnen sich nach dem Unbewußten zurück, denen das Bewußtsein nur die Erkenntnis gebracht hat, daß sie Esel waren und geblieben sind!

Beweis für „begehrenswert" sein, ist nur, wenn man mit einer bestimmten Dame lieber als allein in die „Meistersinger" ginge, lieber mit ihr als allein eine Dolomiten-Tour machte, lieber mit ihr als allein sein Geld ausgeben möchte! Die anderen Anzeichen von „begehrenswert" sind ungültig!

Deine allererste Enttäuschung an einer geliebten Frau sei auch immer sogleich Deine allerletzte! Glaube ja nicht an Zufälligkeiten! Sie ist stets ein wohlgeordnetes logisches Mistvieh!

BENKAL
VON RENÉ SCHICKELE

„Benkal, der Frauentröster" ist ein Roman, den ich geschrieben habe, und der im Verlag der Weißen Bücher in Leipzig erschienen ist. Ich sollte, meint Wilhelm Herzog, auf seinem Forum eine Selbstanzeige anschlagen. Hier ist sie:

Wisset, die ihr Sturm und Wellen stillt,
Kämpfe werden sein und Menschen fallen,
Mächtige der Welt erstehn,
Solang Schwache sich um das Starke drängen,
Haß wird säen, Haß wird mähn
Mit Chorälen und mit Mordgesängen,
Und die alten Schwüre werden hallen —
Liebe, die zum Einen überschwillt,
Macht das andre untergehn.
Wisset, die ihr stillt die tiefen Wellen:
Blut will, Blut muß aus dem Bronnen quellen,
  Schäferin Erde dürstet nach Blut.

Wisset, die ihr gute Weisheit lehrt,
Herzen werden andre niederschlagen,
Herrisch und zu zwein,
Solang Frühlingsnächte sie verzücken,
Wut und Sanftmut auf sie niederschnein
Von den blauen, lichtbekränzten Brücken,
Fortgeschwemmt von Liebesrufen, Klagen,
Klangdurchbebt und unbewehrt
Brennen sie im neuen Schein.
Wisset, Meister ihr der klugen Worte,
Suchend schafft die Sehnsucht allerorte,
  Schäferin Erde verzehrt sich in Glut.

*

Dann könnte ich noch hinzufügen: man kann sich auch entschließen, ein mißlungenes Buch herauszugeben, um vor der zeitraubenden Versuchung sicher zu sein, an einer Leiche herumzudoktorn, sowie, um sich an einem

sichtbar abschreckenden Beispiel zu bessern. Aber der „Benkal" scheint mir ausgewachsen in Tiefe und Höhe, voll starker Musik und guter Gedanken und alles in allem — warum soll ich es nicht gestehn? — ein menschlich Beispiel, fest genug, um über meine Generation hinaus zu wirken. Ja, ich glaube und sage, daß die nächste Generation, der industriellen Gaukelei und der „literarischen" Kataloge müde, es besser lesen wird. Es ist blutrote Schwärmerei, ein Machtgesang von Herz zu Hirn, Liebe, Krieg, Kunst, Sieg und Untergang.

*

Das ist, wie gesagt, meine Ansicht, und ich will nicht verhehlen, daß sie durchaus nicht von allen geteilt wird, am allerwenigsten von denen, die den Roman nicht gelesen, sondern nur darüber geschrieben haben.

Aber auch Freunde, nahe Freunde, die es wissen müssen, da sie selbst Bücher schreiben, halten „Benkal" für einen Zusammenbruch, der die trübsten Aussichten auf meine Zukunft eröffnet. Wohl verstanden: nicht etwa für ein schlechtes Buch, nein, für einen vollkommenen Zusammenbruch! Wenn ich es nicht wäre, so setzten sie es in die Zeitung. Aber weil ich es bin, so verbreiten sie ihre, sie selbst schwer bekümmernde Erkenntnis nur mündlich, sozusagen unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Ich gebe zu, daß unparteiische Beurteiler, die Bücher, über die gesprochen wird, natürlich nicht mehr erst zu lesen brauchen, bei diesem Stand der Dinge zwischen meinem Urteil und dem entgegengesetzten schwanken mögen. Ich bitte sie auf diesem Wege, mir zu glauben und auf Befragen zu antworten: „Blutrote Schwärmerei, Machtgesang von Herz zu Hirn, Liebe, Krieg, Kunst, Sieg und Untergang. Ich bin dabei, das Buch zum drittenmal zu lesen."

*

Übrigens: welch ein Glück!

Beim Erscheinen des Buches kamen, unter den ersten, auch anerkennende Besprechungen. Auf diese Weise habe ich die tröstliche Freude festzustellen, daß nicht nur die abschreiben, die einen verreißen.

DIE ALBANISCHE IDYLLE

VON HERMANN WENDEL, MITGLIED DES REICHSTAGS

Als es lenzte, schrieb Frau „Mbret" aus Durazzo an eine Freundin: „Hier ist es sehr schön und wir schwelgen in Sonne und herrlicher Gegend. Die Menschen haben wir sehr liebgewonnen. Sie sind rührend in ihrer Begeisterung ... Es treffen noch immer Deputationen aus dem Innern des Landes ein, um uns zu huldigen. Das Volk ist prächtig!" Wie himmlisch, wie süß, wie reizend! Weltgeschichte aus der Perspektive von Herzblättchens Zeitvertreib. Aber leider stieß so viel neckische Liebe nicht auf die nötige Gegenliebe. Zwar sind „die Menschen" noch immer rührend in der Begeisterung — mit der sie gegen Durazzo anrennen. Es treffen auch noch immer Deputationen aus dem Innern des Landes ein — um sich den Aufständischen anzuschließen. Und auch prächtig ist das Volk noch immer — wenn es gegen die Gendarmen des Mbret im Feuer steht. Nur die herrliche Gegend wird durch die herumfliegenden Kugeln etwas verschandelt.

Aber auch der Neid muß der Frau „Mbret" lassen, daß Züge eines wahrhaft antiken Heldenmuts ihr nicht fremd sind. Wer einmal in seinem Leben mit einem freundlich grinsenden Schkipetarenhäuptling Knie an Knie gesessen hat, vergißt die Ausdünstung seiner Lebtage nicht mehr — für Seife gibt es noch kein Wort im Albanischen. Einen solchen Häuptling hat Frau „Mbret" vor versammeltem Kriegsvolk abgebusselt, um seinen Malisoren Mut in der Brust zu entzünden. Die Malisoren aber flohen voller Entsetzen und verkrochen sich in den Moscheen. Die kriegerische Tätigkeit des „Mbret" hingegen war wesentlich negativer Art. Auf den Sarg des Obersten Thomson legte er den Orden vom Weißen Sterne Skanderbegs. Das schadete dem Obersten nicht weiter, denn er war tot. Und dem Kampf folgte der preußische Garde-Ulan a. D. von fern, von fern mit einem Fernglas. Das schadete den Aufständischen nichts, denn sie — übrigens nicht Rebellen, sondern rechtmäßige Herren ihres Bodens — lockten die sogenannten Regierungstruppen in eine Falle nach der anderen, schnitten allen Zuzug von Durazzo ab und werden, wenn die Tinte dieser Zeilen zur Druckerschwärze geworden ist, vielleicht längst das von einem Berliner Kunstgewerbler entworfene Wappen

des Fürstentums Albanien vom Konak Wilhelms herabgerissen und in die Müllgrube der Weltgeschichte geschleudert haben.

Aber selbst wenn der „Mbret" sich noch ein paar Tage auf seinem schaukelnden Throne zu halten vermag, bleibt das Fürstentum Albanien unter einem europäischen Herrscher ein kurzer Sommernachtstraum und das Spiel ist so aus, wie es von Anfang an aus gewesen ist. Auch unter den freundwilligen Kanonen der österreichischen Kriegsschiffe kann Wilhelm von Wied nicht mehr Macht gewinnen als ein kleiner Dorfschulze im Posenschen besitzt. Ganz gleich, ob bei dem Aufstand die Feudalherren wie Essad Pascha die Bauern aufgewiegelt, ob die Bauern sich gegen die Feudalherren erhoben haben, ob Religionsgegensätze im Spiele sind, ob die Jungtürken dahinter stecken, ob die italienischen Eroberungspolitiker mehr Bescheid wissen als zuzugeben klug ist, der „Mbret" ist erledigt, und die Mächte stehen da, wo sie vor der glorreichen „Lösung" der albanischen Frage standen. Albanien tut sich, was eine Teilung des Landes unter Serbien und Griechenland vermieden hätte, aufs Neue als Pandorabüchse für die internationale Lage auf: in den Dreibund wird durch das Zerwüfnis zwischen Wien und Rom ein harter Keil hineingetrieben, die Beziehungen zwischen Dreibund und Dreiverband spannen sich wieder an — wer weiß, wie das noch werden mag!

Die regierungsfrommen Blätter Deutschlands haben die albanische Kunstschöpfung als eine schier unerhörte Großtat des Dreibundes gefeiert. Nach ein paar Monden erhellt schon, daß in der umfangreichen Geschichte des Gründungsschwindels die Gründung des albanischen Staates die schwindelhafteste Gründung war. Und, indem sie England in dieser kitzlichen Frage auf die Seite des Dreibundes zu ziehen wußte, trägt die auswärtige Politik, für die Herr v. Jagow verantwortlich zeichnet, nicht die geringste Schuld an dieser Gründung.

ES LEBE DER KAISER!

Einem glücklichen Zufall zufolge sind die Sozialdemokraten beim Kaiserhoch im Reichstag nicht aufgestanden. In den staatserhaltenden Blättern, der Kreuzzeitung, den Sozialistischen Monatsheften, der Deutschen Tageszeitung und ähnlichen, herrscht daher auch eitel Jubel, weil die Eröffnung der Sauerngurkenzeit auf unbestimmte Zeit verschoben ist. Jedermann unterhält sich über die Ergebnisse der Reibung der revolutionären Sitzflächen mit den Klappsesseln des Reichstags, die bekanntlich mit dem Kaisertum geboren wurden. Am heftigsten hat sich der Genosse Quessel (kein Druckfehler) gegen die Herrn gewandt, die dem Kaiser ein erfolgreiches Hochleben versagten. Er sowohl wie ein anderer Vertreter im sozialdemokratischen Volk stellten unwiderleglich fest, daß besagtes Sitzenbleiben keineswegs eine Demonstration gegen die Monarchie darstelle, vielmehr eine Weigerung bedeute, keusche Gefühle für das Herrscherhaus, wie sie gerade in Revisionistenherzen ein kryptogames Dasein führen, vor der brutalen Öffentlichkeit zu prostituieren. Die Herren haben sich gleichzeitig unter staatliche Kontrolle stellen lassen. Bis jetzt konnte kein Spezialist eine sozialdemokratische Infektion feststellen.

Es gibt Leute, die anders denken. Außerhalb einer verfassungsmäßigen Bindung, ohne Gegenseitigkeit, etwas aus dem Gedanken ganz vaterländischer Vereine (vom Kriegerverein bis zum fortschrittlichen Parteitag) heraus, hat sich der Gebrauch entwickelt, daß der Reichstag seine Session mit einem Kaiserhoch beschließt. Der Kaiser kennt die Institution der Volksvertretung einmal im Jahre in Person ihrer drei Präsidenten und hat außerhalb der Thronrede nie in seinem Leben des „Hohen Hauses" Erwähnung getan. Das Haus selber ist in seiner großen Mehrheit der Ansicht, ein Sozialdemokrat auf dem Präsidentensessel sei eine Schändung. Und dennoch verlangt es, die „Elenden", die „vaterlandslosen Gesellen", die „Revolutionäre" sollten den gottesgnädigen Kritiker hochleben lassen! Sie sagen, die Sitzenbleibenden verletzen das Gefühl der (in diesem einen Fall) Aufrechtstehenden. Warum verletzen dann die Aufrechtstehenden die Gefühle der Sitzenbleibenden? Warum rufen sie selber ein dreifach donnerndes Hoch auf einen Mann, der sie nach Möglichkeit ignoriert?

Also natürlich, weil sie staatserhaltend sind. Es wäre aber ebenso staatserhaltend, wenn Wilhelm II. einmal (sagen wir bei seinem Regierungsjubiläum oder beim 40. Geburtstag des Reichstags) den angehocht hätte. Er hat es nicht getan. Er hat den Geburtstag ignoriert. Er kann auf eine Huldigung der Gegenseite, zu der kein Mensch verpflichtet ist, keinen Anspruch machen. Die sozialistischen Monatshefte bereiten eine Nummer vor, „Unser Kaiser".

Im Reichstag sind die sozialistischen Abgeordneten nicht aus persönlichem Interesse, sondern Kraft ihres Rechts! Wer ein Kaiserhoch ausbringt, tut es auf eigene Gefahr. Die diversen Hausherren haben keinen Grund, eine solche vorgeschriebene Spontanität zu unterstützen. Wenn die Monarchisten sich darüber aufregen, so gehört das zu ihrem Geschäft. Wenn aber sogenannte sozialdemokratische Abgeordnete den antimonarchistischen Gedanken aus dem Sitzenbleiben entfernen wollen, so sind und bleiben sie Jesuiten (was ein milder Ausdruck ist). Wenn Angehörige einer gottseidank noch widerspruchslos republikanischen Partei winseln, die Verweigerung des Kaiserhochs sei nichts anti-monarchistisches, so bleibt uns die Wahl zwischen zwei ehrenrührigen Bezeichnungen ihres Innenlebens. Natürlich ist die schärfste Verurteilung ihres Geschwätzes: es nützt zu nichts. Selbst die Gegner merken die Lüge, verbunden mit der Feigheit! Der Feind ahnt die Verbündeten in den Reihen der Aufrührer und wird täglich ausnahme-gesetzlicher. Er hofft wenigstens die Fortschrittler an ihre karrierebedürftigen Söhne zu erinnern und so die berühmte bürgerliche Einigung auf Grund einer wirksamen Protektion zu formieren. Kurz, das deutsche Volk ist eifrig an der Enträtselung der vier Buchstaben der Sozialdemokraten, wenn auch die vereinten Konservativen und Revisionisten sie verschieden deuten. Nur ein „Hoch" läßt sich aus ihnen nicht herauslesen.

ULRICH RAUSCHER

DREIHUNDERT MILLIONEN
VON ROBERT SPRINGER

Ein intimer Kenner der inneren Verhältnisse der bayerischen Hofverwaltung schickt mir die folgenden Sätze. Sie wurden, wie ihr Verfasser bemerkt, nicht allein hervorgerufen durch Andeutungen des früheren preußischen Regierungsrates Rudolf Martin, der sich in seinem jüngsten Opus auch über die Vermögensverhältnisse Ludwigs III., Königs von Bayern, verbreitet. Der ehemalige Rat im Reichsamt des Innern versichert, einen Teil seiner Angaben von „sehr beachtenswerter, unterrichteter Seite" erhalten zu haben. Die Seite scheint in der Tat — wenn auch in einem anderen Sinne, als Herr Martin glaubt — beachtenswert. Es kann nicht ohne Nutzen sein, vorzubeugen und die Allzubetriebsamen, die sich in Finanzfragen des bayerischen Königshauses gerne den Titel eines K. Sanitätsrates erwerben möchten, zur Vorsicht zu mahnen.

In einigen fränkischen Tageszeitungen wurden vor kurzem bittere Betrachtungen angestellt über die Geschäftspolitik unserer bayerischen Zivilliste. Die Einsparung von jährlich 60000 Mark durch Wegfall der früher gepflogenen Unterstützung des Prinzregententheaters, die Millioneneinnahme aus dem Verkauf der Neuen Pinakothek an den Staat, gewisse Maßnahmen der Hofjagdverwaltung, Bemühungen zum Abstoß von Terrains aus dem Königlichen Vermögensbestande waren die Objekte jener herben Kritik. Es ist ein Zeichen der neuen bayerischen Zeit, daß man in die Provinz gehen muß, um solche Zeitungsstimmen zu vernehmen, während es doch eine Ehrensache der Presse der Mehrheitspartei in der Hauptstadt sein müßte, Vorstellungen dieser Art in geziemender Eindringlichkeit an das Ohr des Monarchen zu bringen. Die Dinge stehen überdies weit schlimmer, als es die Öffentlichkeit weiß, und es bedarf keinerlei illoyalen Spürerei, um zu erfahren, daß seit dem Regierungswechsel in Bayern die Unzufriedenheit der mittleren und unteren Hofbeamten eine bedenkliche Höhe erreicht hat, infolge des vom allzu einflußreichen Herrn von Leonrod betriebenen Sparsystems, das sich bis auf die Kürzung des Frühstücks der schlecht besoldeten untersten Chargen erstreckt.

Das, im Zusammenhalte mit dem gesteigerten Repräsentationsbedürfnisse und einer schon nicht mehr normalen Betriebsamkeit gewisser Verwaltungs-

stellen der Zivilliste in der Kapitalsvermehrung für dieses Institut, müßte für das verantwortliche Ministerium des Königl. Hauses ein Anlaß sein, die entscheidende Instanz vor dem Weiterschreiten auf diesem Wege zu warnen.

Umsomehr dürfte eine Einflußnahme genannten, von seinen Erfolgen (Kardinalsernennung, Erledigung der Königsfrage, Erhöhung der Zivilliste, Apanagierung der Prinzessinnentöchter und des Kronprinzen) allzusehr taumeligen Ministeriums am Platze sein, als weitere nicht eben unbedenkliche Transaktionen zu drohen scheinen, von denen im Nachfolgenden kurz zu handeln ist.

Der frühere Regierungsrat Rudolf Martin, der findige Herausgeber deutscher Millionärshandbücher, hat nun auch Bayern mit einem solchen Almanach beglückt. Dieses bayerische Jahrbuch des betriebsamen Herrn ist noch ungenauer als seine übrigen, was im wesentlichen daran liegt, daß er infolge mangelhafter steuerstatistischer Unterlagen auf Schätzungen angewiesen war, die infolge einer weitgehenden Unvertrautheit mit Land und Leuten vielfach daneben geglückt, häufig auf Angaben der Adressaten kritiklos aufgebaut oder sonst, dem Anscheine nach, willkürlich unternommen werden. Das nebenbei.

In diesem Handbuche nun figuriert an erster Stelle Ludwig III., König von Bayern, Majestät, München mit einem Vermögen von 300 Millionen und einem Einkommen von 5,6 Millionen. Das Rätsel des Mißverhältnisses zwischen Einkommen und Vermögenssumme löst sich durch die Berechnungsmethode Martins, der jenen Betrag aus dem Bestande der Kunstschätze des Königs von Bayern an Gemälden, Vasen usw. herauswertet. Da werden aufgeführt die „dem Staate oder der Pinakothek geliehenen" Kunstgegenstände, als da sind: Die Werke von Filippo und Filippino, Lippi von Boticellé, Ghirlandajo und Perugino, ferner die zwei Raffaelschen Madonnen di Tompi und della Tenda. Dann die beiden altniederländischen und altdeutschen Sammlungen der Gebrüder Boisserée und des Fürsten Wallerstein; die Bildnisse Wolgemuts, des Hans Dürer von A. Dürer. Des weiteren die Sammlungen der pfälzischen Wittelsbacher, insonderheit die Carl Theodors, die aus Mannheim nach München gebracht worden sei und 785 Nummern überwiegend holländischer Werke zähle (Darunter zwei große Rembrandts, Rubens, van Dyck). Dazu die Düsseldorfer Galerie (358 Nummern). Diese Düsseldorfer Galerie sei Fideikommiß und Privateigentum des Königs von Bayern als Haupt des Wittelsbacher

Hauses. Auf Grund ihm gewordener Mitteilungen, von beteiligter Seite offenbar, rechnet Herr Martin dann noch die älteste Münchener Gemäldesammlung in der Alten Pinakothek (sie rührt angeblich von Max Emanuel her) auch dem König zu. In Summa: Gemälde des Königs 281 Millionen, dazu Vasen, gekauft von bayerischen Monarchen, insonderheit von Ludwig I. und Sonstiges (wie bei Zwangsversteigerungsanzeigen nicht besonders aufgeführtes „usw."). 19 Millionen. Generalsumme 300 Millionen.

Diese Spielerei mit Werten eines von Martin neuentdeckten Wittelsbachischen Eigentums wäre nun belanglos, wenn daran nicht Folgerungen sehr bedenklicher Art geknüpft würden. Herr Martin doziert: Nach dem Wehrbeitragsgesetz seien Sammlungen als Hausrat bisher steuerfrei geblieben. Das könne sich über Nacht bei der Notwendigkeit eines Reichs-Vermögenssteuergesetzes ändern und auf diese Weise würde der König von Bayern von Reichs wegen gezwungen werden, an den allmählichen Verkauf seiner Kunstschätze heranzutreten „denn die Steuer ($1^1/_2$ % nach dem Wehrbeitragsgesetz = 4,5 Millionen Mark) könnte leicht bei steigendem Wert der Kunstschätze höher sein als seine Zivilliste (5,4 Millionen Mark)". Weiter unten wird dann noch positiver angedeutet, daß das Haus Wittelsbach seine fideikommissarisch gebundenen Gemälde und sonstigen Kunstschätze aller Wahrscheinlichkeit nach doch nur zu einem sehr niedrigen Preise im Laufe der kommenden Jahrzehnte an den bayerischen Staat, die Stadt München und eventuell das Deutsche Reich verkaufen werde.

Einen Teil seiner Angaben über diesen bei den Verhandlungen über die Erhöhung der Zivilliste im bayerischen Landtage unseres Wissens mit keinem Worte erwähnten angeblichen Königsbesitz hat Herr Martin, seiner Versicherung nach, „von sehr beachtenswerter unterrichteter Seite". Ob diese „sehr beachtenswerte usw. Seite" auch die Möglichkeit einer Aktiengesellschaft oder eines amerikanischen Trustes aufgetan hat, die oder der „für 500 Millionen Mark alle diese Kunstschätze auf einmal übernähme, um sie im Laufe der Jahre mit riesenhaften Gewinnen loszuschlagen" (Martin, Jahrbuch, S. 112), das wird uns vorerst noch vorenthalten.

Aber wer die Unbedenklichkeit erlebt hat, mit welcher in der Umgebung der Zivilliste, zurzeit das Geldmachen betrieben wird, kann die Annahme nicht ohne weiteres von der Hand weisen, daß der Gedanke eines derartigen generellen Kunstausverkaufes im Gehirne eines dieser verwegenen Mammonisten bereits unheimlich rotiere.

In Anbetracht der bayerischen Zeitzustände haben wir es für unsere Pflicht gehalten, diese sehr beunruhigenden Andeutungen des Herrn Martin einem breiteren Leserkreise mitzuteilen, damit zugleich dem oben bereits angesprochenen Ministerium die faßliche Unterlage bietend zu einem rechtzeitigen, Unheil verhütenden Eingreifen.

Dies abwartend, kann zunächst auf eine juristische und historische Untersuchung der von Herrn Martin behaupteten Eigentumsrechte verzichtet werden, ebenso von der Aufstellung wirksamer Gegenrechnungen und sonstigen dem Ansehen der Monarchie in keinem Falle günstigen Expektorationen, zu welchen die Voraussichten des genannten Herrn schier gewaltsam herausfordern.

Man braucht an die beiden Endpunkte einer solchen Betrachtungsreihe ja nur die zwingenden Bilder zu fixieren — das kunstliebende altehrwürdige Haus Wittelsbach und der die bayerischen Staatsgalerien plündernde amerikanische Millionentrust um die aufreizende Vielgestaltigkeit peinlicher Erörterungen besser bestimmen zu lassen als die wie zu hoffen steht, doch nur vagen und wilden Kalkulationen des Buchmachers für gefürstete und ungefürstete Millionäre.

DIE SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEIPRESSE

EINE KULTURFRAGE

VON ALBERT SÜDEKUM, M. D. R.

Kurze Zeit, nachdem ich das Manuskript der von Herrn Hans Adolf Schaarschmidt in der letzten Nummer des Forum veröffentlichten Abhandlung über die sozialdemokratische Parteipresse bei einem freundschaftlichen Besuch gesehen hatte, den mir Herr Herzog abstattete, stand in der Chemnitzer Volksstimme eine Reihe von Artikeln, in denen Curt Eisner, der frühere Chefredakteur des Vorwärts, seine Ansichten über Verfassung und Aufgaben der deutschen sozialdemokratischen Parteipresse mit der ihm eigenen Schärfe der Begriffsbestimmung, Klarheit der Darstellung und Unbefangenheit des Urteils darlegte. Auf ihn folgten dann an derselben Stelle einige andere Schriftsteller. Zur selben Zeit also, wo Herr Schaarschmidt, ein Außenstehender, die Frage der sozialistischen Presse als ein Kulturproblem anpackte, regte sich auch in der sozialdemokratischen Partei der kritische Drang. Da, wie ich inzwischen festgestellt habe, den Veröffentlichungen dieser Männer keinerlei Verabredung vorausgegangen

ist, erscheint mir dieses Zusammentreffen sehr beachtenswert. Es muß etwas an einer Sache sein, wenn bei sehr verschiedenen und in verschiedenem politischen Lager stehenden Autoren gleichzeitig der Wunsch nach offener Aussprache entsteht. Curt Eisner vertritt die Auffassung, daß die sozialdemokratische Parteipresse mit ihrem durch die millionenstarken politischen und wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen gefestigten Rückgrat in viel höherem Maße als bisher die journalistische Ausgestaltung brauche und durch sie zur führenden Presse des Landes gemacht werden könne. Aus diesen Worten tönt der Sehnsuchtsschrei nach einer kulturellen Umfassung weiter Volksschichten ebenso laut hervor, wie aus den Worten von Schaarschmidt der Ruf nach einer neuen Vereinigung urwüchsiger Volkskraft mit den geistigen Führern der Nation oder denen, die es werden könnten. Eisner und Schaarschmidt treffen sich auf halbem Wege; andere sind auch schon in Bewegung. Es wird da keinen Stillstand mehr geben.

Meine angekündigte Erwiderung auf Schaarschmidt muß ich mit dem Geständnis beginnen, daß ich dreiviertel von dem, was jener gesagt hat, unbedenklich unterschreiben kann, namentlich selbstverständlich alles das, was er zum Lobe der sozialdemokratischen Zeitungen anführte: ihre Ehrlichkeit, ihre Gegnerschaft gegen die bloße Sensation, ihre Sauberkeit im Feuilleton und ähnliches mehr. Nur ein Viertel in jenem Aufsatz glaube ich bekämpfen zu sollen und an einigen Stellen erscheinen mir Ergänzungen notwendig.

Schon in der Grundlegung bin ich mit Schaarschmidt einverstanden, nämlich in der Ansicht, daß die Frage der sozialdemokratischen Parteipresse eine politische Kulturfrage oder vielleicht besser noch ohne alle Einschränkung: eine Kulturfrage ist. Etwas, was uns alle angeht, gleichgültig, in welchen politischen Zusammenhang uns Abstammung, Umgang und Persönlichkeit geführt haben. Man muß sich die von Herrn Schaarschmidt etwas flüchtig gegebenen statistischen Zahlen über die sozialistische Presse Deutschlands genau und in einiger Ausführlichkeit vor Augen halten, muß namentlich auch das Tempo ihrer Entwicklung, etwa seit dem Fall des Sozialistengesetzes in Betracht ziehen, um die gewaltige Bedeutung dieser Presse für die geistige Verfassung unseres Volkes erkennen zu können. Die sozialdemokratische Partei zählte 1890 60 Blätter, davon 19 Tagesblätter; insgesamt hatten sie 254100 Abonnenten, 120400 davon entfielen auf die Tagesblätter; die 25 wöchentlich dreimal erscheinenden Blätter zählten 58000, sechs zweimal erscheinende 14850, zehn Wochenblätter 60850 Abonnenten. 1914 zählte sie im ganzen 110 Parteiblätter (ein-

schließlich der Zeitschriften), wovon 90 Tagesblätter sind. Die allgemein bekannte Steigerung der Stimmenzahl bei den Reichstagswahlen zeigt sich auch in der Bewegung der Abonnentenziffer. Sie betrug: 1899: 400 000, 1913: 1 465 212. Die Gesamtziffer überschreitet jetzt anderthalb Millionen. Das Zentralorgan „Vorwärts" trat in das Jahr 1890 mit 10 000 Abonnenten ein und zählt heute — 1914 — rund 160 000 Abonnenten.

Da auf jeden Abonnenten erfahrungsgemäß mehrere Leser zu rechnen sind, so muß schon rein zahlenmäßig nach diesen Nachweisungen der Einfluß der sozialdemokratischen Presse in Deutschland größer sein, als Herr Schaarschmidt annimmt. Größer also auch die Bedeutung einer Verbesserung dieser Presse, die er ebenso wie die der Partei angehörenden Kritiker wünscht.

Solche Verbesserung kann einmal die bestehenden Blätter im einzelnen berühren, sodann aber ihren Ausdruck in der Gründung einer Zeitung großen Stils finden, eines Blattes, „das der politisch und sozial angeregte Mensch unbeschadet seiner Parteizugehörigkeit lesen müßte". Auch dabei treffen sich Eisner und Schaarschmidt. Ich glaube, die Lösung des Problems liegt darin, daß die meisten Blätter (mit Ausnahme des noch zu erwähnenden Vorwärts) resolut ihr Schwergewicht viel mehr als bisher auf die lokalpolitische Seite verlegen sollten, ohne doch dabei den Zusammenhang mit dem Ganzen aufzugeben, während daneben der Vorwärts (oder ein ihn ersetzendes Blatt) unter bestimmten Bedingungen zu einer wirklich großen Zeitung ausgebaut würde.

Das Geheimnis der Erfolge einiger großer Zeitungsorganisatoren beruht darin, daß sie sich mit den besten technischen Möglichkeiten ihrer Zeit ausrüsteten und das Bedürfnis der Leserschaft mit dem befriedigten, was der großen Masse der Leser wirklich not tat, mit rascher Information (ohne daß deshalb zugegeben wäre, diese Versorgung sei in ihren Einzelheiten einwandfrei gewesen). Wenn ich die Psychologie der zeitungslesenden Massen aus Beobachtung und eigener journalistischer Erfahrung richtig kennen gelernt habe, dann kann ich mein Urteil so formulieren: der Herausgeber jeder nicht als Universalblatt gedachten und deshalb naturgemäß wesentlich lokal wirkenden Zeitung sollte sozusagen egozentrisch, aus der Nähe in die Ferne arbeiten. Das wichtigste ist die eigene Stadt mit ihrer Umgebung, der eigene Wahlkreis, das eigene Land und Reich. Dann erst kommt in sanfter Abtönung das Ausland und das Land über See. Es hat keinen Zweck, in Buxtehude und Schöppenstedt „große Politik" zu treiben. Die Hauptsache ist und bleibt das Leben im

engeren Kreise, das zahllose Aufgaben stellt und dessen Zusammenhang mit dem Weltganzen durch einen wohlunterrichteten und klugen Mann sehr wohl auf kleinem Zeitungsraum dauernd aufrecht erhalten werden kann. Nicht Beschränktheit, wohl aber Beschränkung, in der sich der Meister zeigt. Nicht bloßes Aufgehen in dem Kleinkram des Alltags, mit dem Blick auf den eigenen Kirchturm als den Weltmittelpunkt; wohl aber Anknüpfung auch des Fernsten an das Naheliegende, des Fremdesten an das Bekannte. Ein Blatt dieser Art, das den Mikrokosmus der Nähe nicht nur widerspiegelt, sondern als schaffende Kraft in ihm webt und wirkt, dabei seine Leser in geistiger Spannung erhält und sie für das Große empfänglich macht, für Bedeutendes geistig rüstet, muß Tag für Tag ein journalistisches Kunstwerk sein. Nur ein besonders gearteter und vorgebildeter Mann, ein weitblickender Kenner vieler Dinge, vieler Zeiten und Völker kann an der Spitze eines sorgfältig geleiteten Stabes von Mitarbeitern so etwas machen.

Obschon ein solches Blatt noch ganz im Rahmen des Parteiblatts im engeren Sinne des Worts bleibt, so würde es doch gerade kraft seiner aus wohlüberlegter Beschränkung fließenden Eigenart über den Rahmen der Partei hinaus wirken und schon manche der Forderungen und Hoffnungen Schaarschmidts erfüllen, der nicht klar genug die unbedingte Notwendigkeit des reinen Parteiblatts erkennt und anerkennt.

Indessen dürfte neben diesen nach Zahl und Eigenart möglichst zu vermehrenden lokalen Blättern ein hauptstädtisches Blatt — darin stimme ich Schaarschmidt zu — nicht fehlen. Ob es aus dem Vorwärts hervorgehen kann oder nicht, ist so sehr mit inneren Parteifragen verquickt, daß ich trotz ihrer unzweifelhaft allgemeinen Bedeutung diese Angelegenheit kaum an einem andern als dem durch das Organisationsstatut meiner Partei gewiesenen Orte zuerst erörtern kann. Ich beschränke mich daher auf die Bemerkung, daß nach meiner Überzeugung niemals ein einziges Blatt gleichzeitig die Funktionen einer lokalen Zeitung neben denen eines offiziellen Zentralorgans und gar noch denen eines Weltblatts erfüllen kann. Da muß man scharf trennen, und weil diese Trennung nicht geschehen ist, mußte der Vorwärts in seiner heutigen Form immer ein Mißerfolg bleiben. Auf dem Gebiete von Großberlin, dessen Einwohnerzahl mit rund vier Millionen nicht viel hinter der des Königreichs Sachsen zurückbleibt, böte sich wahrhaftig Raum für mindestens fünf selbständige und höchst erfolgreiche sozialdemokratische Lokalblätter. Diese allein wären

imstande, der außerordentlich fein ausgebildeten und sorgsam organisierten parteilosen Presse entgegenzuwirken. Sie würden auch bei tüchtiger Geschäftsführung und einer technisch, ebenso wie moralisch und geistig, auf der Höhe stehenden journalistischen Leitung sicher so viel Erträge abzuführen in der Lage sein, daß ein zentrales, aber nicht offizielles, sozialdemokratisches Blatt geschaffen und gehalten werden könnte, das im geistigen Leben unseres Volkes eine eigenartige und wichtige Mission zu erfüllen hätte. Das große Blatt würde jene voraussetzungslose Vermittlung zwischen der bürgerlichen Intelligenz unseres Landes und der Arbeiterschaft bringen können, von der Herr Schaarschmidt spricht — angenommen, daß danach in den Kreisen unserer „Gebildeten" wirklich schon ein Bedürfnis vorhanden ist. Unorganisch, zusammenhanglos, und zum Teil mit bedenklichen Mitteln erfüllen eine Reihe von Wochenschriften verschiedenster Form bei uns (namentlich in Berlin) die Funktion der primitivsten Gesellschaftskritik für die Kreise, die der sozialdemokratischen Presse heute unerreichbar sind. Unschwer, hier zu ändern. Alle Vorbedingungen eines großen Erfolgs scheinen mir gegeben zu sein.

Eines ist die Voraussetzung jedes Erfolgs auf dem Gebiete des sozialistischen Zeitungswesens: Heranbildung eines geeigneten Personals. Das hängt mit dem eben Gesagten eng zusammen. Der Zufluß intelligenter, von ehrenhaften Motiven geleiteter Männer und Frauen aus den mit formaler Bildung ausgerüsteten Schichten des Bürgertums, die sich ganz der Arbeiterbewegung anzuschließen willens waren, stockte nach dem Dresdner Parteitag lange Zeit hindurch fast völlig. Jetzt beginnt er endlich wieder als zunächst kleines und unscheinbares Gerinsel zu fließen. Ohne Mitstreiter, die in der glücklichen Lage waren, die formalen Bildungsmöglichkeiten unserer Zeit auszunützen, kann die sozialdemokratische Partei gerade auf dem Gebiete des Pressewesens ihre Aufgaben in der Zukunft nicht lösen. Da helfen Parteischulen und Bildungskurse nichts. Das geht nur durch die Zuführung sozialistischer Denkelemente in die geistige Nahrung des heranwachsenden Geschlechts, auch soweit seine Väter und Mütter nicht der Arbeiterklasse angehören. So utopisch die Hoffnung auf Verschwinden der Klassengegensätze wäre, so realpolitisch erscheint mir die Möglichkeit der psychologischen Beeinflussung weiter Kreise auch außerhalb des engeren Parteiverbands und des Klassenrahmens durch eine hochstehende Presse.

KUNST

Das wichtigste Ereignis dieses Sommers ist vielleicht eher als die Werkbund-Ausstellung in Cöln die Ausstellung deutscher Kunst des Barock und des Rokoko im Darmstädter Schloß. Seit den Retrospektiven von 1906 in Berlin und München ist wohl eine so restlos erquickliche Ausstellung nicht mehr erlebt worden. Ich muß mich einstweilen damit begnügen, Äußerlich-Tatsächliches (und ein wenig mehr) anzudeuten, soweit das sehr gute, mit vielen Reproduktionen in Tiefdruck ausgestattete amtliche Katalogwerk es vermittelt. Die Ausstellung umfaßt deutsche Werke der Zeit von 1650—1800, bedeutet also eine Ergänzung der genannten Retrospektiven nach rückwärts. Je mehr für das neunzehnte Jahrhundert und die vorangehende Zeit bis zurück zum Dreißigjährigen Krieg in Kunstdingen der Schein gegen uns Deutsche ist, desto dankenswerter sind die Förderarbeiten, die uns zeigen, daß in Deutschland doch erheblich mehr dagewesen ist als man dachte.

So stark wie 1906 in Berlin und auch in München werden die Überraschungen zwar in Darmstadt nicht sein können. Aber die Dinge, die ein etwa über siebzig deutsche, österreichische und schweizerische Städte verteilter Arbeitsausschuß von einigen hundert ausgezeichneten Fachleuten in Darmstadt vereinigte, sind in jedem Fall der größten Aufmerksamkeit auch des Laien — und gerade des Laien — wert. Es ist zwar wohl sicher, daß keine Retrospektive für die Zeit von 1650 bis 1870 jemals die Tatsache aus der Welt schaffen wird, daß wir Deutsche weder ein Barock noch ein Rokoko gehabt haben, das sich mit der künstlerischen Kultur der Ära Louis quatorze oder des Dixhuitième messen kann. Die künstlerische Vorherrschaft Frankreichs bleibt für diese Zeiten — und sofern diese Zeiten der nachfolgenden bis zum heutigen Tag eine hochentwickelte formale Tradition gaben, auch für die Gegenwart — unbestreitbar. Aber wie die großen Retrospektiven von 1906 und kleinere Retrospektiven von der Art der bayerischen Rokoko-Ausstellung vom Herbst 1913 köstliche Dinge zutag brachten, so zeigt auch diese Darmstädter Ausstellung, daß wir trotz des kulturellen Zusammenbruchs, den der Dreißigjährige Krieg für etwa anderthalb Jahrhundert deutscher Geschichte bedeutete, künstlerisch viel reicher gewesen sind, als wir vermuten konnten. Das ist nun nicht so gemeint, daß wir im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert

hervorstechende Persönlichkeiten gehabt hätten. Heimliche Watteaus werden in unserer Vergangenheit schwerlich je entdeckt. Aber wir hatten doch etwas von jenem Wert, der gerade dem Barock und dem Rokoko einen so großen Reiz gibt; wir hatten eine gewisse gepflegte Konventionalität der zeitgeschichtlichen künstlerischen Form; wir hatten Anteil an der Qualität des zeitgeschichtlichen Schemas, und zwar mehr, als bisher bekannt war. Man schreitet die Reihe dieser Porträtisten ab: Johann Georg Ziesenis, Johann Heinrich Schröder, George Desmarées, Anton Maron, Andreas Stech, Cornelius Hoyer, Tischbein, Friedrich Jakob Hill, Mengs, Pesne, Johann Baptist Lampi, Lisiewski, Füger, Franz Casanova, Schenau, die Kauffmann und wie sie alle heißen. Keines dieser Talente wird irgendwie elementar, irgendwie angreifend eigentümlich. Aber alle haben den Schmelz der Zeit, die kultivierte Unpersönlichkeit der Epoche. Das ist ihr Bestes. Das Persönliche regt sich nur leise unter dem süßen Zwang der Konvention. Tradition bedeutet freilich nicht notwendig die feine Subalterne dieser deutschen Kunst des Barock und des Rokoko. Tradition verkörperte sich in Frankreich im einzelnen Künstler viel stärker, ohne darum aufzuhören, Tradition zu sein. Aber wir nehmen die kultivierte Konventionalität der deutschen Kunst jener Zeit sehr dankbar hin. Sie bedeutete immerhin ein Niveau, etwas gleichsam Objektives — und das ist nicht nur besser als unzulängliche Regungen des Persönlichen, es ist überhaupt die klassische Voraussetzung jeder Kunst, auch der subjektivsten. Mitunter kommen auch ganz tolle Überraschungen: eine groteske Szene des Kölners Anton de Peters, der von 1725 bis 1795 gelebt hat, ist wie ein Daumier und insofern in dieser Kunstwelt ganz einzig. Auch in der Landschaftsmalerei ist der Reiz zumeist die Auseinandersetzung leiser persönlicher Vibrationen mit dem schönen Schema der Zeit; hier schwingt Persönliches stärker, dort schwächer, aber immer zwischen den Grenzen des objektiven Zeitstils. Mit diesen Vorbehalten hat die deutsche Kunst jener Periode Dinge geschaffen, die einfach wundervoll sind und die — so paradox das klingt — mitunter den Ton absoluter Schönheit erreichen. Man muß den Organisatoren der Ausstellung, insbesondere dem Professor Georg Biermann für diese außerordentliche Tat den größten Dank zollen.

Die vom Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein organisierte Stuttgarter Kunstausstellung vom Sommer 1914 bringt im Gegensatz zur Stuttgarter Ausstellung des Vorjahres nicht viel Bewegendes. Immerhin freut man sich darüber, daß in einer Ausstellung von verhältnismäßig provin-

ziellem Durchschnittscharakter sich Kräfte der neuen Bewegung rühren dürfen, die den etwas mittelmäßigen Gesamtton auch da, wo sie durch ihren besonderen Wert wenig bedeuten, durch dem Impuls der Zeit einigermaßen beleben.

Das wichtigste Geschehnis im Berliner Kunstleben war im Juni eine große Ausstellung von Werken van Goghs bei Cassirer. Diese Ausstellung hatte für die Freunde der Kunst van Goghs dadurch ein Spezialinteresse, daß sie sich über alle Epochen der Entwicklung des Meisters gleichmäßig ausbreitete. Aus der holländischen Zeit, das heißt aus der Zeit von 1884 bis 1886, waren sechzehn Arbeiten ausgestellt, aus der Pariser Zeit, der Zeit von 1886 bis 1887, siebenundzwanzig, aus der Zeit in Arles und Saint Remy, der Zeit von 1888 und 1889, achtundsiebzig, endlich aus der Zeit in Auvers-sur-Oise, dem Jahr 1890, fünfundzwanzig. Die Ausstellung vereinigte die wichtigsten Stücke des Meisters. Eine Anzahl zaghafter, ja schwacher Stücke der Frühzeit gab Folie. Der Katalog gewinnt besonderen Wert durch den Versuch einer Chronologie der Werke.

Die Berliner Neue Sezession veranstaltet in der Neuen Galerie an der Lennéstraße ihre sechste Ausstellung. Unter den Ausstellern sind Dufy, Friesz, Kars, Kisling, César Klein, Marie Laurencin, Morgner, Schmidt-Rottluff, Tappert. Der Katalog enthält ein kluges Geleitwort von Einstein.

Die Münchener Neue Sezession hat auf Pfingsten ihre erste Ausstellung eröffnet. Die Ausstellung bietet sich in den sehr gut angepaßten und vortrefflich belichteten Räumen der Eisarena an der Galeriestraße ausgezeichnet dar. Der Gesamteindruck ist vornehme Ruhe: man ist fast versucht zu sagen, er sei eher konservativ als revolutionär. An diesem Gesamteindruck hat sicher der raffinierte Takt und die noble Breite der Hängung mitgewirkt. Er wird aber auch durch das Einzelne des Materials nicht widerlegt. Die radikalen Kräfte sind in der Minderheit: die Arbeiten Jawlenskys, Klees, Pechsteins, Kanoldts, Seewalds, Noldes, Meidners bedeuten die Peripherie, nicht das Zentrum dieser Ausstellung. Gleichwohl erscheint nicht wenigen das Werk eines fremden Exzentrikers als das bedeutendste Bild der Ausstellung: „die Windsbraut" Kokoschkas — ein Bild, in dem etwas von der bis zur leidenschaftlichsten Korruption intensiven Seele Grünewalds die Form neuer Kunst angenommen zu haben scheint. Da man indes das Wesen der neuen Sezession nicht in erster Linie nach den Gästen beurteilen darf, kommt man auf den

ersten Eindruck zurück. Es soll kein Tadelsvotum sein, wenn man sagt, daß der Gesamteindruck verhältnismäßig konservativ sei. Es konnte in München nicht anders werden. Das Lebenstempo der Welt, die man mit diesem Namen bezeichnet, ist gemessener als das anderer Städte: etwa Berlins. Man lebt darum besonnener in der Überlieferung — und vor allem: man lebt in einer Überlieferung, was sich von der Berliner Kunst schwer behaupten ließe. Die Berliner Jungen arbeiten mit der Turbulenz von Kräften, die nur sich, nicht eine Vergangenheit fühlen können. Wenn München Neues schafft, wird es kaum je einen Barbarismus begehn: weder im guten noch im schlechten Sinn. In der Tat geben zum Beispiel Weisgerber, Püttner, Caspar und Jagerspacher — die ich für die bedeutendsten unter diesen jungen Sezessionisten halte und die mir als die eigentlichen Repräsentanten dieser Bewegung erscheinen — Dokumente einer Anschauung, die zu Klassischem strebt, einer Anschauung, die Beruhigung, Reife, Maß sucht. Diese Künstler haben das spezifisch münchnerische Talent, vom Sensationellen des Tages Distanz zu halten. Sie ergeben sich den Reizen des Neuen; aber sie würden sich ihnen nie prostituieren. Das ist nun nicht nur Anerkennung, sondern auch gewissermaßen Vorbehalt. Man liebt und bewundert diese feinen Maler; aber man sieht das Exzessive, ja Ordinäre radikaler Neuerer zuweilen mit einer tieferen Befriedigung. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob diese neue Sezession das junge München repräsentiert? Sie enthält ohne Zweifel Talente, die in diesem Milieu allzu entlegen wirken. Sie stellt etliche Arbeiten aus, die ärgerlich geringwertig sind wie die Komposition des nach einem frühen Tod berühmt gewordenen Brühlmann oder die Komposition Erbslöhs, der viel bessere Dinge gemalt hat, oder die Friese Niestlés, von dem man anderes erwarten konnte. Sie läßt wichtige Künstler, konservative und revolutionäre, vermissen. Daß Marc und Kandinsky fehlen, ist bitter, aber es ist nicht die Schuld der neuen Sezession, die alles getan hat, die Beiden zu gewinnen. Aber an anderen Stellen hätte man sicherlich Lücken schließen können, die peinlich auffallen. Indes — was nicht geschah, kann nachgeholt werden. Alles in allem ist diese neue Sezession heute ohne Zweifel der wichtigste organisatorische Faktor im Münchner Kunstleben und das erfreuliche Interesse des Plublikums gerade an dieser Ausstellung deutet auf einen richtigen Instinkt.

Bei Caspari in München sah man im Juni die unlängst von Flechtheim in Düsseldorf gezeigte Kollektion chinesischer Gemälde aus dem

Besitz der Frau Olga Wegener. Diese Ausstellung ist das Edelste, was seit Jahren in München gezeigt wurde. Mehr vermag man gegenüber diesen wundervoll stillen Dingen gar nicht auszusprechen. Gleichzeitig fand man bei Caspari eine Gedächtniskollektion von Arbeiten des 1904 verstorbenen Landschafters Edmund Kanoldt, des Vaters des jungen Alexander Kanoldt. Diese feine Malerei ruht in den liebenswertesten Überlieferungen der Malkultur von der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Man denkt an Corot: nicht an den Corot der Nymphenbilder und der verhauchten Bäume, sondern an den Corot jener minder offiziellen, in unendlicher Innigkeit sachlich klaren — um nicht zu sagen realistischen — Landschaften. Es ist ein heute beinahe schon historisches, gleichwohl höchst lebendiges Wohlgefühl, den Reizen einer unbeirrbar zärtlichen und zugleich unbeirrbar verschwiegenen, ja schwunglosen Anschauung zu begegnen, wie Kanoldt sie hatte.

* * *

Im „Kunstfreund" polemisierte Herr Generaldirektor Bode — gleich kläglich in Form und Sache — gegen Sauerlandt wegen des Ankaufs eines Nolde für das Haller Museum. Er polemisierte ex cathedra überhaupt gegen alle jüngeren oder modernistischer Neigungen verdächtigen Galerieleiter: gegen Riezler in Stettin, gegen zehn andere implicite und auch gegen Pauli in Hamburg. Pauli hat Herrn Bode nun in der Juninummer der bremischen „Güldenkammer" mit der eleganten Schärfe, die seinen polemischen Stil auszeichnet, die Wahrheit gesagt. Man lese diesen Aufsatz und man wird wissen, wie die Sachen sind.

Von neuen Büchern nenne ich den soeben bei Paul Cassirer erschienenen ersten Band der Briefe van Goghs an seinen Bruder. Man kennt die kleine Ausgabe von van Goghschen Briefen, die bereits vor Jahren bei Bruno Cassirer erschien. Nun folgt dieser kleinen Ausgabe eine von van Goghs Schwägerin, Frau van Gogh-Bonger, besorgte Gesamtausgabe. Der zweite Band folgt binnen Monatsfrist. Die Briefe van Goghs gehören zu den herrlichsten Dingen, die je von einem Maler geschrieben wurden. Es gibt nur ein einziges Malerbuch, das eine ähnliche Intensität hat: das Journal des Delacroix, das freilich mit seiner unerhörten Überlegenheit und seiner aristokratischen Kultur auch das diametrale Gegenteil der Briefe des großen Einfältigen und des großen Plebejers van Gogh bedeutet.

WILHELM HAUSENSTEIN

MUSIK

Der Münchener Konzert-Verein hat bis jetzt den Vertrag mit seinem Dirigenten Ferdinand Loewe nicht erneuert. Manche schließen daraus, daß der Vertrag überhaupt nicht mehr erneuert werden soll, und viele würden eine solche Wendung der Dinge begrüßen. Loewe ist gewiß ein Mann von ernstem Wollen. Gelegentliche Striche und unberechtigte instrumentale Retouchen (selbst bei Bruckner!) abgerechnet, muß der sachliche Zug seines Musizierens und seine Freiheit von allen Mätzchen anerkannt werden. Aber er kommt nicht über das Niveau alltäglicher Routine hinaus. Daß er kein Mann feiner Arbeit ist, daß er vor den Brahmsschen Haydn-Variationen, vor Straußens „Domestica" versagt (von Mozart gar nicht zu reden), würde ihm vielleicht nur bei dem musikalischen Teil des Publikums geschadet haben. Leider hat er aber auch nicht das elementar Musikalische in sich, das mit dem Mangel an Feinnervigkeit aussöhnen könnte. Es fehlt ihm der klangliche Sinn und vor allem das unmittelbare Temperament, das sich im Dynamischen und Rhythmischen auswirkt. Und dieser Mangel wird auch von dem schlichten Gemüte bald erkannt und in seiner Wirkung treffend bezeichnet: man nennt Loewes Konzerte langweilig, obwohl er immer die schönsten Programme hat; wie man sich mit dieser Tatsache abfindet, zeigt die zunehmende Leere des Saales. Der Konzert-Vereins-Vorstand selbst trifft symptomatische Vorbereitungen, aber er schweigt. Inzwischen haben Loewes Freunde begonnen, diese Symptome öffentlich zu zählen und zu erörtern. Damit ist eine Situation geschaffen, in der eine Aufklärung fast wünschenswert wäre. Nicht nur aus persönlicher Rücksicht gegen Loewe, sondern um auch für alle Fälle den Eindruck unmöglich zu machen, als werde hier etwas Verdienstliches zaudernd und mit schlechtem Gewissen getan.

In Essen hat die 49. Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins getagt, und die Tagesblätter und Fachzeitschriften spiegeln die Eindrücke derer wieder, denen ein frommer Glaube die

größte Urteilsfähigkeit zubilligt. Dieser Glaube rechtfertigt sich dadurch, daß die Mehrzahl solcher Eindrücke Reporterausreden sind. Am leichtesten haben es die Herren, wenn von der Programmusik eines soliden Eklektikers zu sprechen ist; hier hilft ihnen das in jahrzehntelanger Praxis bewährte und mit allem adjektivischen Komfort der Neuzeit ausgestattete Klischee. Für die absolute Musik der Jüngsten und Originellsten gibt es das noch nicht, es ist, wie man so schön sagt, die „Formel" noch nicht „gefunden", und spärlich, sehr spärlich rinnen die Epitheta. Kann man es verlangen, daß die Herren — wenigstens in Fachzeitschriften — in diesem Notfall ausnahmsweise zur Sache sprechen? Daß sie beispielsweise die nahtlose Arbeit und durchsichtige Instrumentationsart in Gottfried Rüdingers „Romantischer Serenade" eingehend würdigen? Daß sie sich über die harmonischen und rhythmischen Feinheiten der „Grillen" von Joseph Haas klar werden und seinen meisterlichen Klaviersatz demonstrieren? Daß sie überhaupt wie Musiker schreiben und nicht wie ganz beliebige Laien? Man kann es nicht. Rüdingers Serenade ist ganz einfach „freundliche harmlose Musik" und die Grillen von Haas sind „nette Dinger fürs Haus". — Über Hauseggers „Natursymphonie" aber geht's wie geschmiert: im übelsten, ausführlichsten Rezensentenschwulst von Weltanschauung und Erlebnis etc. (Z. B. wörtlich: ‚ethische Gedenken, die weit über die Musik hinaus zu den großen Problemen der Menschheit führen.") Ich verstehe nach solchen Erfahrungen eines nicht: was eigentlich die Herren, die so schreiben, gegen die gelegentliche musikkritische Tätigkeit des Herrn Holzbock einzuwenden haben. (Sie haben dazu eine Versammlung mit Protest und Resolution gebraucht.) Ich finde, die Herren überschätzen die Schwierigkeit, die das Erlernen ihrer Referatsterminologie bereitet. Daß z. B. eine Schumann-Interpretation des einen Dirigenten nur etwas ist, das man „im einzelnen unschumannisch" nennt, während eine Eroica-Aufführung des anderen zu den Dingen gehört, die „glänzend" und „prächtig" sind und meistens den Abend „beschließen", das bringe ich zur Not auch jenem Akademiediener bei, dessen — gleichfalls seit Jahren — stereotyper Ruf: „Saal links ist der Eingang Odeonsplatz" mir wahrlich freundlichere Assoziationen vermittelt.

ALEXANDER BERRSCHE

ÜBER WEDEKIND

WIE ICH WEDEKIND KENNEN LERNTE

Es mögen zwanzig Jahre her sein, daß ich Wedekind zum ersten Male sah: er war damals eher dünn, und das heut glatt rasierte Gesicht prangte im Schmucke von drei oder vier verschiedenen Bärten. Den sonderbaren Eindruck, den sein Äußeres auf mich machte, verstärkte noch sein sonderbares Anliegen. Er wollte nämlich sein Drama „Der Erdgeist" in meinem Atelier vorlesen. „Die freie Bühne" könne sich nicht entschließen, es aufzuführen, aber er sei überzeugt, daß eine Vorlesung des Stückes alle Zweifel an dessen Bühnenwirksamkeit zerstreuen würde. Auf meine Entgegnung, daß ich weder ihn noch sein Stück kenne, überreichte er mir ein in Zürich gedrucktes Exemplar von „Frühlings Erwachen", das damals, wenn ich mich nicht irre, in Preußen verboten war. Ich möge es lesen und ihm daraufhin antworten.

„Frühlings Erwachen" machte mir sehr tiefen Eindruck, und ich willigte in die Vorlesung ein. Der Vorstand der freien Bühne, die zu jener Zeit in ihrer Blüte stand und mit Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" einen großen, allerdings arg bestrittenen Erfolg errungen hatte, wurde eingeladen: Brahm, Otto Erich Hartleben, Schlenther, Fulda, Bölsche, Mauthner, die Gebrüder Hart, Leistikow, der damals in Friedrichshagen Studien machte und sich lebhaft für Literatur interessierte (hat er doch selbst einen Roman „Auf der Schwelle" geschrieben). Dagegen wurde meiner Frau geraten, während der Vorlesung . . . spazieren zu gehen.

Lag es am Vorleser oder am Stücke, jedenfalls machte „Der Erdgeist" gerade die entgegengesetzte Wirkung, die sich Wedekind versprochen hatte: die tragischen Stellen hatten einen starken Heiterkeitserfolg, und namentlich Otto Erich berstete vor Lachen. Darin waren alle einig, meine Wenigkeit eingerechnet, daß eine Aufführung unmöglich sei, ein kolossaler Theaterskandal wäre sonst unvermeidlich. Tempora mutandis: zehn Jahre später hatte dasselbe Stück einen riesigen Erfolg. *MAX LIEBERMANN*

Da er so sehr mit Kraft und Leidenschaft begabt war, hat Wedekind viel kämpfen müssen. Seine Natur hat den Kampf herbeigerufen; die Welt, die es ihm schwer gemacht hat, ist ihm doch nur entgegengekommen.

So konnte er werden, was er war: der Dichter der Unerbittlichkeit. Lulu konnte ungehemmt Schrecken und Wahnsinn verbreiten und der Marquis von Keith an einer Gesellschaft zugrunde gehen, die noch um einiges härter ist als er. Denn die Gesellschaft Wedekinds ist vor allem eine Handelsgesellschaft; jeder Beteiligte würde sich für einen Narren halten, wenn er auch nur einen Pfennig mehr gäbe, als wozu man ihn zwingen kann. Im Menschlichen will auch keiner darauf zahlen. Sei mir gewachsen! — oder wenigstens mach' dich nicht lächerlich, indem du dich auf Begriffe berufst, die nicht geschäftsfähig sind. Denn schlechte Geschäfte sind die einzige Sünde.

„Diese harte Zeit", wie ihre berufenen Vertreter sie nennen, wird nie wieder so vollständig ausgedrückt werden. Aber es ist leicht und auch erfreulich zu bemerken, daß nicht ihre berufenen Vertreter es gekonnt haben, sondern einer, der mit ihr gerungen hat, und der sie noch übertreibt, um desto gründlicher mit ihr fertig zu werden.

„Diese harte Zeit" wird auch darum niemand mehr so gut darstellen, weil sie eines Tages aus sein wird, und weil man dann allerseits erleichtert sein wird. Wenn es einmal nicht mehr für schwach gilt, hochherzig zu sein, wenn wieder Rechte voll bewertet werden, die in Ziffern nirgends verzeichnet stehen, und endlich wieder viele Sinn haben für die Dummheit und Komik guter Geschäfte: vielleicht daß dann Wedekind übrig ist, weil er sich nicht an die Maße der Wirklichkeit gehalten hat, sondern an die eigenen. Seine Gestalten sind groß genug, um nach dem Untergang der Geldmänner und Lebedamen, die ihre Zeitgenossen waren, noch lange über den Horizont zu sehen. *HEINRICH MANN*

NATUR UND WILLE

In einem seiner Romane findet der große Balzac sich genötigt, einen Park zu schildern. Mit lässiger Hand teilt er an Wiesen, Baumgruppen, Teiche, schmückende Beiwörter aus, dann wendet er sich eilig dem Herrenhause zu, um es mit einer vergleichenden Würdigung des italienischen und des Mansartschen Dachbaues zu bedenken. Die Natur interessiert ihn nicht. Ihm gilt nur der Mensch, seine Sitten, Gesellschaft und Einrichtungen. Jede menschliche Hülle, Leib und Gesicht, Haus, Gerät und Kleid, von seinem Auge geformt, lebt unvergeßlich; doch die Hülle der Gottheit, die blühende Welt, ist nur ein Bühnenteppich zu Füßen des Experimentalobjektes.

Dagegen in Shakespeares und Goethes Garten fehlt kein Kraut, kein Insekt und kein Gestirn; der Mensch tritt auf, geschaffen in Paradiesen und Höllen, ein lebender Teil der Welt, niemals ein Schaustück vor einem Hintergrunde.

Balzacs Welt ist die ursprüngliche. Beginnend von der Bibel kennen die Romane des Ostens nur Willen, Freuden und Leiden, Gutes und Schlechtes. Diese lapidare Betrachtung, angewendet auf das schillernde Paris der Restauration, schuf die Historiographie der werdenden Neuzeit; Beamtentum und Halbwelt, Aristokratie und Jobberei, Geschäft und Militär, Tribunal und Presse sind fünfzig Jahre lang das geblieben, wozu Balzac sie gemacht hat, und jede künftige Zeit wird diese Welt begreifen, indem sie ihren Schöpfer vernimmt.

Wedekinds Welt ist enger, nicht ärmer. Sozial betrachtet beginnt sie beim besseren Kunstunternehmer und Impresario und endet beim Kleinbürger und der Dirne; ethisch betrachtet umfaßt sie die letzte bürgerliche Insel berufener Romantik, die der Flut unserer Zeit widersteht und von Flüchtlingen aller Lager bevölkert wird. Gleichviel, welche Verkleidung das Szenarium vorschreibt: diese Welt bleibt homogen, und in ihrer Geschlossenheit umfaßt sie eine gewählte und doch nicht willkürliche Mustersammlung des wirren menschlichen Universums.

Seinen Geschöpfen nähert sich der Dichter mit jenen urzeitlichen Mitteln der Betrachtung. Gut und schlecht, dumm und klug, Polizei, Öffentlichkeit, Besitz und Macht sind ihm unbestrittene Realien. Seine ethische Freiheit zeigt sich nicht darin, daß er die Erscheinung über alle Wertung hinweghebt, auch nicht darin, daß er ein eigenes göttliches Urgesetz zur Achse der Welt macht: es genügt ihm, zu erläutern, daß in richtiger Deutung der herrschenden Betrachtungsweise manches, das sittlich erscheint, unsittlich, manches, das unrecht gilt, recht ist.

Diese ethische Umlagerung ohne Gewaltsamkeit und Aufdringlichkeit reizt, verwirrt und interessiert; die innerlich antike Behandlung des neuzeitlichen Stoffes überrascht durch Paradoxie. Eine lapidare Behandlung des Gewohnten, zum vollkommenen Kunstmittel ausgebildet, eine eiserne Folge des Gedankens und Dialogs, eine furchtlose Kenntnis heimlicher Dinge gibt dem Werk Festigkeit und Männlichkeit; ja in glücklichsten Momenten bricht aus den ethischen Notwendigkeiten eine Schicksalsphantasie von einfacher Größe.

Die altertümliche Weltbetrachtung neigt zur Schaffung von Typen; denn in der Auswahl von Einzelzügen aus der Unendlichkeit des Mannigfaltigen folgt sie nicht so dem unbewußten Triebe der Reminiszenz wie dem bewußten Willen zum Wesentlichen. Dieser Wille aber ist nicht frei von einseitiger Willkür, und so reduzieren sich die dichterischen Motive, die schließlich mit Sinnlichkeit und Macht sich behelfen können.

Der künstlerischen Gefahr aus dieser erzwungenen Vereinfachung ist Wedekind nicht erlegen. Nie ist seine Produktion zum erklügelten Typen- und Maskenspiel, zur lieblosen Karikatur, zur kalten Witzblattsatire herabgesunken; stets blieb sie Kunst und Dichtung. Denn in einem Punkte ruhen seine Geschöpfe mit dem Mittelpunkt der seelischen Schöpfung verbunden: in der Tiefe ihres Schmerzes. Deshalb sind sie Menschen, deshalb ist ihr Erlebnis Schicksal. Über alles intellektuelle, naturfremde, konventionelle Streben hinweg erhebt sich Wedekinds schmerzvolles Werk zur absoluten Schöpfung und somit zum Anspruch auf Dauer.

WALTHER RATHENAU

Meine Bekanntschaft mit Wedekinds schauspielerischer Tätigkeit ist so alt, wie diese selbst, denn das Theater, an dem der Dichter zum erstenmal spielte, stand unter meiner Leitung.

Ich weiß nicht, ob Wedekind früher einmal Schauspieler werden wollte, ich glaube es aber nicht, ich weiß nur, daß er nicht ganz freiwillig zur Bühne kam, und daß ich den Anstoß dazu gab.

Es handelte sich im Frühjahr 1897 um das Wagnis, den Erdgeist aufzuführen, und mitten in der stärksten Blütezeit des Naturalismus' Wedekinds Kunst- und Weltanschauung begreiflich zu machen. Wie das Publikum, so hatte auch mein Ensemble seine Erziehung am veristischen Drama erfahren, so daß es den Aufgaben, die Wedekinds Erdgeist ihm stellten, wesensfremd sein mußte. Diese Erwägung bestimmte mich, Wedekind zu bitten, den Doktor Schön selbst zu spielen, um dadurch der Aufführung einen Schrittmacher zu geben, der sicher stilgerecht führte und die Mitspieler zwang, seinem eigenartigen Rhythmus zu folgen. Um nun aber dem Odium zu entgehen, daß auf meiner Bühne ein Mann ohne jede schauspielerische Vorbildung auftreten dürfe, widersprach ich der Presse nicht, als sie die Nachricht verbreitete, daß Wedekind bisher französischer Schauspieler gewesen sei und sich nun zum erstenmal an meinem Theater als

deutscher Schauspieler betätigen werde. Man erlaubt es nämlich eher einem Schauspieler, Stücke zu schreiben, als einem Dichter, Rollen zu spielen.

Wedekinds erstes Auftreten bedeutete einen unbestrittenen Erfolg; Publikum und Presse kamen in den Bann der starken Persönlichkeit Wedekinds, und manches Befremdliche in seinem Spiel wurde als Gewohnheit der französischen Bühne achtungsvoll aufgenommen, besonders auch vom tonangebenden Gottschall. Es war kein Zufall, daß der greise Jungdeutsche Rudolf von Gottschall, an dem der Naturalismus wirkungslos abgeprallt war, mit der größten Entschiedenheit für den Dichter und Darsteller Wedekind eintrat.

So war denn ein glücklicher Anfang gemacht, und als Wedekind mir die Ehre erwies, jahrelang an meinen Theaterunternehmungen teilzunehmen, spielte er nicht nur in seinen Stücken, sondern übernahm auch in den Werken anderer Dichter bereitwilligst Episodenrollen. Wenn ich jetzt, aus meiner Erinnerung heraus, mir feststelle, daß Wedekind schauspielerisch in seinen und anderer Dichter Stücken als Episodist überaus wirkungsvoll war, wirkungsvoller als in den vielbogigen Rollen, so sind mir auch die Gründe für diese Tatsache inzwischen klar geworden. Später hatten sich unsere Lebenswege getrennt, Wedekind hatte sich in die Handwerkslehre der Schauspielkunst begeben, und wenn er auch die notwendige Körperkultur nicht mehr hatte erreichen können, so hatten seine rhetorischen Ausdrucksmittel außerordentlich an Sicherheit gewonnen. Ich sah ihn als Karl Hetmann und fand, daß dies seine beste Rolle sei. Ein neuer Beweis für mein früheres Urteil, denn streng genommen, ist in der Struktur Hidallas der Hetmann, wie alle Figuren bei Wedekind, die enttäuschte Idealisten darstellen, Episode.

Nicht lange nachdem ich Wedekind als Hetmann sah, hatte ich mit Joseph Kainz über ein Gastspiel zu verhandeln; unter den Rollen, die er spielen wollte, befand sich auch der Nicolo aus „So ist das Leben" Den Gerardo im Kammersänger zu übernehmen aber lehnte Kainz ab; er erklärte mir, daß er Wedekind im Kammersänger gesehen und seine Darstellung so vollendet gefunden habe, daß er es sich nicht getraue, ihm diese Rolle nachzuspielen. Nun hat man weder den Gerardo noch den Nicolo von Kainz gesehen, Kainz' Krankheit vereitelte den Plan, der für Wedekind von weittragendster Bedeutung gewesen wäre: Kainz als Nicolo!

Das hohe Lob, das Kainz dem Gerardo des Schauspielers Wedekind und nur dem Gerardo spendete, trifft mit meinem Urteil über den

Episodisten Wedekind nahe zusammen, und es beruht auf der Tatsache, daß Wedekind eine viel zu geschlossene Persönlichkeit ist, als daß sie sich in einen Dichter und einen Schauspieler zerlegen ließe.

Ist es nicht auch ein bißchen sehr uneinsichtig, zu glauben, Wedekind könne als Schauspieler irgendeine andere Eigenart haben, als er sie als Dichter hat? Wenn Wedekind als Dichter sich gegen den Strom der demokratisch-naturalistischen Zeitströmung zu entwickeln vermochte und die Tragik auf sich nahm, einen der allgemeinen Anschauung der Zeit widersprechenden, eigenen Stil zu haben, so ist das schon ein Beweis für den absoluten Mangel an Anpassungsfähigheit. Anschmiegsamkeit fehlt seiner Persönlichkeit völlig. Diesen Vorzug des Charakters müssen aber die Theaterleute vom Fach als grundlegenden Mangel empfinden, denn wo käme ein Berufsschauspieler hin, der nicht in alle Seelen zu kriechen vermöchte? Deshalb verwerfen sie Wedekind als Schauspieler und sehen in der glasharten Uneinnehmbarkeit seiner Persönlichkeit, die sie überdies noch mit seinem Mangel an Körperkultur verwechseln, nur schauspielerische Unfähigkeit, Dilettantismus.

. . . .

Mit der Kunst unserer Tage, die sich vom Verismus zur Stilisierung wendet, hat Wedekinds Kunst das gemein, daß auch sie für die künstlerische Darstellung des Bildes der Erscheinungswelt Auslese hält; aber Wedekinds Auslese führt nicht zum Stilisieren oder Symbolisieren, sondern, alles Zufällige, alles Nebensächliche, alles Zeitliche ausscheidend, drängt sie zur Darstellung des letzten, befreitesten, wahrhaftigsten Ausdrucks der Natur: zur Formel, zum Schema.

Nun müßte Wedekind nicht die geschlossene Persönlichkeit sein, die er ist, wenn er als Schauspieler ein anderer zu sein vermöchte als als Dichter. Deshalb ist es geradezu Notwendigkeit für ihn, daß er sein Spiel jedesmal von vornherein auf ein klares Schema bringt, zu einer beredten Formel gestaltet; das erschwert eine Weiterentwickelung der Gestalt im theaterüblichen Sinne, ja macht, je sicherer die Formel ist, Weiterentwickelung unmöglich. Die Atemlosigkeit seiner Dramen verführt aber den Darsteller Wedekind zur Kurzatmigkeit der Rollenführung. Die Folge ist die, daß Wedekind in der ersten Szene seiner Rolle am vollendetsten ist, so vollendet, daß er im Laufe der Darstellung nicht mehr wachsen kann. Je episodischer eine Rolle ist, desto mehr gereicht ihr diese, von keinem Berufsschauspieler zu erreichende Prägung zum Vorteil, je bogen-

reicher sie ist, desto fühlbarer wird der Mangel an Mannigfaltigkeit, der besonders dem Theaterfachmann als Eintönigkeit, als Nichtkönnen erscheint, während es sich nicht um ein Zu-wenig-können, sondern um ein Zu-gut-wissen handelt. Der Schauspieler weiß vom Dichter zu gut, wie die Formel seiner Figur lautet, und er ist zu sehr im Banne dieses Schemas, als daß er noch den Weg zu ihm zeigen könnte.

Wenn nun auch jeder Schauspieler vom Schauspieler Wedekind die herrische Rhetorik, die meisterhafte Kunst, Pointen zu bringen, lernen sollte, so dürfte er doch Wedekinds Art der Darstellung im übrigen nicht kopieren; nicht weil sie schlecht wäre, — ihre Kraft, das Publikum in den Bann der Dichtung zu ziehen, spricht für sie — sondern weil sie einzig und allein seiner Persönlichkeit möglich ist. Nun aber — und hier setzt meines Erachtens Wedekinds theatralischer Irrtum ein — scheint es mir, als wenn er jeden seiner Mitspieler zu der Form seiner Spielweise dressieren möchte. Daß Wedekind so spielen darf, wie er spielt, weil er so spielen muß, beweist schon der Umstand, daß immer der Schwerpunkt der Aufführung da zu sein scheint, wo er steht. Aber der Schauspieler Wedekind vergewaltigt, und wenn Delila auch dieses Verfahren für eine besondere Art der Verführung erklärt, so gehört zu diesem abgekürzten Verfahren die Persönlichkeit Wedekinds. Das sollte er als Regisseur bedenken und nicht seinen Darstellungsstil den andern aufzuprägen versuchen; denn sie, denen das Innerste der Figuren nicht innerst angehört, weil sie die Weltanschauung Wedekinds nicht immanent in sich tragen, müssen dann leer erscheinen, müssen aus dem Schema ein Schemen machen und, indem sie dem Regisseur folgen, den Dichter schädigen.

Jahrelang hat der Schauspieler Wedekind fast ausschließlich seine Dichtungen selbst in den Kampf geführt, aber weil er, trotz einzigartiger darstellerischer Vorzüge, als Schauspieler die Grundzüge seines Gesamtwesens nur wiederholen, nicht verstärken kann, hat die Bühnenwelt einen falschen Eindruck von seinen Stücken erhalten. Nun ist der Wendepunkt da. Hätte Kainz damals den Nicolo gespielt, wäre er schon früher eingetreten, jetzt ist es Kayßler gewesen, der die Schauspielerwelt darüber aufgeklärt hat, an welchen Aufgaben sie bisher schmollend vorübergegangen ist.

Kayßler hat als Simson der Wedekindschen Rolle nichts hinzugedichtet, er hat nichts unterschlagen, sondern der große Erfolg Kayßler als Simson

kam dadurch zustande, daß zum erstenmal ein großer Schauspieler seine Kunst dafür einsetzte, die hohen dichterischen Werte Wedekinds in Werte der Bühnenkunst zu verwandeln und durch diesen Umweg dichterische Werte in Publikumswerte umzusetzen.

Dieser Umweg war noch bei jedem Drama nötig, aber er kann dem Dichter als Darsteller und Regisseur nicht in vollem Maße gelingen, weil er den letzten Ausdruck seiner Persönlichkeit schon einmal, und zwar in der Dichtung gefunden hat, so daß er sie, da sie schon einmal den äußersten künstlerischen Ausdruck seiner Persönlichkeit bildeten, als Darsteller nur noch einmal ebenso wiederholen, aber nicht durch die Gesetze einer andern Kunstgattung zu Werken der Schauspielkunst transsubstantiieren kann. Man weise als Gegenbeispiel nicht auf Molière oder Shakespeare. Die waren von vornherein in einem bestimmten Darstellungsstil erzogen, und diese Angewöhnung bildete den Damm, der Übergriffen der dichterischen Ausdrucksform in die theatralische wehrte.

Ein sehr beredtes Beispiel finde ich in Wedekinds Darstellung des König Og im Simson. Während des Liedes des Simson ist Delila verschwunden, plötzlich tritt sie wieder auf: nackt. So will sie, vom blinden Simson unbemerkt, den Og verführen. Die Darstellerin kann nicht nackt auftreten. Ihr plötzliches Erscheinen hatte aber auf Wedekind-Og die Wirkung, als wenn sie hüllenlos vor ihn hingetreten wäre. Wedekind spielte diesen Moment meisterhaft. Aber die Darstellerin war nicht unbekleidet, und so mußte trotz der Wedekindschen treffsicheren Mimik und Geste dieser wichtige Augenblick ziemlich wirkungslos bleiben. Hier war die Dichtung offensichtlich ohne Umweg auf die Bühne übertragen, das dichterisch Wirksame war nicht das Theaterwirksame. Im Banne der eigenen Dichtung vermochte der Regisseur einen Ausweg nicht zu finden, den die Quelle der Ogschen Erschütterung eben theatralisch klar, wie diese gemacht hätte. Demgegenüber sehe man, wie Kayßler-Simson sein Lied singt, wie er das mühselige Drehen des Göpelrads so in das Lied verflicht, daß Simsons Elend nicht allein durch das Lied, sondern durch die Pausen, in denen der Atemlose das Singen unterbrechen und das Rad vorwärtsstemmen muß, zum überzeugenden Ausdruck kommt. Fehlte dem Og im entscheidenden Augenblick das klare Motiv, das seine starke Reaktion ohne weiteres sichtbar gemacht hätte, und ließ er sich dadurch in der schärfsten Darstellung dieser Reaktion nicht stören, war seine Geste also verloren, so löste der Simson jedes Wort in Geste auf

und ließ schauspielerische Ausdrucksbewegungen seine Empfindungen und Worte sichtbar machen.

Der Anfang ist nun gemacht. Schon beginnen die Theaterleiter Wedekinds Dramen als Repertoirestücke zu empfinden: Frühlings Erwachen, Erdgeist und So ist das Leben haben neben dem Kammersänger die Bühnen erobert. Bald werden von den Schauspielern, die unbefangen die theatralischen Werte der Wedekindschen Rollen prüfen, neue, große Wirkungen entdeckt werden, wie Kainz sie im Nicolo, Kayßler im Simson fand. Es wird den Schauspielern mit Wedekind ergehen, wie es ihnen mit Ibsen erging. Wer sich seinen Werken mit der bloßen Routine nahen wollte, dem würden die Schablonen durch die neue Art des Stils aus der Hand geschlagen, und Verzerrungen und Mißverständnisse, die auf dem Weg vom Buch zur Bühne sich immer anfänglich einstellen, werden bald durch die Kraft der Dichtung reguliert. Dann werden auch die anfänglich Scheuen gewahr werden, daß selbst die kleinen Rollen bei Wedekind dankbar sind, und daß die führenden Rollen so viele schauspielerische Möglichkeiten bieten, daß sie dem Darsteller echte künstlerische Freude und theatermäßigen Erfolg gewähren.

CARL HEINE

Die voranstehenden Äußerungen von Liebermann, Heinrich Mann, Walther Rathenau und Carl Heine sind dem als Ehrengabe gedachten, bereits im vorigen Heft angekündigten „Wedekind-Buch“ (herausgegeben von Joachim Friedenthal, Verlag von Georg Müller) entnommen.

NOTIZEN

EINER UNSERER FEINSINNIGSTEN MINISTER

ist der preußische Kultusminister v. Trott zu Solz. Seine Reden haben einen literarischen Schliff, der manchmal fast an das Morbide streift. Wo immer er spricht, auf einem Pressebankett, bei der Einweihung eines Heine-Denkmals oder auch im Reichstag, wenn er gegen die kulturfeindliche Linke die alljährlich von der preußischen Regierung verteilten, riesigen Literaturpreise verteidigt: er ruht nicht, bevor er den zartesten Gedanken in die schmiegsamste Form gebracht hat. Er ist eben der Minister des Geistes.

Hiefür nur ein Beispiel. Am Grabe des kürzlich verstorbenen Schwarzkopff, ehemaligen Direktors im Kultusministerium, auch eines Freundes, dem alle geistigen Menschen Deutschlands nachweinen, sprach v. Trott zu Solz u. A. das Folgende:

„Der Tribut, den die Politik uns auferlegt, wäre zu schwer, hätte sie von dieser Trauerfeier den Kultusminister ferngehalten. Das ruhmreiche Institut, in dessen Namen ich spreche (gemeint ist die Generaldirektion der Schönen Künste, der Schwarzkopff sein bestes Leben weihte, und in der er für alles Moderne so unvergeßlich viel getan hat) — das ruhmreiche Institut hätte es mir nicht verziehen, wenn ich es durch mein Schweigen der traurigen Ehre beraubt hätte, hier seinen Schmerz zu bezeugen. Es ist und bleibt stolz auf diesen seinen Beamten, der hervorragte und doch einfach blieb, der gerecht ohne Härte, gütig aber nicht schwach, methodisch und doch anmutvoll, liebenswürdig und dabei zäh war. In wenigen Jahren erfüllte er alle Hoffnungen. Das Amt eines Direktors der Schönen Künste erlaubte ihm, die Eigenschaften ins rechte Licht zu setzen, die es verlangt, und mit denen Natur ihn begabt hatte. Sein Wille war grad und sein Geist biegsam. Ein feiner Takt behütete seine Festigkeit davor, je brutal zu werden . . . Als Regierungskommissar bei den Parlamenten fühlte er sich wohl auf der Rednertribüne; die Befangenheit, die sie selbst den Geübtesten einflößt, schien ihm fremd.

Er sprach geschliffen und genau, mit Ehrerbietung vor den Abgeordneten, aber ohne Kriecherei. In gewinnender Weise verteidigte er die Regierungsmaßnahmen, wußte die abschlägigen Antworten zu verzuckern mit Liebenswürdigkeiten, die wie Versprechungen aussahen. Kurz, er hatte Erfolg."

Ist dies nicht das ebenso wahr wie schön gezeichnete Bild eines preußischen Beamten? Freuen wir uns unseres Trott, weihen wir noch eine Träne unserem Schwarzkopff — und hören wir nicht auf die schlechtgesinnten Blätter, die frech behaupten, nicht Trott habe diese Grabrede für Schwarzkopff ersonnen, sondern der französische Unterrichtsminister Viviani für Henry Roujon. Erstens würde sie dann nicht so gut passen. Außerdem stiehlt ein Trott nicht.

CANDIDE

BÜCHER, DIE DAS FORUM EMPFIEHLT

Hector Berlioz: Lebenserinnerungen. Ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Dr. Hans Scholz. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München.

Casimir Chledowski: Siena. Zwei Bände. Mit 64 Abbildungen. Zweite Auflage. Erster Band. Verlag Bruno Cassirer.

Julius Mayr: Wilhelm Leibl. Sein Leben und sein Schaffen. Mit 48 Tafeln und Textabbildungen. Zweite Auflage. Verlag Bruno Cassirer.

Fischers Illustrierte Bücher. Thomas Mann: Tonio Kröger. E. von Keyserling: Harmonie. S. Fischer.

Paul von Winterfeld: Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. In deutschen Versen von Paul von Winterfeld. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Reich. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Peter Baum: Kammermusik. Ein Rokokoroman. Hyperion-Verlag, Berlin.

Paul Wiegler: Geschichte der Weltliteratur. Dichtung fremder Völker. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag Ullstein u. Co., Berlin.

Christian Morgenstern: Wir finden einen Pfad. Neue Gedichte. Verlag R. Piper u. Co., München.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München

DAS FORUM

1. Jahrgang August / September 1914 Heft 5/6

DER TRIUMPH DES KRIEGES

VON WILHELM HERZOG

I.
DER GROSSE UMWERTER

Wir dachten's uns anders. Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht.

Von einem Gedanken Goethes ausgehend, der glaubte, daß es eine Stufe der Kultur gäbe, wo der Nationalhaß ganz verschwände, Kriege gar vermeidbar wären, „wo man gewissermaßen über den Nationen stände und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfände, als wäre es dem eigenen begegnet", — von diesem weltbürgerlichen Gedanken ausgehend, schrieb ich Anfang Juli den nur wenigen zugänglich gewordenen Aufsatz „Patrioten gegen Patrioten". Mein Ziel in Friedenszeiten war, auf die Relativität des Patriotismus hinzuweisen, im besonderen den serbischen Patriotismus — angesichts der blutigen Tat von Serajewo — zu belichten, um zu zeigen, wie berechtigt oder wie unberechtigt, wie primitiv und wie gefährlich er sich äußert. „Auf der untersten Stufe der Kultur", sagt Goethe zu Eckermann, „werden Sie den Nationalhaß immer am stärksten und heftigsten finden."

Es schien vier Wochen vor der Katastrophe — allen Krisen und Reibungen zum Trotz — ein Zusammenbruch nicht unmittelbar bevorzustehen, jedenfalls nicht zu den unumstößlichen Notwendigkeiten zu gehören. Ja, mit mir nahmen gewiß Tausende in

Europa an, daß ein Weltkrieg im 20. Jahrhundert kraft des Verantwortlichkeitsgefühls und der geistigen Kultur der leitenden Staatsmänner eine Unmöglichkeit wäre.

Wir müssen unseren Irrtum bekennen. Beschämt von der ungeheuerlichen Realität. Der Krieg ist da. Wir haben uns damit abzufinden.

Die Tatsachen haben gegen unsere Ideen gekämpft, sie überrumpelt und sie sozusagen körperlich widerlegt. Wir sind als Ideologen gerichtet. Alle Wirtshaushelden mit geschwellter Brust und noch geschwollenerem Maule haben Oberwasser, glauben jetzt, uns höhnen zu können. Sie, die schon im Frieden nicht zu den Klügsten gehörten, und die von allem Geistigen als etwas Fremdartigem sich beunruhigt fühlen, die deshalb jedes schärfere Profil mit Mißtrauen betrachten, diese immer von der Phrase Berauschten dürfen nun das Wort führen, während draußen ein ungeheures Hirn sachlich und wortkarg für sie arbeitet.

Und jene Realpolitiker, die sich rühmen, daß sie es längst gewußt und daß sie es ja immer gesagt hätten, haben also recht behalten. Damit müssen wir uns abfinden. Die Umwertung aller Werte — von Nietzsche 1888 angekündigt — nimmt nun erst ihren Anfang, beginnt heute.

Wir müssen einsehen lernen, daß unsere Welt so organisiert ist, daß sie ohne Kriege nicht auskommen kann, und daß wir trotz aller eingebildeten Kultur die untere Stufe, von der Goethe spricht, noch nicht überschritten haben. Es scheint jedoch kaum mehr zweifelhaft, daß wir mit Goethe einer unfruchtbaren Ideologie nachhingen, wenn wir glaubten, diese Welt je zum dauernden Frieden bekehren zu können. Die letzten Wochen haben uns umlernen lassen. Nicht nur die Staatsleiter in den einzelnen Ländern hielten den Krieg für unvermeidbar, sondern auch die Massen. Sie wollten ihn, von dem sie doch wußten, wie viel Elend, wie viel Qual, wie viel Jammer er mit sich führt.

Die Wirklichkeit ist so übermächtig, daß jedes Wort heute geschwätzig anmutet. Jedoch: die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Krieges gilt es, sich immer von Neuem einzuhämmern. Die Friedensgesellschaften haben Konkurs angemeldet. Die Internationale ist zertrümmert. In Ewigkeit. Es gibt keinen Frieden. Kann keinen Frieden geben. Und es wird immer wieder Kriege geben müssen. Wir müssen es, so absurd, so ungeheuerlich es klingt — angesichts dieser unwahrscheinlichen Wirklichkeit — glauben. Wir können uns mit unserer Vernunft dagegen auflehnen, jedoch die Realität wird immer stärker sein als unsere Idee. Ja sie ist so aufwühlend, daß sie uns, Kriegsfeinde, den Willen zum Kriege lehrt. Wir, Freunde des Friedens und Künder einer neuen Ethik, melden uns als Kriegsfreiwillige. Wir wollen töten wie die anderen. Denn wir sind so in die Welt der Tatsachen verstrickt, daß es für den Einzelnen nicht mehr möglich ist, sich ihr zu entziehen, ohne der Gemeinschaft, in der er lebt, oder sich selbst zu schaden.

Die große Umwälzung hat begonnen. Von deutscher Seite diszipliniert und klug geleitet. Der preußische Generalstab verrichtet saubere Arbeit. Wir glaubten, so sachlich und der Phrase abhold wie er das große geistige Reinemachen besorgen zu können. Eitler Wahn. Nicht Denkprozesse, sondern körperliche Gewalttaten führen in unserer Welt die letzten Entscheidungen herbei. Nicht der Geist wirkt, sondern Bomben und Pulver.

Der Staat, der diese beiden am wirksamsten anzuwenden versteht und dessen Bürger sich für die Instrumente des Tötens am leidenschaftlichsten begeistern können, dessen militärische Führer durch Anlage, Ausbildung und Konzentration die ernstesten und befähigsten sind, — dieser Staat muß siegen. Es ist also kein Zweifel, daß Deutschland siegen wird. Eine andere Frage bleibt, ob es uns, deren heut' mehr denn je gering geachtete Waffe das Wort ist, gelingen wird, so siegreich den Ansturm der Phrase, der summarischen Überhebung zurück zu schlagen und zu vernichten — würdig

jenem umsichtigen und gewaltigen Vorgehen unseres Heeres draußen, das der Soldateska des Zaren, dem Phrasenschwall des französischen Kriegsruhms wie dem Übermut englischer Staatskunst den Garaus zu machen bestimmt ist.

II.

SIND WIR SÖHNE ATTILAS?

ANTWORT AN ROMAIN ROLLAND

Sie haben im „Journal de Genève" — in der Form eines Briefes an Gerhart Hauptmann — einen Aufsatz gegen Deutschland veröffentlicht. Es scheint, daß der Krieg die feinsten Geister nicht vertieft, sondern vergröbert und verflacht. Jedenfalls hat auch Sie wie viele die stickige Atmosphäre umnebelt, die Ihre, unsere Presse erzeugt, und Sie sprechen hemmungslos die Klischees aus, die von den Pariser Hetzblättern seit dem ersten Tage des Kriegsausbruches in Umlauf gebracht worden sind. Auch der Dichter von Aglavaine und Selysette scheint, wenn wir unserer Presse wieder glauben dürfen, auf demselben Niveau wie die Lohnschreiber des „Matin" zu stehen, die jeden Tag in fetten Lettern ihren Lesern einen Artikel plakatieren: „L'Empire des Barbares". Und das sind wir. Sie aber, ein Mann, der gewohnt ist, den Erzeugnissen der Presse das regste Mißtrauen entgegenzustellen, weil er sich bewußt ist, wie viel dieses Übel aller Übel an sensationellen Lügen, Verleumdungen, Entstellungen und Fälschungen auswirft, — einer der Köpfe also, zu deren Pflicht es gehörte, sich der allgemeinen Suggestion zu entziehen, Sie gebrauchen dieselben plumpen Worte

gegen uns wie jene gehetzte und hetzende Schreiberzunft. Sie nennen uns Hunnen und fragen einen der Unsrigen, wie wir „von jetzt an genannt werden wollen“, wenn wir den Titel „Barbares“ ablehnen. Und Sie steigern ihr Pathos zu der Frage, ob wir Nachkommen Goethes oder Attilas wären?

Sie, ein Bundesgenosse Rußlands, fragt uns das. Sie wissen, welche Verehrung ich Ihrem Werke entgegenbringe, wie es mich freute, eines Ihrer Dramen zu verdeutschen und die erste Aufführung in Deutschland durchzusetzen. Der enthusiastische Biograph Beethovens und der Dichter des Jean Christoph wird — Sie wissen es — von deutschen Barbaren geliebt und geschätzt. Weshalb? Weil wir in ihm einen jener menschlichen Geister zu sehen glaubten, denen Gerechtigkeit das höchste Ziel ist, und die sich deshalb bemühen, ohne nationale Begrenzung die Dinge dieser erbärmlichen Welt zu erkennen. Da dieses große Chaos sich auftat, da die Sozialisten aller Länder sich veruneinigen mußten, da die wahnsinnige Vision eines Weltkrieges zur fürchterlichsten Wirklichkeit werden mußte, war es wohl notwendig, daß die Wortführer jedes einzelnen Volkes Haß und Verachtung bis zur Verkennung gegen das andere feindliche Volk predigten. Mit Objektivität ist ein Krieg nicht zu führen. So erhält selbst noch die Hetzpresse aller Länder innerhalb eines Krieges ihren Erlaubnisschein. Aber wir, die wir uns in einer versunkenen Zeit als Europäer fühlten, müssen wir, da wir schon einmal verurteilt sind, zu Hause zu sitzen, müssen wir mitlärmen? Oder sollten wir nicht versuchen, gegenüber dem Geschrei um uns sicher unserer Erkenntnisse und aufrichtig zu bleiben? Dürfen wir so ungeprüft wie die Menge allen Berichten über die Greuel, die dieser Krieg mit sich bringt, mit sich bringen muß, Glauben schenken? Sie taten es. Und sind auch schon widerlegt. Denn die Stadt Löwen, deren Einäscherung Ihnen und uns Zeitungsberichte gemeldet hatten, blieb, wie wir jetzt wissen, zu fünfsechstel erhalten. Aber gleichviel, wir empfinden den Schmerz über zerstörte Städte,

über einen verbrannten Rubens, nicht geringer als Sie. Nur ist uns das Hemd näher als der Rock, und die ostpreußischen Dörfer und Städte, aus denen Tausende und Abertausende in bleicher Not vor den Kosaken flüchten mußten, kümmern uns jetzt mehr als die herrlichsten Kunstdenkmäler, um deren Erhaltung Sie sich so besorgt zeigen. Hier fallen Menschenleben unerhört — und wir sollten als Ästheten über den Untergang eines Kunstwerkes trauern? Verkauft die Rubens, verkauft die Rembrandts und gebet für den Erlös den Hungrigen zu essen. Der Geist wie die Kunst haben angesichts eines solchen Krieges ihren Bankerott zu erklären, denn sie haben es nicht vermocht, ihn zu verhindern.

Ihr Brief scheut sich, das Wort Rußland auszusprechen. Sie bringen diese beiden Silben nicht über die Lippen. Und Männer, die Ihren Charakter weniger kennen als ich, könnten Ihnen daraus den schwersten Vorwurf machen, könnten Ihnen vorwerfen, daß Sie aus Angst, der ganzen Wahrheit ins Gesicht zu schauen, sich lieber unaufrichtig schelten lassen, als die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist. Gebildete Freunde, die wissen, wie hoch ich Sie als Künstler schätze, sprachen von bewußter Einseitigkeit Ihrer pathetischen Worte. Ich habe dies zurückgewiesen und den, wie mir schien, nicht klugen Ausdruck Ihrer Anschauung zurückgeführt auf das Fluidum des Hasses und der Lüge, dem selbst ein Mann wie Sie sich nicht entziehen kann.

Aber ich halte es für meine Pflicht, öffentlich gegen Sie zu zeugen. Solange Ihr Frankreich sich weiter zu dem Bundesgenossen jenes verbrecherischen Schwächlings erniedrigt, der sich Zar aller Reußen nennt, solange es die Schmach, als Vasall Rußlands in diesen Krieg gezogen zu sein, nicht getilgt hat, solange haben Sie kein Recht irgend jemanden und gar uns Barbaren oder Hunnen zu nennen. Und ich weiß, daß im Frieden bereits viele von den Besten unter Ihnen den Bund mit Rußland wie eine ekle körperliche Krankheit empfanden. Lesen Sie, was das Mitglied Ihrer jetzigen Regierung, Marcel

Sembat, vor Ausbruch dieses Krieges über die russische Schmach geäußert hat. Ich weiß, man hielt selbst unter radikalen Politikern den Bund als Bollwerk gegen Deutschland für notwendig. Aber wie habt Ihr Euch, Ihr Geistigen, von dem plumpen Koloß narren lassen. Denn nicht Frankreich brauchte seinen Schutz; Ihr hättet draußen bleiben können. Er brauchte Euch. Er mietete Euch zu seinem billigsten, dem Untergange geweihten Vortrupp. Mit Eurem Gelde!

Ihr nennt uns Hunnen, nachdem einer der Euren — einer Eurer Menschlichsten und Klügsten — erst vor kurzem die aufreizendsten Anklagen gegen die viehische Roheit, gegen die Bestialität des Staates erhoben hat, um dessentwillen Ihr jetzt Krieg führt, dessen Bundesgemeinschaft Ihr abzuschütteln weder den Mut noch die Kraft hattet. Francis de Pressensé war es, der am 13. Februar 1913 zu Paris seine Rede über die Greuel in den russischen Gefängnissen mit den Worten schloß: „Ich will als Franzose nicht von nah und nicht von fern Mitschuldiger der Verbrechen sein, durch die der Zarismus sein Dasein verteidigt. Ich will jener Tradition nicht untreu werden, die der Ruhm unseres Volkes ist, die alle strebenden, kämpfenden, leidenden Menschen in enger heiliger Solidarität mit uns verknüpft." Und er hoffte, daß ganz Frankreich „ohne Unterschied der Partei im Interesse der Menschlichkeit und Gerechtigkeit ihm im Kampfe gegen dieses elende Regime beistehen" werde. Seine Worte mündeten in der Sehnsucht, daß die russische Revolution eines Tages triumphieren und das unheilvolle Regiment des Zarismus zertrümmern werde, daß bald die Stunde schlage — bald, rief er aus, kein Aufschub mehr! — „wo wir endlich, endlich das Erwachen des Gewissens und der Vernunft der zivilisierten Welt erleben".

* * *

Im Juni stand an dieser Stelle ein Aufsatz: „Russische Gefängnisse — Europas Schande". Auf Grund der von Pressensé bei-

gebrachten Belege war es mir möglich festzustellen, daß in Rußland im Laufe von fünf Jahren, von 1906—1910 wegen politischer Vergehen 37620 Menschen gerichtlich verurteilt worden sind. Mehr als 8100 wurden zum Tode verurteilt, darunter 5735 wegen politischer Verbrechen. Damals schrieb ich hier: „Und keine Macht der Erde wird diesem Triumph des Henkers ein Ziel setzen. Verflucht sei das Wort: „Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden!" Wenn die Steine in den Zuchthäusern zu Orel, Moskau, Tobolsk, Nertschinsk, Kutomar, Algatschi fähig wären, zu reden, sie sprächen dennoch kein Wort, sie erhöben sich, bildeten einen Wall, marschierten gegen die Residenz des Zaren, gegen den Sitz der Regierung, fielen über die Machthaber her und zerquetschten sie.

Da aber das Bibelwort kaum einen Trost, nur eine fragwürdige Verheißung spendet und da von keinem Kulturstaat Hilfe zu erwarten ist, so müssen wir — trotz der Aussichtslosigkeit, je mit unsern schwachen Stimmen eine Änderung zu erreichen — reden, und wir wollen uns weder um die überlegenen Mienen derer kümmern, die sich gerne Realpolitiker nennen lassen, noch um jene abgeklärten Geister, deren Leidenschaft sich aufbraucht in egoistischer Pflege ihres kleinen persönlichen Lebens oder bestenfalls in einem durch seine Mattheit abgeschmackten Bedauern für diese russischen Greuel."

Ich schämte mich meiner Ohnmacht, ich schämte mich meiner Mitmenschen, da ich bemerkte, wie der Ruf des edlen Pressensé wirkungslos verhallte. Und, um aufzupeitschen, schrie ich dieser Welt meine Verachtung ins Gesicht. „Tausende von Unschuldigen sitzen in den russischen Katorga-Käfigen. Männer und Frauen, weil sie für geistige Ziele kämpften, die den gegenwärtigen Machthabern nicht erstrebenswert erscheinen oder weil sie auch nur irgendeiner sozialistischen Organisation als Mitglied angehörten. Um den Hauptmann Alfred Dreyfuß erhob sich halb Europa. Kein Zola ersteht den Tausenden und Abertausenden russischer Kämpfer,

die schuldlos zum Tode oder zu Schlimmerem verurteilt sind. Der kultivierte Westen überläßt sie den Kerkermeistern des Zaren."

Das war im Juni, als es noch nicht gefahrlos war, einen uns befreundeten Monarchen treffend zu kennzeichnen. Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß Sie gleich mir die Justiz des Zarismus als eine Schändung der Kultur empfinden, daß sich Ihr Gerechtigkeitsgefühl aufbäumt vor dieser in ein fluchwürdiges System gebrachten Barbarei. Aber Ihre Stimme hörte ich damals nicht. Sie schwiegen. Jetzt sprechen Sie und wen klagen Sie an? Ihre mit den russischen Großfürsten befreundeten Machthaber? Nein. Den Zaren, der mehr Todesurteile Unschuldiger auf dem Gewissen hat als Tage, um sie abzubüßen? Nein.

Sie, Romain Rolland, protestieren gegen die Greuel deutscher Soldaten in Belgien. Auf Grund von Zeitungsnotizen. Gut. Unsere Zeitungsnotizen besagen, daß in Belgien auf durchziehende Soldaten aus dem Hinterhalt geschossen, daß Verwundete verstümmelt, Offiziere und Mannschaften von Nichtkombattanten überfallen und ermordet wurden. Diese Vorgänge, die eidlich bekräftigt sein sollen, bekümmerten Sie nicht und hemmten nicht Ihr Urteil, das ein ganzes Volk und seine geistige Elite verdammt? Ein Volk, dessen geistige und sittliche Größe Sie zu kennen behaupten.

* * *

Pressensé ist tot. Jaurès ist ermordet. Anatole France schweigt. Und Sie, Romain Rolland, sprechen — es ist schmerzlich zu sagen — nicht kluge Worte. Jedenfalls nicht das Wort, das heute allein nottäte, das eine Brücke schlüge, oder das zum mindesten ein Pfeiler zu der Brücke wäre, die wir einst doch werden bauen müssen.

Befreien wir uns aus dem Meer der Lügen. Über die Ursache des Krieges heute zu streiten, wäre so kindisch, als beim Brande einer Stadt nicht die Feuerwehr, sondern den Brandstifter zu suchen. Der Krieg ist da. Die Kriegsarbeit der Zuhausgebliebenen muß in der Vorbereitung zum Frieden bestehen.

Ihr aber habt Euch von Eurem streberischen Präsidenten und den Ehrgeizigen, die ihn umgeben, zu Mietlingen des Zaren erniedrigen lassen. Ihr, die Ihr stolz seid auf Euere Revolution, auf den Konvent, Ihr läßt Euren Obmann in Eurem Namen den Blutzaren Euren „edlen Verbündeten" nennen und ihm den Ausdruck Eurer vollen Bewunderung übermitteln. (Bewunderung wofür? — Daß wir die Kosaken, die wir immerhin mit mehr Recht Barbaren nennen dürften als Ihr uns, — über die Grenze jagten?) Und weil die Leiter der Republik noch immer nicht entschlossen scheinen, das französische Volk von dieser Verbrüderung mit Rußland wie von einem eklen Aussatz zu heilen, weil Euch der Arzt fehlt, weil ihr Euch den Einzigen, der dazu fähig gewesen wäre, Jaurès, habet ermorden lassen, deshalb wird Euer armes Land leiden müssen für die Verbrechen Eures Bundesgenossen, wie für Eure eigene Schwäche.

Sagen Sie uns, Romain Rolland, weshalb Sie in Ihrem Aufruf nicht versuchen durften, gerecht zu sein?

„Jede Seele, die der Wahrheit einmal ins Angesicht gesehen hat und sie zu leugnen trachtet, begeht Selbstmord. Alle Eure Bemühungen, die Augen zu schließen nützen nichts mehr; Ihr habt gesehen; Ihr wißt, wie ich; gehorchet, wie schwer es Euch auch fällt, weil es sein muß." Diese Sätze, die sie Ihren Teulier in „Les Loups" sprechen lassen, krönen Ihr Werk. Ich hoffe, daß diesen Worten, da ich sie Ihnen zurückgebe, nicht jenes eisige Schweigen folgt, mit dem sich in Ihrem Drama die Unvernunft und das verbrecherische Nichtsehenwollen gegen die gerechte Sache stemmt.

Wir aber wollen wie Ihr Teulier nur der Vernunft gehorchen und sie ist es, der wir opfern wollen, wenn es sein muß, unsere Freundschaften, unsere Feindschaften, unser Leben. Nur auf diesem Boden glaube ich, können sich die wieder zusammenfinden, die sich einst als Mitglieder einer geistigen, europäischen Gemeinschaft fühlten.

* * *

Erinnern Sie Ihren Landsmann und Minister Sembat an seine eigenen Worte: „Faites un roi ou faites la paix", nehmt Euch einen König oder machet Frieden. In dem Buche, das diesen Titel trägt, nennt Sembat das französisch-russische Bündnis „die schwerste Versündigung gegen den republikanischen Geist; und nicht nur gegen den republikanischen Geist der Verfassung, sondern gegen die Nation überhaupt." Und prophetisch ruft er aus: „Dem Frankreich, das nicht fähig ist, sich lange genug und wirksam auf den Krieg vorzubereiten, wird Rußland eines Tages das Bajonett in die unwilligen Hände zwingen. Aus Furcht, den sehr beträchtlichen Teil ihres Nationalvermögens, das in Rußland investiert ist, zu verlieren, aus Furcht auch, in jedem Fall von Deutschland als Geisel behandelt zu werden, und um nicht wie ein dumpfer Sklave zu sterben, wird die unvorbereitete Republik an diesem Tage kämpfen müssen." Der Tag ist — Fluch seinen verbrecherischen Urhebern — erschienen. Die Katastrophe, die Sembat kommen sah, hat ihn selbst mitgerissen. Er, wie viele Franzosen, wollte den Frieden wie wir. Rußland jedoch zwang ihnen das Bajonett in die unwilligen Hände. Willig oder unwillig, gezwungen oder aus eigenem Antrieb — gleichviel, wir hassen Frankreich nicht. Und wir, die Söhne Attilas, wünschen einen baldigen Frieden mit ihm, um Deutschland und den europäischen Westen von den wirklichen Hunnen zu befreien.

III.

FRANKREICH, RUSSLANDS SÜNDENBOCK

In einem „Der Sozialismus in Deutschland" betitelten Aufsatz, den Friedrich Engels im Spätsommer 1891 geschrieben und im Almanach du Parti Ouvrier pour 1892, später auch in der „Neuen Zeit" (X, 19) veröffentlicht hat, suchte er den französischen

Sozialisten klarzumachen, wie sich die deutschen Sozialisten in einem Kriege gegen Rußland und Frankreich verhalten würden.

Engels vermerkt, der Artikel wurde geschrieben, „als noch der Champagnerrausch von Kronstadt die Köpfe der französischen Bourgeoisie erhitzt hielt und die großen Manöver auf dem 1814er Schlachtengebiet zwischen Seine und Marne die patriotische Begeisterung auf die Spitze gebracht hatten. Damals war Frankreich — das Frankreich, das seinen Ausdruck in der großen Presse und der Kammermajorität findet — in der Tat reif für ziemlich ungemessene Dummheiten im Dienste Rußlands, und der Kriegsfall rückte als Möglichkeit in den Vordergrund".

Der Fall lag 1891 — mutatis mutandis — nicht anders wie heute. Die Sehnsucht, die Rußland dem damaligen Präsidenten Constans zu erkennen gegeben haben mag, hat in unseren Tagen Herr Poincaré erfüllt. Der russische Traum, der vor dreiundzwanzig Jahren Traum blieb, ist heute grelle Wirklichkeit geworden. Beinahe jedes Wort trifft. Und die meisten Sätze sind so geprägt, als wären sie heute geschrieben. Engels fürchtete und sagte voraus: der Krieg kann von heute auf morgen losbrechen. Welche Haltung müßten dann die deutschen Sozialisten einnehmen? Engels suchte sich und die Genossen aufzuklären, indem er prophetischen Geistes die Richtlinien zog:

. . . „Was der Krieg heutzutage bedeutet, das weiß jedermann. Das will sagen: Frankreich und Rußland hier, gegen Deutschland, Österreich, vielleicht Italien dort. Die Sozialisten aller dieser Länder, wider Willen eingestellt, müßten sich gegen einander schlagen: was würde in solchem Fall die deutsche sozialdemokratische Partei tun, was würde aus ihr werden? . . .

Der russische Zarismus, das ist der Feind aller westlichen Völker, selbst der Bourgeois dieser Völker. Kämen die zarischen Horden nach Deutschland, sie brächten

nicht die Freiheit, sondern die Knechtschaft, nicht die Entwicklung, sondern die Verwüstung, nicht den Fortschritt, sondern die Verrohung. Arm in Arm mit dem Zaren, kann Frankreich den Deutschen nicht die geringste freiheitliche Idee bringen; der französische General, der von deutscher Republik spräche, würde von ganz Europa und Amerika ausgelacht.

Kommt es zum Krieg, so wird zunächst Deutschland, sodann auch Frankreich Hauptschauplatz sein; diese beiden Länder werden vor allen anderen die Kriegskosten und Verwüstungen zu tragen haben. Und dazu wird dieser Krieg, gleich von Anfang, sich auszeichnen durch eine Reihe gegenseitiger Verrätereien unter Verbündeten, wie selbst die Erzverräterin, die Diplomatie, dergleichen bisher noch nicht aufweisen konnte; und die Hauptopfer dieser Verrätereien werden wiederum sein: Frankreich oder Deutschland — oder alle beide. Keins dieser beiden Länder wird, angesichts solcher Aussichten, den offenen Kampf provozieren. Rußland dagegen, durch seine geographische und ökonomische Lage gedeckt gegen die vernichtendsten Folgen einer Reihe von Niederlagen, Rußland, das offizielle Rußland allein kann bei einem so furchtbaren Krieg sein Interesse finden, und direkt darauf hinarbeiten. Aber in jedem Fall, wie die politischen Dinge heute liegen, ist zehn gegen eins zu wetten, daß beim ersten Kanonenschuß an der Weichsel die französischen Armeen an den Rhein marschieren.

Und dann kämpft Deutschland einfach um seine Existenz. Siegt es, so findet es nirgends Annexionsstoff vor; im Westen wie im Osten trifft es nur auf fremdsprachige Provinzen, und deren hat es schon mehr als genug. Wird es besiegt, zermalmt zwischen dem französischen Hammer und dem russischen Amboß, so verliert es an Rußland Altpreußen und die polnischen Provinzen, an Dänemark ganz Schleswig, an Frankreich das ganze linke Rheinufer.

Selbst wenn Frankreich diese Eroberung zurückwiese, Rußland würde sie ihm aufzwingen. Denn Rußland braucht vor allem einen ewigen Zankapfel, einen Grund unaufhörlicher Entzweiung zwischen Frankreich und Deutschland. Versöhnt diese beiden großen Länder, und es ist aus mit der russischen Vorherrschaft in Europa. Ein so zerstückeltes Deutschland wäre aber außerstande, die ihm in der europäischen geschichtlichen Entwicklung zukommende Rolle durchzuführen. Herabgedrückt auf den Stand, den ihm Napoleon nach Tilsit aufzwang, könnte es sich am Leben erhalten nur in der Vorbereitung eines neuen Krieges zur Wiederherstellung seiner nationalen Lebensbedingungen. Inzwischen aber bliebe es das gefügige Werkzeug des Zaren, der nicht ermangeln würde, sich seiner zu bedienen — gegen Frankreich.

Was würde unter solchen Umständen aus der deutschen sozialdemokratischen Partei? Soviel ist sicher: weder der Zar, noch die französischen Bougeoisrepublikaner, noch die deutsche Regierung selbst würden eine so schöne Gelegenheit vorübergehen lassen zur Erdrückung der einzigen Partei, die für sie alle drei „der Feind" ist.

Nun aber hat die deutsche sozialdemokratische Partei, Dank den ununterbrochenen Kämpfen und Opfern von dreißig Jahren, eine Stellung erobert, wie keine andere sozialistische Partei der Welt. Das sozialistische Deutschland nimmt in der internationalen Arbeiterbewegung den vordersten, den ehrenvollsten, den verantwortlichsten Posten ein; es hat die Pflicht, diesen Posten gegen jeden Angreifer bis auf den letzten Mann zu behaupten.

Wenn aber der Sieg der Russen über Deutschland die Erdrückung des deutschen Sozialismus bedeutet, was wird dann, gegenüber einer solchen Aussicht, die Pflicht der deutschen Sozialisten sein? Sollen sie die Ereignisse passiv über sich ergehen lassen, die ihnen Vernichtung drohen, sollen sie widerstandslos den Posten

räumen, für den sie die Verantwortung übernommen haben vor dem Proletariat der ganzen Welt?

Keineswegs. Im Interesse der europäischen Revolution sind sie verbunden, alle eroberten Stellungen zu behaupten, nicht zu kapitulieren, ebensowenig vor dem äußern wie vor dem innern Feind. Und das können sie nur, indem sie bis aufs äußerste Rußland bekämpfen und alle seine Bundesgenossen, wer sie auch seien. Sollte die französische Republik sich in den Dienst Seiner Majestät des Zaren und Selbstherrschers aller Reußen stellen, so würden die deutschen Sozialisten sie mit Leidwesen bekämpfen, aber bekämpfen würden sie sie. Gegenüber dem deutschen Kaisertum kann die französische Republik möglicherweise die bürgerliche Revolution repräsentieren. Aber gegenüber der Republik eines Constans, eines Rouvier, und selbst eines Clémenceau, besonders aber gegenüber der Republik im Dienste des russischen Zaren, repräsentiert der deutsche Sozialismus unbedingt die proletarische Revolution.

Ein Krieg, wo Russen und Franzosen in Deutschland einbrächen, wäre für dieses ein Kampf auf Tod und Leben, worin es seine nationale Existenz nur sichern könnte durch Anwendung der revolutionärsten Maßregeln. Die jetzige Regierung, falls sie nicht gezwungen wird, entfesselt die Revolution sicher nicht. Aber wir haben eine starke Partei, die sie dazu zwingen, oder im Notfall sie ersetzen kann, die sozialdemokratische Partei.

Und wir haben das großartige Beispiel nicht vergessen, das Frankreich uns 1793 gab. Das hundertjährige Jubiläum von 1793 naht heran. Sollte der Eroberungsdurst des Zaren und die chauvinistische Ungeduld der französischen Bourgeoisie den siegreichen, aber friedlichen Vormarsch der deutschen Sozialisten aufhalten, so sind diese — verlaßt euch darauf — bereit, der Welt zu beweisen,

daß die deutschen Proletarier von heute der französischen Sansculotten von vor hundert Jahren nicht unwürdig sind, und daß 1893 sich sehen lassen kann neben 1793. Und wenn dann die Soldaten des Herrn Constans den Fuß auf deutsches Gebiet setzen wird man sie begrüßen mit den Worten der Marseillaise:

> Quoi, ces cohortes étrangères
> Feraient la loi dans nos foyers!
> Wie, soll dies fremde Heer uns schnöde
> Gewalt antun am eignen Herd?

Kurz und gut: Der Friede sichert den Sieg der deutschen sozialdemokratischen Partei in ungefähr zehn Jahren. Der Krieg bringt ihr entweder den Sieg in zwei bis drei Jahren, oder vollständigen Ruin, wenigstens auf fünfzehn bis zwanzig Jahre. Dem gegenüber müßten die deutschen Sozialisten toll sein, wünschten sie den Krieg, bei dem sie alles auf eine Karte setzen, statt den sichern Triumph des Friedens abzuwarten. Noch mehr. Kein Sozialist, von welcher Nationalität auch immer, kann den kriegerischen Triumph weder der heutigen deutschen Regierung wünschen, noch den der französischen bürgerlichen Republik, am allerwenigsten den des Zaren, der eins wäre mit der Unterjochung Europas. Und deshalb sind die Sozialisten in allen Ländern für den Frieden. Kommt aber der Krieg dennoch, dann ist nur Eins sicher: Dieser Krieg, wo fünfzehn bis zwanzig Millionen Bewaffneter sich untereinander abschlachten und ganz Europa verwüsten würden wie nie vorher — dieser Krieg muß entweder den sofortigen Sieg des Sozialismus bringen, oder aber die alte Ordnung der Dinge derart von Kopf zu Fuß umstürzen, und einen solchen Trümmerhaufen hinterlassen, daß die alte kapitalistische Gesellschaft unmöglicher würde als je, und daß die soziale Revolution zwar um zehn oder fünfzehn Jahre hinausgeschoben würde, dann aber auch siegen müßte nach um so rascherem und gründlicherem Verlauf."

IV.

DURCH — !

Das Übel aller Übel ist die Presse, sie erregt selbst in Europäergehirnen, wie in Maeterlinck, Bergson, Rolland, Kipling, die doch weiß Gott ihren Unwert durchschauen, Vorurteile, die bis zu Idiotismen führen können. Bei uns ist es nicht anders.

In Paris, in London, in Rom, in Madrid heißen wir schlechthin Barbaren oder Vandalen, die plündern, sengen, morden und sinnlos Kathedralen zerstören. (Wir, das Land der Kunsthistoriker!) In unseren Zeitungen aber plündern, sengen und schänden morgens und abends die Russen, Belgier und Franzosen. Es gibt „belgische und französische Hyänen des Schlachtfeldes", die den „russischen Schakalen" in keiner Grausamkeit nachstehen. In Spanien las ich im August in französischen und spanischen Zeitungen, daß die Revolution in Berlin ausgebrochen, der Kaiser angeschossen, der Kronprinz ermordet, Rosa Luxemburg mit zehn anderen Sozialdemokraten füsiliert worden sei. Ferner: 28 deutsche Kriegsschiffe seien in den Grund gebohrt, vier englische gesunken, darunter das Admiralsschiff mit dem Admiral Jellicoe. Also glaubhafter Schwindel! Als ich aus Spanien zurückkam, las ich in den deutschen Zeitungen: „Japan, unser vierter Bundesgenosse". Diese kleinen, wenig reizvollen Herren, wurden in Berlin und München gefeiert und auf der Straße geküßt. Ein paar Wochen später nennt man sie geschmackvoll: „Gelbe Stinkaffen". Zurufen möchte mans seinen Mitbürgern: Haltung! Das geschäftstüchtige Manöver der japanischen Regierung, der gelehrigen Schülerin der Londoner Staatsmänner, verdient jede Züchtigung. Der deutsche Generalstab ist gerade dabei, die Niederlagen, welche die Unfähigkeit der deutschen Diplomaten verschuldete, auszuwetzen. Die Diplomaten versagten. Jetzt spricht das Schwert. Es spricht klar und deutlich. Verrichtet mit überlegener Kälte harte Arbeit.

Spricht man mit Offizieren, die verwundet zurückgekehrt sind, so erstaunt man über den stillen sachlichen Ton, mit dem sie alle von den Erlebnissen auf dem Schlachtfeld berichten. Die Achtung vor dem Gegner tut besonders wohl. Ich las gestern den Brief eines mir bekannten Generals an seine Frau und war erschüttert nicht allein durch die Darstellung der grausigen Vorgänge, Qualen, Strapazen, von denen wir uns — trotz allem — keine Vorstellung machen können, sondern vielmehr durch die hurralose Aufrichtigkeit, mit der hier ein Mensch vom Ungeheuren, das er sah, Zeugnis ablegt. Er schmückt nichts aus, er hatte in fünf Tagen sieben Gefechte geleitet, davon zwei nicht glücklich, kein pathetisches Wort, keine Phrase in dem zwölfseitenlangen Brief.

Wenn man dann in die Zeitungen blickt, so packt einen die Wut, aber man sagt sich, auch das ist vielleicht notwendig. . . Durch —! Man fühlt, daß man angesteckt wird. Man will sich wehren; es geht nicht mehr. Und die Frage entsteht, ob es nicht möglich wäre, die Sensationspresse, da das große Reinemachen einmal begonnen hat, auch zu säubern und zu zwingen, sachlich, ohne Zutaten der jetzt grausamen Schmöcke, zu berichten, und sich nicht weiter jene geschwätzige und schädliche Diplomatie, sondern den Generalstab zum Vorbild zu nehmen.

Jene Diplomatie, deren Ahnungslosigkeit ein 66 Millionenvolk an den Abgrund führte, die sich von verbindlichen Herren belügen und beschwätzen ließ, hat abgewirtschaftet, muß — nach diesem Krieg — abgewirtschaftet haben. Abgesehen von wenigen, gerade jetzt ganz hervorragend geleiteten Zeitungen (wie etwa der Frankfurter, der „Neuen Züricher"), ist heute noch die Mehrzahl unserer Preßerzeugnisse ein vergrößertes und verkitschtes Abbild ihrer alten Lehrmeisterin. Sie haben ihr glücklich abgeguckt, wie man sich räuspert und wie man spuckt. Wie man geheimnisvoll tut, ohne selbst etwas zu wissen; wie man prunkt; wie man lügt und verallgemeinert. Wie man ehrbar tut und doch nur dumm ist. Das jedoch,

was wir schmerzlich vermißten, das Körnchen zur Sache, das liefert uns nun der Generalstab. Und die Presse muß es bringen! Hätten wir nicht unklare Vorstellungen von Pressefreiheit, so dürfte man den frommen Wunsch äußern: der Generalstab nehme den Kampf auch gegen diese Großmacht auf, er besetze ihr Gebiet und verhindere die sinnlosen Schimpfergüsse, den gefährlichen Kauderwelsch, mit dem jene sensationshungrigen Blätter ihre Spalten füllen.

Sie selbst scheinen von der Tragweite ihrer Gefährlichkeit kaum einen Begriff zu haben. Ein Beispiel für Tausende: Ich war in Berlin bei einer jener Sitzungen, die der Generalstab für die Herren Pressevertreter eingerichtet hat, um sie zu unterrichten. In einem kleinen Saal des Reichstags sitzen etwa vierzig Herren. Ein junger, kleiner, äußerst sympathischer Offizier vom Admiralstab spricht. Es war grade nach der Seeschlacht bei Helgoland. Er sprach knapp, ohne Adjektiva, nur das Notwendige, korrekt und höflich. Er bat, aus diesem Gefecht nicht sofort wieder Heldentaten zu machen, denn wir hätten immerhin drei Schiffe dabei verloren. Ein Diener bringt ihm eine Depesche. Man spürt, wie der schmächtige Marineoffizier einen Ärger hinunterschluckt. Er verliert seine ruhige Stimme für einige Augenblicke und wendet sich erregt an die versammelte Gesellschaft: „Meine Herren, ich erhalte soeben die Nachricht, daß ein ganz seriöses Blatt heute früh ein Telegramm bringt, die beiden Schiffe „Mainz" und „Cöln", deren Untergang wir melden mußten, seien wohlbehalten in Wilhelmshaven eingelaufen. Nun bitte ich Sie, meine Herren, glauben Sie wirklich, daß wir, wenn dem so wäre, das nicht früher wüßten als die Redaktion dieses Blattes? Glauben Sie nicht, daß die Kommandanten der Schiffe uns zuerst verständigen würden? Aber sie sind, leider Gottes, untergegangen, Sie konnten uns nicht mehr telegraphieren, und Ihre Zeitung da muß morgen zum Rückzug blasen. Ist das notwendig? Müssen Hoffnungen sinnlos erweckt, um gleich wieder begraben zu werden?" —

Vor mehreren Wochen lasen wir bereits Telegramme: Belfort gefallen. Nancy von den Deutschen besetzt! Von den Cholerabazillen in den Wasserleitungen Berlins und Münchens bis zu jenem armen belgischen Soldaten, der in seinem Tornister achtzehn ausgestochene Augen aufbewahrt: eine Kette wahnwitziger Hirngespinste, die gedruckt selbst von urteilsfähigen Köpfen eine Zeitlang geglaubt werden. Wohin soll diese Methode führen? Die „Neue Züricher Zeitung" rät ihren Lesern: „Alles lesen — nichts glauben!" Ein sehr kluges und befolgenswertes Rezept. „Die Lügen, die wir uns in unseren Zeitungen auftischen lassen, sind eine Beleidigung unserer Intelligenz," sagt der englische Schriftsteller Jerome. K. Jerome, dem wir im Frieden schon viele gute Stunden dankten, der bei seinem Volke Ähnliches beobachtet und in einem lesenswerten, von der „Frankfurter Zeitung" verdeutschten Aufsatz: „Wie man sich in Kriegszeiten nicht nützlich macht" auf die patriotische Verwirrung hingewiesen hat, die dieser Krieg in vielen Köpfen verursacht. Über „die deutschen Greuel" wagt er seinen Landsleuten diese Wahrheiten zu sagen: „Die Hälfte aller Greueltaten sind vollkommen erfunden. Es gibt keinen Krieg, in dem nicht jede der beiden Seiten nach der Ansicht der anderen sich ein teuflisches Vergnügen daraus macht, auf die Lazarette des Feindes zu feuern, in denen — nebenbei gesagt — natürlich auch eigene Verwundete liegen können. Nun liegt mir hier ein Bericht aus belgischer Quelle vor: in der Abenddämmerung schafften die Deutschen ihre Verwundeten in Ambulanzautomobilen vom Schlachtfeld. Die belgischen Scharfschützen übersahen in der Dunkelheit die rote Krankenflagge und eröffneten Schnellfeuer. Eine größere Anzahl Verwundeter wurde getötet. Hätten die Deutschen diesen Irrtum begangen, so hätte sich England sicherlich wieder über einen „neuen absichtlichen Schurkenstreich der Deutschen" moralisch entrüstet. Andere Schauermärchen berichten immer wieder, daß die Deutschen beim Vorrücken Scharen von

Frauen und Kindern vor sich hertreiben. Der wirkliche Vorgang ist natürlich, daß ein paar verängstigste Kreaturen vor den anrückenden Truppen weglaufen und zwischen zwei Feuer geraten. Die Kugeln, von denen diese Bedauernswerten getroffen werden, kommen von der einen wie von der anderen Feuerlinie. Redakteure und Klubsesselpolitiker haben bei uns seit Jahren nach diesem Krieg geschrien. In ihrer Vorstellung war es ein Gänsemarsch mit Militärmusik. Die Wahrheit ist schlimm genug. Es liegt also kein Sinn darin, die Dinge noch grausiger zu malen, als sie ohnehin schon sind. Wenn der Krieg vorüber ist, so müssen wir ihn vergessen. Durch Lügengewebe künstliche Schranken des Hasses zwischen unseren Kindern und unserer Feindes Kindern aufzubauen, ist ein Verbrechen gegen die Zukunft.

Deutsche Generalstäbler denken und sprechen über die gefährlichen Wirkungen der Zeitungen nicht anders wie Jerome. Sie, die weiß Gott, das Grauen des Krieges kennen, zucken die Achseln, sind entsetzt angesichts des Wut- und Schimpfschwalls jener tapferen Maulhelden, die um jeden Preis alle unsere Feinde für Schufte, Gauner, Lumpen und Feiglinge erklären und sie von ihrem Tintenfaß aus höhnen und bespucken. Auch diese „laute Sorte" hat K. Jerome in seinem Vaterland an der Arbeit gesehen und er hat ihnen die folgenden aufhebenswerten Worte gewidmet: „es gibt überall eine laute Sorte von Leuten, Männern wie Frauen, die sich gerade jetzt vordrängt und breitmacht, obwohl jedes Land ohne sie auskommen könnte. Das ist der Mann, der mit dem Munde ficht. Sein Atem riecht nach Patriotismus, jenem Patriotismus des Picadillyzirkus, wenn die Branntweinkneipen nachts geschlossen werden. Der Wert, die Entschlossenheit dieses Helden, seine Verachtung des Feindes ist kolossal... Unsere Waffe", fährt Jerome fort, „sollte die harte Tat sein, nicht das harte Wort. Jetzt ist nicht die Zeit zum Bellen und Wutheulen. Den Neger Jack Johnson

respektiere ich als einen Boxer. Was ihn mir verleidet, ist seine schlechte Angewohnheit, den Gegner während des Kampfes zu höhnen und zu verspotten. Das ist nicht manneswürdig, nicht anständig. Die Soldaten kämpfen in grimmigem Schweigen. Wenn einer unserer Kämpfer spricht, so ist es meist ein Wort der Bewunderung für die deutsche Tapferkeit. Anders die würdigen Schreier. Wenn es nach diesen ehrenwerten Drückebergern daheim ginge, so kämpfte England wie ein betrunkenes Weib aus den Fischhallen, die schreit und spuckt und mit den Händen fuchtelt."

Wir sehen, daß es in England rechtlich denkende und unbefangene Kritiker gibt, die sich nicht scheuen, ihrem eigenen Lande die bittere Wahrheit zu sagen. Überall, in allen Ländern gibt es Ähnlichdenkende, nur gehören sie meistens nicht zu den öffentlichen Wortführern. Millionen Menschen in Frankreich, in England, in Rußland schaudern vor den Greueln des Krieges nicht weniger als wir. Eine deutsche Zeitung nannte die Franzosen eines schönen Kriegstages „das Volk der Apachen". Was würden wir sagen, wenn ein verrohter französischer Journalist mit etwa demselben Recht, ebenso treffend wie kühn von uns als dem „Volk der Sternickel" spräche?

* * *

Kluge und verantwortungsvolle Köpfe, die in den Redaktionsbüros sitzen, fühlen sich machtlos gegenüber dem Meer nicht nachprüfbarer Berichte und Darstellungen. Sie müssen sie bringen, sei es aus Furcht vor der Konkurrenz, sei es, weil sie selbst schon der Massensuggestion unterliegen. Täglich schwillt der Strom. Und allmorgendlich und allabendlich ergießt er sich mit all seinem Unrat und kaum gesäubert in die Spalten der Blätter. Und tagtäglich werden die Nerven der braven Bürger aufgepeitscht durch neue Greueltaten der anderen. Drüben besorgt es der „Matin" und der „Figaro". Hier bei uns — — — ich will die Namen der Blätter nicht nennen, denn: jetzt ist Krieg. Wir müssen durch —!

Wir sind ein einig Volk von Brüdern. Wir müssen es sein. Um uns zunächst Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Und wir müssen neben vielem Unglück auch die vaterländischen Gesänge mancher Barden ertragen, die wir im Frieden weniger hilflos über uns ergehen ließen. Schimpft nicht. Ganghofer ist bei weitem nicht der Schlimmste. All das wird wieder in sein verdientes Nichts zurücksinken. Oder nur von denen geschätzt werden, die uns vorher auch siriusfern waren. Also rümpft nicht die Nase, wenn Ganghofer auf Worte Aborte reimt, wenn ein anderer großer Dichter selbst die Hunde und Pferde zu Teutonen und zu Rächern unserer Ehre werden läßt.

Gewiß, es ist geschmacklos; aber es ist ja alles so gleichgültig. Es gibt jetzt keine Frage des Geschmacks, des Geistes, der Kunst. Wir müssen durch. Das ist die Losung.

* * *

Drei Wochen vor Ausbruch des Krieges, am 8. Juli 1914, hielt das jetzige Mitglied der französischen Regierung Marcel Sembat in einer von vielen Tausenden besuchten Studentenversammlung im Pariser Quartier Latin eine Rede zu Gunsten der deutsch-französischen Annäherung. Die angekündigte Sprengung durch nationale Elemente wurde nicht einmal versucht.

„Vergessen wir nicht“, rief Sembat „daß wir 1870 geschlagen worden sind. Das würde uns nur lächerlich machen. Die historische Tatsache ist da, man kann sie nicht wegwischen. Wenn man geschlagen worden ist, gibt es nur zwei Mittel, der Situation abzuhelfen: die Revanche mit Waffengewalt oder die Verständigung“ ... Wenn diesmal Frankreich erneut vor der historischen Tatsache stehen sollte, so dürfen wir ihm die Wahl durch Überlassung zweier Mittel nicht schwer machen. Wir müssen ihm die Möglichkeit zur Revanche mit der Waffe nehmen, um es zur Verständigung zu zwingen. Ein Bündnis zwischen Frankreich und

Deutschland — seit Jahren ersehnt von vielen klugen und weitsichtigen Politikern beider Länder, hintertrieben mit allen Mitteln von den Nachkommen Eduard VII, den kühlen Geschäftsmännern der Londoner Regierung — dieses Bündnis, oder seien wir bescheiden, diese Verständigung kann, muß die Frucht dieses grauenvollsten aller Kriege sein.

Sembat sah in der Verständigung mit Deutschland keine Erniedrigung für die Republik. Den Revanchegedanken ausschaltend bekannte er sich zu dem Glauben, daß eine deutsch-französische Annäherung die Autonomie Elsaß-Lothringens nur beschleunigen könne.

Drei Wochen nach seiner Rede mobilisiert Frankreich. Weswegen? Geht es um Elsaß-Lothringen? Ist der Revanchegedanke plötzlich aufgeflammt? Wer dachte bei Ausbruch dieses Krieges an die Autonomie Elsaß-Lothringens? Kein Deutscher, kein Franzose. Rußland hatte der Republik das Bajonett in die unwilligen Hände gedrückt. Sie mußte marschieren.

In dem Augenblick aber, wo sich Frankreich unter die Befehle des russischen Zaren stellt, verleugnet es seine revolutionäre Tradition, beschmutzt es die Ideen von 1793, und verrät jene, die in Rußland — angespornt durch die Männer des Konvents, angespornt durch den nunmehr sinnwidrig gewordenen Imperativ: Liberté, Égalité, Fraternité — für den Kampf um menschliche Rechte gelitten haben.

So fällt auf uns, deutsche Europäer, die Verpflichtung, die Menschenrechte gegen den Zarismus zu verteidigen. Weder Franzosen noch Belgier sind uns hassenswerte Feinde. Und wir werden Frankreich wie Belgien behandeln müssen, d. h. wir müssen es besetzen, und über den Schaden hinaus, den der Krieg uns zugefügt, haftbar machen. Aber nichts von Repressalien, nichts von wahnsinnigen Gebietsabtretungen, die uns kaum einen Vorteil brächten und uns nur noch mehr die Antipathien der übrigen Welt einträgen. Wir hegen

gegen Frankreich weder Zorn noch Haß. Wir müssen es als Bundesgenossen Rußlands bekämpfen, aber wir wollen, wenn uns der Sieg bleibt, dem verbrecherisch in diesen Krieg geführten Volk, das sich — wie unsere Heerführer melden — für seine Ehre tapfer schlug, jede Möglichkeit eines ehrenvollen Friedens gewähren, um nicht eine Versöhnung mit uns für alle Zeiten auszuschalten.

Zwecks Erreichung dieses noch fernen Zieles werden wir zunächst versuchen müssen, die Wirkungen, die die Presse beider Länder anrichtet, zu schmälern. Was Sembat Anfang Juli in Paris ankündigte, wonach er leider nur nicht energisch genug handelte, bleibt erstrebenswert: „Wir werden gegen die Lüge der großen Presse immer kämpfen, rief er aus, wenn sie falsche Nachrichten über die Vorgänge in Deutschland verbreitet. Wir werden ihr, mit unserer Unterschrift, sagen: Ihr lügt. Wir werden diese Geisel bekämpfen, die schlimmer als der Alkohol ist und die darin besteht, daß der Haß und die Aufregung Tropfen um Tropfen in das Hirn unserer Zeitgenossen geträufelt wird."

Die Befürchtungen, die einzelne unter uns — und nicht die schlechtesten — haben, daß wir nach einem siegreichen Kriege eine schlimme Reaktion erleben werden, müssen durch uns zuschanden gemacht werden. An uns wird es liegen, dem Rückfall vorzubeugen, und ein Hauptteil unserer Kriegsarbeit wird es sein, alle Versuche, uns von neuem Gründerjahre zu bescheren, im Keime zu ersticken. Wir werden, wenn der Krieg beendet ist, so heftig wie vor dem Kriege gegen die Lügen der Presse, gegen jeden künstlich geschürten Nationalhaß, gegen jede aufgeregte Phraseologie kämpfen.

Aber, wenn es wahr ist, daß wir großen Zeiten entgegengehen, so dürfen wir vermuten, daß sie anders aussehen müssen, als die nach 70/71. Sie dürfen nie und nimmer eine umfangreichere und wüstere Wiederholung jener Jahre werden, die eine plötzlich reichgewordene, innerlich rohe Gesellschaft von auf irgendeine Weise Emporgekommenen sich ausleben sahen. Geldverdienen um

jeden Preis, schnell reich und satt werden war die Losung. Ohne Optimist zu sein, scheinen mir die Ängste, wenn auch nicht grundlos, so doch widerlegbar. Es wird keine Butzenscheibenromantik, keine Makart- und keine Piloty-Kunst zu blühen beginnen, wenn auch Künstler, die gerne ihren Patriotismus plakatieren, jetzt glauben werden, ihr Reich sei gekommen.

Wir werden, sobald der Kriegslärm vorüber ist, die jetzt von hilflosen Bühnenleitern herausgeklaubten Gutzkow, Wichert und schlimmere neue Poeten wieder in die Rumpelkammer der Theater wandern sehen. Wir werden wieder die Werke Shakespeares, Goethes, Molières, Kleists, Tolstois, Strindbergs, Wedekinds hören.

Wir werden nicht nur die Änderung des preußischen Wahlrechts, wir werden — das ist gewiß — kein neues Sozialistengesetz erleben. Vielmehr wird Herr v. Bethmann-Hollweg oder sein Nachfolger sich auf eine nicht einmal unangenehme Weise gezwungen fühlen, statt acht Jahre nach dem Kriege alle Sozialistenführer auszuweisen, einige in sein Ministerium zu bitten: zur positiven Mitarbeit.

Denn: sie haben alle in diesem Kriege positiv mitgewirkt. Es wäre unmöglich, sie im Frieden auszuschließen. Einer von ihnen, einer ihrer Zukunftsreichsten, dessen letztes mir gesandtes Telegramm — drei Monate vor dem Kriegsausbruch — lautete: „Schreibe Ihnen für nächstes Heft knappe novellistische Skizze mit scharfer Tendenz gegen aktuelle Kriegshetze", der im Frieden schon einer der tapfersten Krieger, Ludwig Frank, hat sich am ersten Mobilmachungstag als Freiwilliger gestellt und kurz vor seinem Tod in einem Brief an Südekum sein politisches Testament in die hoffnungsreichen Worte zusammengepreßt: „Ich lasse mich nicht davon abbringen, daß in diesem Kriege die Grundlagen für einen unübersehbaren Fortschritt gelegt werden".

Nach Forträumung aller Einwände triumphierte also der Krieg m Hirn dessen, dem es nach unendlichen Schwierigkeiten geglückt

war, die erste internationale Berner Verständigungskonferenz zusammenzubringen. Der leidenschaftlichste Pazifist, der auf den internationalen Kongressen in London und Paris völkerverbrüdernde Reden gehalten hatte, ging als Landwehrmann ins Feld und am ersten Tage, da er ins Gefecht kommt, trifft seinen überlebensgroßen Lassallekopf die Kugel eines Franzosen, vielleicht eines Genossen.

So sieht heut die Welt aus. Wiederum: Durch —!

An Stelle der sich nicht als übermäßig begabt erwiesenen Diplomaten, die auf den wichtigsten europäischen Posten unsere Geschäftsträger waren, werden Männer treten müssen, deren Geschicklichkeit, weltmännische Erfahrung und volkswirtschaftliche Kenntnisse sich bereits auf anderen Gebieten erprobt haben. Organisatoren, Friedenspioniere an die Front! Die nur von einer kleinen Kaste Empfohlenen, die Umsichtigen, und seien sie noch so liebenswürdig und gut akkreditiert, werden abgesägt werden müssen, wie irgendein General vor der Schlacht, der sich den Erfolg nicht zutraut oder von dessen Führung die oberste Leitung sich nicht den Sieg verspricht.

Wir haben jetzt keine Zeit, uns mit den Wünschen und Forderungen jener zudringlichen Schreier zu beschäftigen, deren furor teutonicus sich — an der Front ihres Druckpapieres — in der Ächtung und Verunglimpfung aller ausländischen Werte, Künstler und Dichter, erschöpft. Uns scheint, es wäre, um den scheußlichen fremdsprachigen Unfug der Firmenschilder und der Speisekarten zu beseitigen, nicht erst der Krieg nötig gewesen. Die jetzt etwas allgemein ausfallenden Definitionen des Deutschtums sind vielleicht den Kriegszeiten angemessen, obschon der Mangel an Selbstkritik ein bißchen stört. Auch Selbstkritik ist eine deutsche, von Luther bis Nietzsche redlich geübte Tugend.

Unsere Feinde sprechen von einer Hegemonie Deutschlands in Europa, die nach einem für uns siegreichen Kriege kommen müßte. Kommt sie, so werden uns mehr Pflichten als Rechte erwachsen!

Wir würden zeigen müssen, daß wir diesen Sieg zu nutzen verstehen, daß wir fähig sind, als ein großes Kulturvolk an der Spitze Europas zu marschieren, und den andern Völkern, nicht nur was militärische Macht und Schlagfertigkeit betrifft, ein Beispiel zu sein.

Unser harren im Innern kaum geringere Hindernisse als unserem Heere draußen. Und unser Feind ist nicht weniger mächtig. Wir müssen alle Kräfte ansetzen, Truppen mustern, ausheben, bilden, um nach diesem Höllensturz der Völker fähig zu bleiben zum fruchtbaren Krieg im Frieden.

Es handelt sich um den inneren Ausbau unseres Staates. Um Gesetze, die den geistigen, wirtschaftlichen, kulturellen Verhältnissen des Volkes entsprechen — vor allem: um den Willen zur Menschlichkeit, die unser Staatsgefüge mehr und mehr wird durchdringen können, ohne im geringsten seine Machtstellung zu gefährden.

Wir kennen unsere Werte. Nur wollen wir nicht nach Parvenuart immer laut von ihnen sprechen. Wir wollen sie nicht denen ins Gesicht posaunen, die andere Werte haben, denen aber die unseren fehlen und die uns deshalb mit einem Gefühl des Hasses und des Neides emporkommen sahen.

Wir wissen, — jeder, der das Ausland kennt, hat es schmerzlich erfahren —, wie unbeliebt der Deutsche ist. Wir wissen aber auch, daß unsere Einrichtungen, unsere Organisationen auf allen Gebieten besser, gesünder, hygienischer, daß die Straßen unserer Städte sauberer, die Hotels zweckmäßiger, bequemer und billiger, die Eisenbahnen pünktlicher und sorgfältiger gereinigt sind. Aber wir wollen kein Aufhebens davon machen. Wir wissen, daß wir die leistungsfähigsten Schiffahrts- und Elektrizitätsgesellschaften, die technisch höchststehenden Fabriken, die zuverlässigsten Arbeiter, die sozial bestgeordneten Gewerkschaften, die selbständigsten und kühnsten Künstler in der Musik, im Theater in der bildenden Kunst, die fähigsten Ärzte, Physiker, Volkswirtschaftler.

Architekten, Mathematiker, die gerissensten Bankdirektoren und Bergwerksbesitzer haben. Ein Volk der Arbeit und ein Volk superlativischer Kontraste. Es hat in seiner Mitte: die unternehmungslustigsten Kaufleute und die stillsten Träumer, kultivierte Europäer und brutale Schwätzer; es ist das Volk der Vereine und Verbände und der Eigenbrödler. Kurz es ist ein in seinen tausend Gegensätzen so unendlich reiches Volk, daß ihm nichts geschehen kann, das von Kräften strotzt und das sie nur zu bändigen lernen muß. Um mit ihnen später ausschließlich der Zivilisation und der Menschlichkeit zu dienen.

Ludwig Franks Glaube, den er mit seinem Tode besiegelte, daß in diesem Kriege die Grundlagen für einen unabsehbaren Fortschritt gelegt werden, darf uns — trotz allem, was dagegen spräche — nicht geraubt werden. Dieser Glaube ist die Fahne, die uns lockt. Das Leben wäre nicht mehr lebenswert und man würfe es hin, wenn dieser Glaube uns nicht begeisterte, weiterzuarbeiten. Es kommen zuweilen dunkle Stunden. Aber wir wollen durch! Nach dem Sieg sehen wir uns wieder.

WAS SOLLEN WIR TUN?

Den folgenden Brief erhielt ich von Jakob Wassermann am 30. Juni 1914 als Antwort auf meinen im dritten Heft (Juni) veröffentlichten Aufsatz: „Russische Gefängnisse — Europas Schande." Trotz den Umwälzungen, die der Krieg gebracht hat, oder vielmehr gerade um ihretwillen werden Wassermanns Worte Beachtung finden. Wir wollen nicht vergessen, daß wir gegen den Zarismus diesen Krieg begannen, und daß sein Ende erst der Sieg wäre.

Lieber Herr Herzog!

Als ich Ihren Aufsatz über die russischen Gefängnisse las, war es mir, wie wenn ein alter Mahner vor mich hinträte, um die Bezahlung einer alten Schuld zu verlangen. Aber wie stets zuvor mußte ich mich fragen: womit zahlen? Wie stets zuvor fühlte ich, nur noch schauerlicher, meine Armut und Ohnmacht.

Ihr Ruf wird Vielen in die Ohren gellen, dennoch wird ihn keiner, der nicht im und vom Selbstbetrug lebt, ohne das nämliche Gefühl der Armut und Ohnmacht hören.

Was nützt die stumme Empörung des Einzelnen? Sie dauert einen Tag, eine Nacht, dann glättet sich der Sturm von selbst, oder der Wechsel der Geschehnisse treibt ein anderes, scheinbar ebenso starkes Interesse an die Oberfläche.

Was nützt das Reden, was nützt das Schreiben? Zu viele reden, das Wort verhallt; zu viele schreiben, es wird gelesen und wird vergessen. Da und dort flackert ein Feuer empor, die nächste Stunde hat es gelöscht. Die leidenschaftlichste Stimme erhebt sich

kaum über den gemeinen Lärm, die ergriffenste verliert sich, die mächtigste bleibt einsam.

Es scheint, daß unsere Welt ohne jedes Bewußtsein der Verantwortlichkeit, ohne jede Sinnenkraft, ohne jede Treue des Entschlusses und ohne jede Begeisterung ist. Was sollen wir also tun?

Sie rechnen damit, und Sie sprechen es irgendwo aus, daß von einem Bündnis und Zusammenschluß der Geistigen, der Künstler, der „Intellektuellen" eine Wandlung zu erhoffen sei, und wenn nicht dies, so doch ein Anstoß, eine Förderung. Sie glauben sozusagen an die Errichtung eines europäischen Tribunals, an eine Diktatur der Gerechtigkeit und der Vernunft. Obwohl dies auch meine Hoffnung ist, halte ich es, wie die Dinge jetzt liegen, für das Unmöglichste von allem.

Es ist das Kennzeichnende unserer Zeit, daß sie diejenigen Männer, die sich außerhalb des sozialen Kreises schöpferisch betätigen, ohne Gnade und für immer isoliert.

Herr zu werden über die Visionen, erfordert heute eine so ungeheure Anspannung des Innern, einen so entscheidenden Verzicht nach außen, daß für das tägliche Mitleben, für augenscheinlichen wie augenblicklichen Anteil keine Kraft mehr zur Verfügung steht. Die Zeit ist so reich, so tumultuarisch bewegt, daß dem, der den Entwicklungen und Geschehnissen zu nahe steht, kein Bild sich formt, keine Gestalt sich gibt. Damit er sehen und begreifen kann, muß er eine größere Ferne suchen als es jemals notwendig war. Die Aufgabe, die er übernommen hat, zwingt ihn zu jener scheinbaren Gleichgültigkeit, die erst vom Werk, freilich nur für die Tiefblickenden, Lügen gestraft wird und die alle diejenigen, die rasche und unmittelbare Wirkungen wollen, reizt und enttäuscht.

Wie wäre es sonst möglich, daß Menschen von Phantasie Zustände ertragen können, von denen die geringste Kunde das Herz aufrührt und das Gewissen beunruhigt? Wie wäre es möglich, Bilder

zu malen, Bücher zu schreiben und Opern zu komponieren, wenn Tausende und Abertausende unserer Brüder, Bluts- und Geistesbrüder, an jedem Tag, an dem wir uns einer so sonderbar unnützen, unheimlich folgenlosen Beschäftigung ergeben, gefoltert, gemordet und hingerichtet werden? Es läßt sich denken, daß Techniker an der Vervollkommnung von Maschinen, Gelehrte an der Bereicherung wissenschaftlicher Erkenntnis, Politiker an wirtschaftlichen und nationalen Problemen mit dem Bewußtsein arbeiten, daß sie der Allgemeinheit dienen oder dem, was man Fortschritt nennt; ihre Arbeit ist absehbar, hat Beginn und Ziel, vorgeschriebenes Maß und nachweisbare Folge. Sie sind fähig, zu vergessen, ihr Blick hat Grenzen wie ihre innere Welt, und sie unterliegen der Illusion der Nützlichkeit. Der Künstler aber kann niemals vergessen, ihm ist kein Ziel gesetzt, ihm ist die Welt mit allen ihren Gebilden, die Menschheit mit allen ihren Geschicken beständig gegenwärtig, und wie brächte er es fertig, den Meißel zu führen, Sätze rhythmisch zu fügen und Melodien zu ersinnen, wenn zwei- oder dreitausend Kilometer weiter weg das edelste Blut der Menschheit unschuldig vergossen wird? Wie brächte er es fertig, dem Schrei der Gequälten sein Ohr, dem Schauspiel der Erniedrigung sein Auge zu verschließen? Wie anders, als indem er überzeugt ist, durch sein Schweigen und sein Abwenden Höheres zu erreichen? Wie anders als durch die Idee der Verwandlung? Durch den ihm angeborenen Trieb: hart zu werden, damit Feuer aus ihm schlägt?

Und doch, hier bleibt Scham und Zweifel übrig. Ich frage mich, wo sind diese Hartgewordenen, deren Seele der reine Spiegel der Dinge und der Schicksale ist? Wo sind diese Täuschungsgewaltigen, die von Wandlung zu Wandlung schreiten, mit verhülltem Antlitz durch die Menge gehen und sich im gültigen, verwandelnden Werk offenbaren? Ich prüfe mich selbst und finde wohl, daß ich in der Stunde der Gefahr oft willig gewesen bin

und mir den Vorwurf träger Unterlassung nicht immer zu machen habe. Aber wo ist meine Waffe, wo der gültige Hinweis und die stichhaltige Entschuldigung, wenn einer kommt und den Vorhang von einem Schauplatz unerhörter Leiden reißt? Wo ist da plötzlich die Leistung, wo das Werk? In wem wirkt es, wen hat es veredelt, in welcher Brust eine Flamme entzündet? wo sind die Anhänger, die Schwärmer, die Gläubigen, die Jünger, die Verwandelten? Sie sind nicht zu finden, oder wenn ich sie finde, erweist es sich, daß die Anhängerschaft unverbindlich, die Schwärmerei ein Luxusgefühl, die Verwandlung eine Maskerade war.

Und wenn ich zu den Freunden gehe, den Mitwirkenden, Mitschaffenden, so sehe ich in jedem Auge dieselbe Frage, dieselben Zweifel, dieselbe Einsamkeit und dasselbe Mißtrauen gegen Bündnisse und Vereinigung. Sie haben keine Sicherheit, nach keiner Seite. Wenige sind Ihres Werkes sicher, und die sind nicht eben die Besten; wenige ihrer eigenen Person. Sie blicken mit Schrecken auf die Zeit; sie fliehen vor den Menschen und den Ereignissen. Sie machen fast den Eindruck von Belagerten, die nicht wissen, ob sie die Festung halten können oder ob sie kapitulieren müssen. Nur die Allernaivsten bringen es zu einer Siegerpose; aber die Schlachten, die sie gewonnen haben wollen, stehen bloß auf Zeitungspapier.

Gewiß ist, daß heute die Dichter und Künstler eine Sprache reden, die vom Volk nicht mehr verstanden wird und nicht mehr bis zum Volke dringt. Eben jener Reichtum des Geschehens, jene Fülle der Gesichte, jene von Tag zu Tag wachsende Zahl der Probleme, die Gärung in allen Schichten der Gesellschaft und die mit ungemeiner Vehemenz sich vollziehende Kristallisation des Lebens und der Schicksale zwingen den Künstler zu einer Abbreviatur des Ausdrucks, einer Zusammenfassung der Symbolik, die zur Würdigung eines hohen Kulturgrades und einer ungewöhnlichen Verfeinerung der Instinkte bedarf. Alle eigentlich

tiefen und bedeutenden Wirkungen bleiben wieder auf Einzelne beschränkt. Diese Einzelnen bilden eine Art von Geheimkaste, einen geistigen Orden, der seine Geheimsprache, seine besonderen Mysterien und besonderen Formeln hat und die Sprache und die Formeln der anderen Kasten nicht mehr akzeptiert. Ja, die Ablehnung des ihnen Fremden steigert sich in manchen Fällen bis zum Haß und zur Verachtung. Da zeigt sich dann Freiwilligkeit im Mißverständnis, kleine Ränkesucht in der Wertung, und die Enthusiasten im einen Lager sind fähig, die Augen zu verschließen, wenn im andern Lager ein Werk von Belang entstanden ist. Es ist wie ein Fluch; je mehr in den Völkern der Gedanke Raum und Macht gewinnt, daß die von Vorurteilen und engen Interessen zwischen den Nationen errichteten Mauern fallen müssen, je mehr erblickt man diese geistigen Provinzen voneinander geschieden und einander feindlich. Das ist die Schuld der geistigen Pfaffen, die wie immer, so auch hier, die wahren Feinde Gottes sind.

Leicht zu sagen, daß die Zeit solche Gegensätze ausgleichen wird; unleugbar, daß keine Idee, kein Werk von Rang und eingeborener Kraft seiner legitimen Wirkung dauernd beraubt werden kann. Aber die Zeit dürstet, die Zeit verschmachtet, und sie ist dumm, blind, willenlos, wahllos; bekommt sie nicht die Nahrung vom Bauern, so geht sie zum Krämer, der sie verfälscht und mit Surrogaten Profit macht. So gelangen die Zwischenhändler zu Ehren, die Talente, die Verfertiger, die Verflacher, die Dolmetscher; was die Künstler erdacht, erschaut gebildet haben, das zerteilen, zerstücken, vermischen sie mit geschäftstüchtigem Sinn, nicht immer ohne Instinkt, Geschmack und Elan, und es zeigt sich, daß Beifall und Erfolg auf ihrer Seite sind. Jeder findet wieder gelehrige und nicht weniger geschickte Nachahmer und Nachfolger, an Trommelschlägern und Trompetenbläsern fehlt es keinem, je mehr Irrtum, je mehr Lärm, aber der, dem sie alles verdanken, der Pflüger, der Säer, der steht im Dunkeln.

Dieses nun ist gewiß. Ebenso gewiß aber ist es, daß sich in jener Menschenklasse, die man Publikum nennt und die sich vom Volk durch eine in verschiedenen Phasen fixierte Bildung wie durch die Gewöhnung an mittlere Kunstgenüsse unterscheidet, eine wachsende Unempfindlichkeit, Unwilligkeit und Trägheit gegenüber jeder tieferen seelischen Erschütterung bemerkbar macht. Die Bourgeoisie, und dazu rechne ich alle Unempfindlichen, Unwilligen und Trägen, hat eben jetzt, wie mich dünkt, den Höhepunkt ihres Erfolgs und ihres Wohlstandes erreicht. Müde vom wirtschaftlichen Kampf, unfähig zu innerer Sammlung, übermütig im Besitz, aller Ideale bar, will sie sich betäuben und sonst nichts. Was sie fordert, ist Befriedigung der Neugier; was sie beglückt, ist Rausch und Wechsel, was sie belohnt, ist Bestätigung oder Aufstachelung, was sie nicht versteht und nicht verzeiht, ist Wahrheit, ist Heiligkeit. Sie will nicht emporblicken, sie öffnet das Auge nicht, sie sieht keinen Abgrund, sie lacht gedankenlos und weint sogar zum Vergnügen. Das Unheil, das sie selbst hervorgerufen, wird ihr zum Theater, jeder Mahner zum Hanswurst, der Prophet zum interessanten Schauspieler, und der Schauspieler, ja, der ist ihr wahrer Prophet. Es ist ein beklemmender Anblick, und gewinnt man erst einmal Klarheit über den ganzen Umfang des Verhängnisses, so ist es, als wolle alle Hoffnung sterben und es wird einem zumut, als lebe man in einer Epoche der progressiven Versteinerung aller Herzen. Wie sollten da Gestalt und Symbol wirken? Wo fänden sie die schwingende Saite, die offene Pore? Kann ein Kunstwerk existieren ohne eine Menschheit, die es will und beherbergt? Ist nicht erst im Gemüt der Menschen seine wahre Geburtsstätte? Und wer von all diesen Satten, Übersatten, äußerlich Reichen und innerlich grenzenlos Verarmten weiß noch etwas von der „Gestalt“? Kaum die Figur ist ihnen sichtbar; nur die Puppe ist ihnen verständlich; mit plumpen Händen greifen sie überall nach

der Puppe, applaudieren den Leistungen der Puppe, denn die Puppe spielt Krieg im Frieden, die Puppe fliegt, die Puppe erklettert Berge, lenkt Automobile, schafft Rekords und sorgt für beständige Zerstreuung und Erregung.

Was bedeuten daneben die amerikanischen Wohlfahrts- und Wohltätigkeitsmillionen, die Heilsarmeen, die Friedensgesellschaften, die theosophischen Konventikel, die Versuche um die Erweckung eines neuen religiösen Geistes? So gut wie nichts. Die Krankheit ist zu schwer, sie hat zu wichtige und edle Teile des Volkskörpers ergriffen. Und aus diesem Grunde darf man etwas gegen Europa wagen. Rußland kennt die Schwäche Europas und weiß genau, daß man seinen Henkern und Folterknechten nicht in die Arme fallen wird. Jeder kleine Attaché kann Ihnen und mir beweisen, daß die Interessen, die auf dem Spiel stehen, von zu wichtiger Beschaffenheit sind, als daß die eine Regierung in die Amtshandlung der andern, das eine Volk in das sinnlose Schlächterhandwerk des Andern eingreifen dürfte. Wir wissen es; wir wissen um die Existenz dieses verworrenen Knäuels von Beziehungen, Verträgen, Übereinkünften, Hinterhalten und Vorbehalten; wir kennen das eingerostete Schweigen, die umpanzerten Stirnen, die diplomatischen Parenthesen und das Tabu der Landesgrenzen. Wir wollen ja auch nur, daß das einfach Menschliche geschehe und das absurd-Barbarische, das himmelschreiend Bestialische unterlassen werde. Und weil wir dies wollen und fordern, dies Simple und Selbstverständliche, weil uns das Maß der Verbrechen voll scheint und uns die genügsam geschilderten Leiden und Martyrien der Opfer eines senilen Systems nicht mehr schlafen, nicht mehr ruhen, nicht mehr denken, nicht mehr träumen lassen, werden wir uns nicht etwa in den Geruch von Rebellen setzen, sondern in den von donquichottischen Phantasten und unfruchtbaren Schwärmern.

Wir sind ja nicht so einfältig, im zwanzigsten Jahrhundert

einen Kreuzzug zu predigen. Was wir tun müssen, ist ein anderes. Ich will hier eine Stelle aus Paul de Lagardes Schriften anführen, weil sie sich mit dem, was ich zu sagen habe, vollkommen deckt.

Die Stelle lautet: Mit dem Anerkennen der Ideale ist etwas getan, aber nicht viel. Was uns not tut, ist der Versuch, mit diesen Idealen praktisch Ernst zu machen, das Ideal der Herzen in eine sichtbare Gemeinde zu übersetzen, welche auf nichts aus wäre, als zu sein und welche in der vollendeten Anspruchslosigkeit eines allein mit dem Ewigen beschäftigten Lebens ohne Worte das Evangelium predigte. Es wird notwendigerweise zu sinnen sein auf eine Verbindung aller derer, welche vor Gottes Augen leben wollen, welche die durch des höchsten Meisters Hand in Angriff genommene Bildung ihrer Seele achten und ihr danken. Alles Geistige muß auf der Erde einen Leib haben, um in der Geschichte tätig sein zu können: Dieser Leib baut sich von selbst auf, wo man den Geist nicht hindert, ihn zu bauen. Auf das Wegräumen der Hindernisse also kommt es vorläufig, auf die Bildung einer Zucht und Treue haltenden Gemeinde hauptsächlich an. Finden sich die Menschen für diesen Versuch in Deutschland nicht und nicht bald, so können wir nur auf die Zukunft unseres Vaterlandes verzichten: Deutschland wird dann noch eine Weile existieren, zu leben wird es bald genug aufhören.

So weit Lagarde. Und ich denke, wenn jeder Einzelne „seinen Leib baut", d. h. der Mensch wird, als den er sich in seinen Visionen schaut und der zu den andern Menschen aus Büchern, Bildern, Statuen und Kompositionen spricht, daß er dann eines Tages nicht mehr „der Einzelne" ist, das sonderbare, geniale Individuum, die Spezialität, sondern unversehens eine ganz neue Wirkung und eine Macht ausüben wird, die er bisher nicht geahnt hat.

Es kommt darauf an, im höchsten Maße sachlich zu werden und sich aller Eitelkeit, all des vergiftenden Strebens nach Ruhm

und Erfolg zu entschlagen. Denn mit dieser Eitelkeit, — erlauben Sie, daß ich mich selbst zitiere — ist der Künstler nichts als ein mehr oder weniger wunderbares Luder. Sie verdunkelt seinen Menschenblick und erkältet sein Herz. Sie macht ihn zugleich wachsam und träg, unruhig und stumpf. Sie verursacht, daß zwischen ihm und der Welt immer wieder der Spiegel steht, und daß ihm der Spiegel die Liebe und den Glauben der Menschen entwendet.

Es kommt darauf an, das Einfache, und nur das Einfache, immer immer wieder mit höchster Kraft und Leidenschaft zu sagen, zu tun und zu gestalten. Wer von diesem Wege abweicht, der gelangt zur Verkünstelung und zur Erstarrung.

Es kommt darauf an, das Auge rein zu halten, damit es den Bruder erkenne und wisse, wer Bruder ist. Es kommt darauf an, zu entbehren, sich zu sammeln, sich zu entäußern, mitzuleben und mit ganzer Kraft gegen einen Punkt zu wirken. Und dieser Punkt wäre der Treffpunkt all der reinen Willensströme und Geisteswege. Wo ein Werk oder ein Mensch seine Wirkung versagt, liegt die Schuld zuletzt doch nur am Werk und am Menschen.

Im Namen aller Zeitgenossen danke ich Ihnen für die Glut und die Ergriffenheit Ihres Weckrufes. Ich erblicke darin das erste Zeichen der Wandlung.

Ihr

Jakob Wassermann.

Kleist schrieb die folgenden Blätter 1809. Also vor 105 Jahren. Nun beginnen sie aktuell zu werden.

WAS GILT ES IN DIESEM KRIEGE?

VON H. v. KLEIST

Gilt es, was es gegolten hat sonst in den Kriegen, die geführt worden sind, auf dem Gebiete der unermeßlichen Welt? Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der, in dem Duft einer lieblichen Sommernacht, von Lorbeeren geträumt hat? Oder Genugtuung für die Empfindlichkeit einer Favorite, deren Reize, vom Beherrscher des Reichs anerkannt, an fremden Höfen in Zweifel gezogen worden sind? Gilt es einen Feldzug, der, jenem spanischen Erbfolgestreit gleich, wie ein Schachspiel gespielt wird; bei welchem kein Herz wärmer schlägt, keine Leidenschaft das Gefühl schwellt, kein Muskel, vom Giftpfeil der Beleidigung getroffen, emporzuckt? Gilt es, ins Feld zu rücken, von beiden Seiten, wenn der Lenz kommt, sich zu treffen mit flatternden Fahnen, und zu schlagen und entweder zu siegen, oder wieder in die Winterquartiere einzurücken? Gilt es, eine Provinz abzutreten, einen Anspruch auszufechten, oder eine Schuldforderung geltend zu machen, oder gilt es sonst irgend etwas, das nach dem Wert des Geldes auszumessen ist, heut besessen, morgen aufgegeben, und übermorgen wieder erworben werden kann?

Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt; deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist. Eine Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist, wie irgend eine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das

Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen, auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die, in freier Wahl, von der Gesamtheit aller Brüdernationen, gesetzt wäre. Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Sprichwort geworden ist; die, über jeden Zweifel erhoben, dem Besitzer jenes echten Ringes gleich, diejenige ist, die die anderen am meisten lieben; deren Unschuld, selbst in dem Augenblick noch, da der Fremdling sie belächelt oder wohl gar verspottet, sein Gefühl geheimnisvoll erweckt: dergestalt, daß derjenige, der zu ihr gehört, nur seinen Namen zu nennen braucht, um auch, in den entferntesten Teilen der Welt noch, Glauben zu finden. Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Übermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag, an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; die herumgeflattert ist, unermüdlich, einer Biene gleich, alles, was sie Vortreffliches fand, in sich aufzunehmen gleich als ob nichts, von Ursprung herein Schönes, in ihr selber wäre; in deren Schoß gleichwohl (wenn es zu sagen erlaubt ist!) die Götter das Urbild der Menschheit reiner, als in irgend einer anderen aufbewahrt hatten. Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts, in dem Wechsel der Dienstleistungen, schuldig geblieben ist; die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab; eine Gemeinschaft, die, an dem Obelisken der Zeiten, stets unter den wackersten und rüstigsten tätig gewesen ist: ja, die den Grundstein desselben gelegt hat, und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen, bestimmt war. Eine Gemeinschaft gilt es, die den Leibnitz und Gutenberg geboren hat; in welcher ein Guericke den Luftkreis wog, Tschirnhausen den Glanz der Sonne

lenkte und Keppler der Gestirne Bahn verzeichnete; eine Gemeinschaft, die große Namen, wie der Lenz Blumen, aufzuweisen hat: die den Hutten und Sickingen, Luther und Melanchthon, Joseph und Friedrich auferzog; in welcher Dürer und Cranach, die Verherrlicher der Tempel, gelebt, und Klopstock den Triumph des Erlösers gesungen hat. Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlecht angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, v o r d e m d i e S o n n e v e r d u n k e l t, zu Grabe gebracht werden soll.

GERMANIA AN IHRE KINDER
VON H. v. KLEIST

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Odertal bebau'n,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor: Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Deutsche, mut'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,

In den Schoß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor: Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Tal der Schlacht hinab!

Wie der Schnee aus Felsenrissen:
Wie auf ew'ger Alpen Höh'n,
Unter Frühlings heißen Küssen,
Siedend auf die Gletscher geh'n:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg' hallt donnernd wider,
Fluren sind ein Ozean!

Chor: So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her!

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegenzeucht,
Der Gelehrte, der, auf Flügeln,
Der Gestirne Saum erreicht,
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht,
Und, vom Fels herab, der Ritter,
Der, sein Cherub, auf ihm steht!

Chor: Wer, in unzählbaren Wunden,
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen;
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein!

Chor: Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der, in den Städten,
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das, mit Gewimmer,
Ihrem Todeskuß erliegt,
Und zum Lohn, beim Morgenschimmer,
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor: Das Gescheh'ne sei vergessen;
Reue mög' euch ewig pressen!
Höh'rem, als der Erde Gut,
Schwillt, an diesem Tag, das Blut!

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsern Nacken legt:
Schutz den Tempeln vor Verheerung;
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung:
Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor: Frei, auf deutschem Grunde, walten
Laßt uns, nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freu'n:
Oder unser Grab ihn sein!

FRAGMENT: AN DIE ZEITGENOSSEN
VON H. v. KLEIST

Zeitgenossen! Glückliche oder unglückliche Zeitgenossen -- wie soll ich euch nennen? Daß ihr nicht aufmerken wollet, oder nicht aufmerken könnet. Wunderbare und sorgenlose Blindheit, mit welcher ihr nichts vernehmt! O wenn in euren Füßen Weissagung wäre, wie schnell würden sie zur Flucht sein! Denn unter ihnen gärt die Flamme, die bald in Vulkanen herausdonnern, und unter ihrer Asche und ihren Lavaströmen alles begraben wird. Wunderbare Blindheit, die nicht gewahrt, daß Ungeheures und Unerhörtes nahe ist, daß Dinge reifen, von welchen noch der Urenkel mit Grausen sprechen wird, wie von atridischen Tischen und Pariser und Nanter Bluthochzeiten? Welche Verwandlungen nahen! Ja, in welchen seid ihr mitten inne und merkt sie nicht, und meinet, es geschähe etwas Alltägliches in dem alltäglichen Nichts, worin ihr befangen seid! (Aus E. M. Arendts „Geist der Zeit.")

Diese Prophezeiung in der Tat, mehr als einmal habe ich diese Worte als übertrieben tadeln hören. Sie flößen, sagt man, ein gewisses falsches Entsetzen ein, das die Gemüter, statt sie zu erregen,

vielmehr abspanne und erschlaffe. Man sieht um sich, heißt es, ob wirklich die Erde sich schon, unter den Fußtritten der Menschen, eröffne; und wenn man die Türme und die Giebel der Häuser noch stehen sieht, so holt man, als ob man aus einem schweren Traum erwachte, wieder Atem. Das Wahrhaftige, was darin liegt, verwerfe man mit dem Unwahrhaftigen, und sei geneigt, die ganze Weissagung, die das Buch enthält, für eine Vision zu halten.

O du, der du so sprichst, du kömmst mir vor wie etwa ein Grieche, aus dem Zeitalter des Sülla, oder, aus jenem des Titus, ein Israelit.

Was! dieser mächtige Staat der Juden soll untergehen? Jerusalem, diese Stadt Gottes, von seinem leibhaftigen Cherubime beschützt, sie sollte, Zion, zu Asche versinken? Eulen und Adler sollten in den Trümmern dieses salomonischen Tempels wohnen? Der Tod sollte die ganze Bevölkerung hinwegraffen, Weiber und Kinder in Fesseln hinweggeführt werden, und die Nachkommenschaft, in alle Länder der Welt zerstreut, durch Jahrtausende und wieder Jahrtausende, verworfen, wie dieser Ananias prophezeit, das Leben der Sklaven führen?

Was!

ÜBER DIE RETTUNG VON ÖSTERREICH

VON H. v. KLEIST

Einleitung

Jede große und umfassende Gefahr gibt, wenn ihr wohl begegnet wird, dem Staat, für den Augenblick, ein demokratisches Ansehen. Die Flamme, die eine Stadt bedroht, um sich greifen zu lassen, ohne ihr zu wehren, aus Furcht, der Zusammenlauf der Menschen, den eine nachdrückliche Rettung herbeizöge, könnte der Polizei über den Kopf wachsen: dieser Gedanke wäre Wahnsinn und kann in die Seele eines Despoten kommen, aber keines redlichen und tugendhaften Regenten.

Wir hinken, seit dieser unselige Krieg dauert, beständig, mit unsern Maßregeln, hinter der Zeit daher. Mit den Anstrengungen, die wir heute machen, würden wir vor drei Monaten, und mit denen, die wir nach drei Monaten machen werden (falls überhaupt dann noch welche gemacht werden), heute gesiegt haben. Das Äußerste, darüber ist jedermann einverstanden, muß geschehen, wenn die Zeit gerettet werden soll: aber darunter versteht man das mindeste in der Tat, was unter solchen Umständen geschehen kann.

Von der Quelle der Nationalkraft

Zuvörderst muß die Regierung von Österreich sich überzeugen, daß der Krieg, den sie führt, weder für den Glanz noch für die Unabhängigkeit, noch selbst für das Dasein ihres Thrones geführt werde, welches, so wie die Sache liegt, lauter niedere und untergeordnete Zwecke sind, sondern für Gott, Freiheit, Gesetz und Sittlichkeit, für die Besserung einer höchst gesunkenen und entarteten Generation, kurz für Güter, die über jede Schätzung erhaben sind, und die um jeden Preis, gleichviel welchen, gegen den Feind, der sie angreift, verteidigt werden müssen.

Sobald dieser Grundsatz aufgestellt ist, kommt es gar nicht mehr darauf an, ob die Nation auch von dem guten Willen beseelt sei, die Maßregeln der Regierung . . zu unterstützen; sondern die Regierung hat, in der Voraussetzung derselben, ihre bestimmten Forderungen an das Volk zu machen, mit den Kräften desselben willkürlich zu schalten, und um ihre Anordnungen zu erreichen, denselben schuldigen Respekt zu verschaffen.

LEHRBUCH DER FRANZÖSISCHEN JOURNALISTIK

VON H. v. KLEIST

Einleitung

§ 1

Die Journalistik, überhaupt, ist die treuherzige und unverfängliche Kunst, das Volk von dem zu unterrichten, was in der Welt vorfällt. Sie ist eine gänzliche Privatsache, und alle Zwecke der Regierung, sie mögen heißen, wie man wolle, sind ihr fremd. Wenn man die französischen Journale mit Aufmerksamkeit liest, so sieht man, daß sie nach ganz eignen Grundsätzen abgefaßt worden, deren System man die französische Journalistik nennen kann. Wir wollen uns bemühen, den Entwurf dieses Systems, so, wie es etwa im geheimen Archiv zu Paris liegen mag, hier zu entfalten.

Erklärung

§ 2

Die französische Journalistik ist die Kunst, das Volk glauben zu machen, was die Regierung für gut findet.

§ 3

Sie ist bloße Sache der Regierung, und alle Einmischung der Privatleute, bis selbst auf die Stellung vertraulicher Briefe, die die Tagesgeschichte betreffen, verboten.

§ 4

Ihr Zweck ist, die Regierung, über allen Wechsel der Begebenheiten hinaus, sicherzustellen, und die Gemüter, allen Lockungen des Augenblicks zum Trotz, in schweigender Unterwürfigkeit unter das Joch derselben niederzuhalten.

Die zwei obersten Grundsätze

§ 5

Was das Volk nicht weiß, macht das Volk nicht heiß.

§ 6

Was man dem Volk dreimal sagt, hält das Volk für wahr.

Anmerkung

§ 7

Diese Grundsätze könnte man auch: Grundsätze des Talleyrand nennen. Denn ob sie gleich nicht von ihm erfunden sind, so wenig, wie die mathematischen von dem Euklid; so ist er doch der erste, der sie, für ein bestimmtes und schlußgerechtes System, in Anwendung gebracht hat.

Aufgabe

§ 8

Eine Verbindung von Journalen zu redigieren, welche 1) alles was in der Welt vorfällt, entstellen, und gleichwohl 2) ziemliches Vertrauen haben?

Lehrsatz zum Behuf der Auflösung

Die Wahrheit sagen heißt allererst die Wahrheit ganz und nichts als die Wahrheit sagen.

Auflösung

Also redigiere man zwei Blätter, deren eines niemals lügt, das andere aber die Wahrheit sagt: so wird die Aufgabe gelöst sein.

Beweis

Denn weil das eine niemals lügt, das andre aber die Wahrheit sagt, so wird die zweite Forderung erfüllt sein. Weil aber jenes verschweigt, was wahr ist, und dieses hinzusetzet, was erlogen ist, so wird es auch, wie jedermann zugestehen wird, die erste sein. q. e. d.

Erklärung

§ 9

Dasjenige Blatt, welches niemals lügt, aber hin und wieder verschweigt was wahr ist, heiße der „Moniteur", und erscheine in offizieller Form; das andere, welches die Wahrheit sagt, aber zuweilen hinzutut, was erstunken und erlogen ist, heiße „Journal de l'Empire", oder auch „Journal de Paris", und erscheine in Form einer bloßen Privatunternehmung.

Einteilung der Journalistik

§ 10

Die französische Journalistik zerfällt in die Lehre von der Verbreitung 1) wahrhaftiger, 2) falscher Nachrichten. Jede Art der Nachricht erfordert einen eignen Modus der Verbreitung, von welchem hier gehandelt werden soll.

Cap. 1
Von den wahrhaftigen Nachrichten

Art. 1
Von den guten

Lehrsatz

§ 11

Das Werk lobt seinen Meister.

Beweis

Der Beweis für diesen Satz ist klar an sich. Er liegt in der Sonne, besonders wenn sie aufgeht; in den ägyptischen Pyramiden; in der Peterskirche; in der Madonna des Raphael; und in vielen anderen herrlichen Werken der Götter und Menschen.

Anmerkung

§ 12

Wirklich und in der Tat: man möchte meinen, daß dieser Satz sich in der französischen Journalistik nicht findet. Wer die Zeitungen aber mit Aufmerksamkeit gelesen hat, der wird gestehen, er findet sich darin; daher wir ihn auch, dem System zu Gefallen, hier haben aufführen müssen.

Korollarium

§ 13

Inzwischen gilt dieser Satz doch nur in völliger Strenge für den „Moniteur", und auch für diesen nur bei guten Nachrichten von außerordentlichem und entscheidendem Wert. Bei guten Nachrichten von untergeordnetem Wert kann der „Moniteur" schon das Werk ein wenig loben, das „Journal de l'Empire" aber und das „Journal de Paris" mit vollen Backen in die Posaune stoßen

Aufgabe

§ 14

Dem Volk eine gute Nachricht vorzutragen?

Auflösung

Ist es z. B. eine gänzliche Niederlage des Feindes, wobei derselbe Kanonen, Bagage und Munition verloren hat und in die Moräste gesprengt worden ist: so sage man dies, und setze das Punktum dahinter (§ 11). Ist es ein bloßes Gefecht, wobei nicht viel herausgekommen ist: so setze man im „Moniteur" eine, im „Journal de l'Empire" drei Nullen an jede Zahl, und schicke die Blätter mit Kurieren in alle Welt (§ 13).

Anmerkung

§ 15

Hierbei braucht man nicht notwendig zu lügen. Man braucht nur z. B. die Blessierten, die man auf dem Schlachtfelde gefunden, auch unter den Gefangenen aufzuführen. Dadurch bekömmt man zwei Rubriken; und das Gewissen ist gerettet.

Art. 2

Von den schlechten Nachrichten

Lehrsatz

§ 16

Zeit gewonnen, alles gewonnen.

Anmerkung

§ 17

Dieser Satz ist so klar, daß er, wie die Grundsätze, keines Beweises bedarf, daher ihn der Kaiser der Franzosen auch unter die Grundsätze aufgenommen hat. Er führt, in natürlicher Ordnung, auch auf die Kunst, dem Volke schlechte Nachrichten zu verbergen, von welchem sogleich gehandelt werden soll.

Korollarium

§ 18

Inzwischen gilt auch dieser Satz nur, in völliger Strenge, für das „Journal de l'Empire" und für das „Journal de Paris", und auch für diese nur, bei schlechten Nachrichten von der gefähr-

lichen und verzweifelten Art. Schlechte Nachrichten, von erträglicher Art, kann der „Moniteur" gleich offenherzig gestehen: das „Journal de l'Empire" aber und das „Journal de Paris" tun, als ob nicht viel daran wäre.

Aufgabe

§ 19

Dem Volk eine schlechte Nachricht zu verbergen?

Auflösung

Die Auflösung ist leicht. Es gilt für das Innere des Landes in allen Journalen Stillschweigen, einem Fisch gleich. Unterschlagung der Briefe, die davon handeln; Aufhaltung der Reisenden; Verbote, in Tabagien und Gasthäusern davon zu reden; und für das Ausland Konfiskation der Journale, welche gleichwohl davon zu handeln wagen; Arretierung, Deportierung und Füselierung der Redaktoren; Ansetzung neuer Subjekte bei diesem Geschäft: alles mittelbar entweder durch Requisition, oder unmittelbar durch Detaschements.

Anmerkung

§ 20

Diese Auflösung ist, wie man sieht, nur eine bedingte; und früh oder spät kommt die Wahrheit ans Licht. Will man die Glaubwürdigkeit der Zeitungen nicht aussetzen, so muß es notwendig eine Kunst geben, dem Volk schlechte Nachrichten vorzutragen. Worauf wird diese Kunst sich stützen?

Lehrsatz

§ 21

Der Teufel läßt keinen Schelmen im Stich.

Anmerkung

§ 22

Auch dieser Satz ist so klar, daß er nur erst verworren werden würde, wenn man ihn beweisen wollte, daher wir uns nicht weiter darauf einlassen, sondern sogleich zur Anwendung schreiten wollen.

Aufgabe

§ 23

Dem Volk eine schlechte Nachricht vorzutragen?

Auflösung

Man schweige davon (§ 5), bis sich die Umstände geändert haben (§ 15). Inzwischen unterhalte man das Volk mit guten Nachrichten; entweder mit wahrhaftigen, aus der Vergangenheit, oder auch mit gegenwärtigen, wenn sie vorhanden sind, als Schlacht von Marengo; von der Gesandtschaft des Persenschachs, und von der Ankunft des Levantischen Kaffees, oder in Ermangelung aller mit solchen, die erstunken und erlogen sind: sobald sich die Umstände geändert haben, welches niemals ausbleibt (§ 20), und irgend ein Vorteil, er sei groß oder klein, errungen worden ist: gebe man (§ 14) eine pomphafte Ankündigung davon; und an ihren Schwanz hänge man die schlechte Nachricht an. q. e. dem.

Anmerkung

§ 24

Hierin ist eigentlich noch der Lehrsatz . . enthalten: wenn man dem Kinde ein Licht zeigt, so weint es nicht, denn darauf stützt sich zum Teil das angegebene Verfahren. Nur der Kürze wegen, und weil er von selbst in die Augen springt, geschah es, daß wir denselben in abstracto nicht haben aufführen wollen.

Korollarium

§ 25

Ganz still zu schweigen, wie die Auflösung fordert, ist in vielen Fällen unmöglich; denn schon das Datum des Bülletins, wenn z. B. eine Schlacht verloren und das Hauptquartier zurückgegangen wäre, verrät dies Faktum. In diesem Fall antidatiere man entweder das Bülletin; oder aber fingiere einen Druckfehler im Datum; oder endlich lasse das Datum ganz weg. Die Schuld kommt auf den Setzer oder Korrektor.

Spanische Karikaturen

Heraldo de Madrid, 12. August 1914:

DER NEUTRALE SCHLAF ITALIENS



Heraldo de Madrid, 14. August 1914:

DAS NEUTRALE TELEPHON



Bravo, bravo! Aber, zum Donnerwetter, lassen Sie einen Augenblick auch die Deutschen an den Apparat.

„*El Socialista*", *Madrid, 9. August 1914:* STIMMEN VON OBEN



Paulus: Wir müssen doch irgend welche Vorsehung treffen. Siehst Du, wie sich die Menschen drunten schlachten?
Petrus: Achtung, Paulus. Wir bleiben in solchen Fällen immer neutral.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Leopoldstraße 10, München / Druck von J. Schön, München.











